Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Zweiter Theil.

Dritte verbesserte und vielfach bereicherte Auflage
in 4 Bänden.

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
(Gustav Hoffmann.)
1864.

Zweite Periode.

Sturm und Drang. Mäßigung und Vorbereitung zum Höhern.

Vom

Ende der Universitätsjahre bis zur ersten Reise nach Italien.

1771 — 1786.

Erstes Capitel.

Wintersemester zu Frankfurt. Stellung zum Vater. Freunde: Horn, Riese, die beiden Schlosser. Beschäftigungen mit dem Götz von Berlichingen. Bekanntwerden mit Merck; der Darmstädtische Gesellschaftskreis. Von deutscher Baukunst. Hamann's Verhältniß zu Goethe. Zwei theologische Schriften. Bibelstudien. Götz im ersten Entwurf vollendet. Drama Sokrates projectirt. Musik. Fußwanderungen. Wanderers Sturmlied. Schlittschuhlaufen. Ausflüge nach Darmstadt und Homburg. Drei Gedichte.

Als Goethe gegen Ende August (nach dem Frankfurter „Raths- und Stadtkalender" wurde er am 31. August als Advocat vereidigt) in das Aelternhaus zurückgekehrt war, konnte es nicht fehlen, daß manchmal Differenzen zwischen Vater und Sohn hervortraten, wobei sich die Mutter ausgleichend und vertuschend in's Mittel schlagen mußte. Die Stellung eines von der Akademie heimgekommenen Sohnes zum Vater gibt leicht in der ersten Zeit zu Reibung und Spannung Anlaß. Der Jüngling hat sich durch eine Reihe von Jahren an Freiheit und Ungebundenheit gewöhnt und seine eigenen Wege suchen und gehen gelernt, und der Vater möchte noch immer gern den alten Gehorsam, die alte Fügsamkeit in Anspruch nehmen. In unserm besondern Falle kam aber noch ein sehr bedeutender Umstand hinzu, der die vielfachsten und tiefsten Conflicte hervorrufen konnte. Dem pedantischen, ordnungsliebenden Reichsstädter, dem treu anhänglichen Zöglinge einer alten Zeit trat ein excentrischer Weltbürger, einer der Hauptbannerträger einer neu heraufziehenden Periode gegenüber. Der Sohn gehörte mit Geist und Herz einer

andern Generation an, die sich den nächstvorigen revolutionär entge
genstellte.

Schon die Literaturbriefe, Winckelmann's Kunstgeschichte, Les
sing's Laokoon, Herder's Fragmente u. A. hatten auf eine baldig
Regeneration aller Künste, auf eine neue Wendung des ganzen gei
stigen Lebens vorausgedeutet. In dem letzten Jahre, welches Goeth
in Leipzig zubrachte, 1768, waren dann auf einmal, von den ver
schiedensten Seiten her, neue kräftige Anregungen gefolgt, so da
Gervinus nicht mit Unrecht dieses Jahr in der Geschichte der Um
wälzungen unserer Poesie ungefähr für gleich bedeutend ansieht, wi
das Jahr 1789 in der Geschichte der französischen politischen Revo
lution. Lessing's Briefe antiquarischen Inhalts, Herder's kritisch
Wälder, Wieland's Musarion, Gerstenberg's Ugolino, Bode's über
setzter Yorick und der Ossian von Denis, die Bardengesänge, Lava
ter's Aussichten in die Ewigkeit, Basedow's erster Aufruf zur Refor
des Schulwesens — Alles war zusammengetroffen, um auf den ver
schiedensten Gebieten eine außerordentliche Gährung der Geister un
Gemüther hervorzurufen. Besonders die begabtere Jugend wurd
von dieser Bewegung ergriffen; es bildete sich in ihr die Ueberzeu
gung, daß man mit der bisherigen Bildung und ganz vorzüglich mi
der herkömmlichen Poesie brechen, daß man in der Dichtung, wi
im Leben, auf den Naturstand zurückgehen, den sumpfig schleichende
Strom des Herkommens preisgeben, und der Cultur von ihrer rei
nen Quelle an eine ganz neue, frische Bahn eröffnen müsse. Eigent
lich hatte das Geistesleben der Nation schon eine geraume Zeit he
zu dieser Krisis hingedrängt. Brockes, Drollinger, Kleist, Geßne
hatten die Freude an der Natur geweckt; das Interesse an dem Urzu
stande der Menschheit war durch Klopstock's Gesänge, durch die Her
überpflanzung Milton's belebt; Klopstock, Ossian u. A. hatten zu
gleich die Gemüther zu einer großen Reizbarkeit und Empfindsamkei
gestimmt; durch biblische Epen und Patriarchaden waren die Anfäng
des Völker- und Staatslebens vergegenwärtigt worden, auch di
deutsche Urzeit hatte man poetisch zu veranschaulichen gesucht. Daz
kam die Wirkung von Homer, die Aufdeckung englischer Romanze
und deutscher Volkslieder. Unter andern Formen hatte sich dasselb
Streben auf religiösem Gebiete einerseits im Lossagen von all

itiven Religion und in der Aufstellung einer sogenannten natür-
en Religion, andererseits, wie bei Lavater, in der Wiederver-
idigung des alten Prophetenthums gezeigt. Außerhalb Deutsch-
ıds war es auf politischem Felde in Montesquieu's und Rousseau's
ien Lehren von Gesellschaft und Staat hervorgetreten *). Alle
se verschiedenen vorbereitenden Wirkungen schlugen nun in der
ıtschen Jugend zu einem großen, durchgreifenden, leidenschaftlichen
ısbruche zusammen. Natur, Originalität, Freiheit von allem
:gelnzwange, Kampf gegen alles Pedantische und Veraltete, gegen
.e schwerfällige Gelehrsamkeit waren ihre Losungsworte.

Wir wissen bereits, daß Goethe erst in Straßburg von dieser
ächtigen Zeitströmung recht ergriffen ward. Der geist- und lebens-
iche Kreis seiner Shakespeare-Genossen, und vor Allen Herder
ıaren es, welche ihn in diese Bewegung, wohin aber schon durch
laturanlagen, wie durch vorgängige Einflüsse, seine Richtung ging,
ollends hineinzogen. So stand er jetzt seinem Vater als ein mög-
ichst heterogenes Wesen gegenüber. Alle jene später in ihm her-
ortauchenden Charakterzüge, wodurch er dem Vater verwandt war,
Ordnungsliebe, Besonnenheit, ökonomisches Talent, Sammlergeist
md dergleichen, lagen jetzt tief unter den wühlenden, gährenden
kräften seiner Seele verdeckt. Kein Wunder, daß die Mutter sich,
vie er selbst sagt, genöthigt sah, „manche Vorfälle in ein gewisses
Mittel zu richten und zu schlichten." Die Selbstbiographie hebt
einen hervor. Er hatte von Mainz einen harfespielenden Knaben
mitgebracht, den er in Frankfurt gastlich aufzunehmen und zu beför-
dern versprochen hatte. Goethe's Mutter, die wohl voraussah, wie
seltsam es dem Vater vorkommen würde, wenn ein musikalischer
Meßläufer von einem so ansehnlichen Hause her in Gasthöfe und
Schenken ging, besorgte ihm ein Unterkommen in der Nachbarschaft,
und Goethe empfahl ihn seinen Freunden, so daß der Knabe sich gut
fand. Wir werden diesen Charakterzug — den sich diejenigen mer-
ken mögen, welche Goethe'n des Egoismus anklagen —, diese Be-
reitwilligkeit, sich mit dem Schicksale anderer, besonders jüngerer
Personen zu belasten, noch mehrmals in seinem Leben hervortreten

*) Gervinus, IV, 413—416 (2. Aufl.).

sehen. So nahm er sich, um nur ein Beispiel vorgreifend zu erwäh
nen, später in Weimar eines durch verwickelte Schicksale, nicht ohn
eigene Schuld verarmten, äußerst hypochondrischen und schwer zu be
handelnden Mannes an, der sich unter dem fremden Namen Kra f
in Ilmenau aufhielt, und suchte mit unendlicher Langmuth un
Wohlthätigkeit ihn vom gänzlichen Untergange zu retten. Es geh
daraus hervor, daß Wilhelm Meister auch in diesem Zuge das Por
trait seines Verfassers ist. Goethe's Hilfsfertigkeit in Geldbedräng
nissen seiner Freunde und Bekannten verwickelte ihn nicht selten i
Schulden; und da er, in dem Rausche der Jugendjahre, über die ge
machten Anlehen keine genaue Uebersicht zu halten pflegte, so geriet
er bisweilen selbst unvermuthet in Verlegenheit.

Für den Frieden in Goethe's Aelternhause war es noch ei
Glück, daß der Vater eine ganze Zeit mit der nähern Betrachtun
der Dissertation seines Sohnes, mit dem Lesen, Rubriciren un
Ordnen der vielen kleinen Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen
fliegenden Blätter, die er im Elsaß geschrieben, angenehm beschäftig
war. Die Erwartung, daß Wolfgang die Abneigung, seine Geistes
erzeugnisse gedruckt zu sehen, nun endlich überwinden werde, hielt ih
in guter Stimmung. Unterdessen erneuerte Goethe, der in Straß
burg sich mehr an Geselligkeit gewöhnt hatte, frühere Bekanntschaf
ten und knüpfte neue an. In Horn fand er den unveränderliche
treuen Freund und heitern Gesellschafter wieder. Er erlangte ein
Gerichtsschreiberstelle in Frankfurt und blieb so ein Bürger seine
Vaterstadt. Auch mit Joh. Jacob Riese, Actuar des Kastenam
tes zu Frankfurt, blieb er in Verbindung, welcher durch fortwähren
des Polemisiren im Gespräche Goethes Scharfsinn übte und sein
Neigung zu einem dogmatischen Enthusiasmus bekämpfte. Beson
ders häufig verkehrte Goethe mit den Gebrüdern Schlosser. Mi
dem ältern, Hieronymus, einem gründlichen und eleganten Rechts
gelehrten, der als Sachwalter allgemeines Zutrauen genoß, beriet
er sich öfters über seinen einzuleitenden Lebens- und Geschäftsgang
ward aber immer wieder durch hundertfältige Neigungen, Leiden
schaften und Zerstreuungen von dem ausersehenen Wege abgezogen
Ebenso lebhaft war sein Umgang mit dem jüngern Bruder, Joh
Georg, der sich mittlerweile aus den Diensten des Herzogs Friedri

:n von Württemberg wieder zurückgezogen hatte. Indessen ge-
:te ihm dieser Verkehr doch bei Weitem keinen Ersatz für die
'eitige Anregung, die er in Straßburg gefunden.

An brieflichen Documenten, die in der Regel am tiefsten in
innere Leben blicken lassen, sind uns aus dieser Zeit einige
htige Billete Goethe's an Herder und an den Actuar Salz-
.nn erhalten. An Herder schrieb er bald nach der Ankunft in
ankfurt, bei Uebersendung der im Elsaß gesammelten Volkslieder,
.d lud ihn auf den 14. October ein, wo Shakespeares Namenstag
nit großem Pomp gefeiert werden sollte". Einige Tage später
.ickte er ihm eine Anzahl Stellen aus dem siebenten Buche der von
Lacpherson veröffentlichten angeblichen Urschrift der „Temora" mit
egenüberstehender wörtlicher Uebersetzung, und zog dabei eine Pa-
:allele zwischen Ossian und den Reliques of ancient Poetry (von
Percy edirt), in denen er eine „ganz verschiedene Wirkung auf Ohr
und Seele" fand. „So viel," fügte er hinzu, „können Sie hier-
aus sehen, daß ich mich mit Ihnen, für Sie eine Zeit her beschäf-
tigt habe, und daß ich keiner von den Letzten bin, für die Sie
schreiben. Wenn Sie noch mehr aus dem Schottischen übersetzt ha-
ben wollen, so schreiben Sie's . . . Schicken Sie Ihre Abhandlung
(über Shakespeare) auf den 14. October. Die erste Gesundheit nach
dem Will of all Wills soll Ihnen getrunken werden. Ich habe schon
dem Warwickshirer ein schön Publikum zusammen geprediget, und
übersetze Stückchen aus dem Ossian, damit ich auch den aus vollem
Herzen verkündigen kann."

Indeß gewährte ihm doch diese Beschäftigung kein Genüge und
er sehnte sich nach einer stetigern Thätigkeit. In einem wahrschein-
lich dem October angehörigen Schreiben an Salzmann heißt es:
„Was ich mache, ist nichts! Desto schlimmer! Wie gewöhnlich,
mehr gedacht als gethan; deßwegen wird auch nicht viel aus mir
werden. Wenn ich was vor mich bringen werde, sollen Sie's er-
fahren." Mitunter beschäftigte ihn noch das Straßburger Münster-
gebäude; so ersucht er im eben erwähnten Briefe Salzmann, ihm
eine flüchtige Copie des Münsterfundaments durch Herrn Silber-
mann, ohne Zweifel *jenen* „über die Baulichkeiten gesetzten Schaff

ner" *), zu besorgen. Diesen bittet er auch unter der Hand zu
gen, ob und wie man zu einer Copie des großen Risses kon
könne. Vermuthlich sollten ihm diese Copien als Hilfsmittel
seine Abhandlung von deutscher Baukunst dienen, wovon er
damals in arbeitslustigen Augenblicken Einiges geschrieben
ben mag.

Aber schon im November hatte sich seine Thätigkeit concen
und zwar auf den Götz von Berlichingen. In einem Schreiben
28. an Salzmann, dem er, ebensowohl als Herder'n bisher s
Antheil an dieser historischen Gestalt verheimlicht hatte, heißt
„Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen n
warum ich schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwa
Leidenschaft! Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Cirke
werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne dar
vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissen's lange; und
koste, was es wolle, ich stürze mich drein. Dießmal sind keine
gen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unter
men, worüber Homer und Shakespeare und Alles vergessen wer
Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette
Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die m
kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nö
habe. Denn es ist traurig, an einem Orte zu sein, wo unsere g
Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht er
und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum.
sich selbst gekehrt, es ist wahr, fühlt sich meine Seele Efforts,
in dem zerstreuten Straßburger Leben verlappten. Aber eben
wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke, di
in mir selbst fühle, auf ein Object würfe, und das zu packen
zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schl
ich. Wenn's fertig ist, sollen Sie's haben, und ich hoffe, Sie i
wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr (die
leider! nur von ihren Grabsteinen kennen) im Leben darstelle. T
weiß ich auch, Sie lieben ihn auch ein Bischen, weil ich
bringe."

---

*) S. den Schluß des 11. Buchs von Wahrheit und Dichtung.

„Sehr einfach," fährt der Brief fort, „ist meine Beschäftigung, Sie sehen, da meine Praxis noch wohl in Nebenstunden be- tten werden kann." In diese scheint ihn der Vater sehr bald nach ier Ankunft eingeführt zu haben; denn schon in einem frühern llet an Salzmann heißt es, er habe die Praxis so satt, daß er hstens nur des Scheins wegen seine Schuldigkeit thue. Ebenso nig konnte er sich in Frankfurt und seinen dortigen Umgang recht den. „Wie oft wünscht' ich Sie," so lautet der Brief an Salz- nn weiter, „um Ihnen ein Stückchen Arbeit zu lesen, und Ur- il und Beifall von Ihnen zu hören! Sonst ist Alles um mich um todt. Wie viele Veränderungen dennoch mit mir diese Mo- te vorgegangen, können Sie ahnen, da Sie wissen, wie viel Pa- r zum Diarium meines Kopfs für eine Woche gehörte. — Frank- t bleibt das Nest — Nidus, wenn Sie wollen, wohl um Vögel szubrüten, sonst auch figürlich Spelunca, ein leidig Loch. Gott lf uns aus diesem Elend! Amen."

Nicht lange mehr sollte es ihm an einem lebhaft anregenden istesverkehr fehlen; denn die beiden Schlosser machten ihn mit erck in Darmstadt bekannt, dem er schon von Straßburg aus rch Herder vortheilhaft angekündigt war. Wir begegnen hier aber- ils einem Manne, dessen Einwirkung auf Goethe unberechenbar oß und vielleicht wohlthätiger gewesen, als dieser es selbst gewür- gt hat. Joh. Heinrich Merck, von Geburt ein Darmstädter, war i acht Jahre älter als Goethe. Auf dem Gymnasium seiner Va- stadt, welches unter des gelehrten Joh. Martin Wenck Leitung ihte, erhielt er eine tüchtige Schulbildung und strengte sich um so hr an, als er mit mehreren talentvollen Mitschülern zu wetteifern tte, unter denen der spätere Gymnasialdirector Joh. Helfr. Bernh. enck und Ludw. Balthas. v. Schrautenbach sich auszeichneten. ährend der akademischen Jahre, die er wahrscheinlich zu Altdorf d Göttingen zubrachte, scheint er sich allgemeineren Studien, be- nders aber der englischen Literatur und seiner Neigung zur Kunst d ihrer technischen Uebung hingegeben zu haben. Die Rohheit r damaligen Studirenden beleidigte den an feinere Cirkel Gewöhn i so sehr, daß sich eine übermäßige Abneigung gegen das Studen- treiben bleibend in ihm festsetzte. Nach beendigtem Universitäts-

cursus führte er als Erzieher einen Herrn v. Bibra auf Reisen, zunächst in die Schweiz. Diese Stellung ließ ihm noch immer Freiheit und Muße, seinen Lieblingsstudien zu leben. Als eine Frucht derselben ließ er im 21sten Jahre eine Uebersetzung von Hutcheson's Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit erscheinen, worauf im nächsten Jahre das Trauerspiel Cato von Addison und bald Shaw's Reisen in der Levante folgten, — Alles ohne Namen des Uebersetzers. Am reizenden Ufer des Genfersee's, in Morges, lernte er die geistreiche Tochter eines dortigen Justizbeamten, Fräulein Charbonier, kennen und führte sie bald als Gattin in seine Heimath. Im Jahre 1767 fand er in Darmstadt eine Anstellung als Secretair bei der Geh. Kanzlei und ward schon im nächsten Jahre zum Kriegscassier befördert. Dieses Amt nahm, da er ein rasch entschlossener Geschäftsmann und fertiger Rechner war, weder seine Zeit noch Geisteskraft ganz in Anspruch; er konnte sein Haus zum Sammelplatz eines geistreichen Gesellschaftskreises machen, unter dessen einheimischen Mitgliedern wir den Rector Wenck, Professor Petersen, von Schrautenbach, den Geh. Rath Hesse, so wie dessen Gattin und Schwägerin, Demoiselle Flachsland, Herder's Verlobte, hervorheben. Herder stand, ehe Goethe in diesen Cirkel kam, mit Merck schon in naher Verbindung; er hatte in seinem und Hesse's Hause die Geliebte zuerst kennen gelernt.

Goethe gesteht selbst, es sei nicht auszusprechen, wie sehr er durch diesen geselligen Kreis belebt und gefördert worden sei. Man hörte theilnehmend seine Arbeiten an, z. B. was er bereits vom Faust, vom Götz und über das Straßburger Münstergebäude geschrieben hatte, ermunterte ihn durch Beifall zur Fortsetzung, schalt ihn, wenn er bei jedem neuen Anlasse Früheres unterbrach. Aber mehr, als alle Uebrigen, war Merck, der Mittelpunkt dieses Kreises, für Goethe von Bedeutung. Merck's höchste Kraft lag, wie Wagner sagt *), im scharfen Blick und treffenden Urtheile. Zum Kritiker war er berufen, und er übte das Kunstrichteramt furchtlos und strenge, und doch mit Gefühl und einnehmender Bescheidenheit. Ueber Kunst und Leben dachte er ungefähr, wie Lessing, dessen reli-

*) Vorwort zu den Briefen an Merck.

Glaubensbekenntniß er auch ausdrücklich für das seinige er-
Für Recht und Wahrheit trat er immer als rüstiger Kämpfer
Schranken; alles Schiefe, Halbe, alles Alberne und Lächer-
ind an ihm etweder einen ernsten Gegner, oder noch lieber
te er es mit der Geißel des Spottes und der Satire. „Das
Geltenlassen," sagt Goethe, „das Leben und Lebenlassen war
n Gräuel." Er theilte indeß mit Goethe den Widerwillen
alle Systemsucht; das in einer jeden Menschenbrust liegende
heitsgefühl sollte sich in erfreulicher Mannigfaltigkeit, nicht
arren, alleingültigen Normen entwickeln. Er hatte die gleiche
nz, wie Goethe, gegen das Bestehende, gegen das Sinnliche,
che, Anschauliche in der Religion, wenn es auch nicht sein
e war. Ueberzeugt, daß in den Bildungen der Zeit Politik,
, Kunst, Religion so zusammenhangen und in einander spie-
vie die verschiedenen Kräfte der Einen Menschenseele, faßte er
nen Urtheilen immer den ganzen Geist und die Richtung der
l's Auge*).

Die Art, wie Goethe diesen Mann charakterisirt, so scharf und
) sie in den meisten Zügen sein mag, gibt doch von einer
kein treues Bild. Er rühmt die Leichtigkeit, womit Merck
: eingetreten, seine Gewandtheit im Gesellschaftsleben, nennt
ien von Natur braven. edlen und zuverlässigen Mann, hebt
ohl zu stark einen „grillenkranken Zug," eine gewisse „unüber-
che Neigung hervor, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu
Er habe in sich ein Bedürfniß gefühlt, „die Menschen tückisch
:misch zu behandeln." Goethe mag hierbei wohl Manches aus
letzten Lebensjahren auf eine frühere Zeit übertragen haben.
ielfacher häuslicher Trübsal (er verlor vier blühende Kinder),
ı Gichtschmerzen gepeinigt, in vielen Erwartungen bitter ge-
, verfiel Merck allerdings gegen sein Lebensende hin oft in
hn, Mißtrauen, Kälte und Misanthropie, bis eine höchst
zhafte Leberkrankheit ihn endlich zur düstersten Schwermuth
um Selbstmord führten. Allein, so weit wir Merck's Wirk-
t in seinen besseren Jahren übersehen können, tritt uns eine

Gervinus. IV, 350 (2. Aufl.).

rege, zartfühlende Menschenliebe, Wohlthätigkeitssinn, leben
Theilnahme an Kunst und Wissenschaft, Geselligkeit, Feinheit
Umgange entgegen. Wenn Goethe ihm eine Mephistopheless
beilegt, so ist nicht zu vergessen, wie empfindlich unser verwöh
Zögling des Schicksals und der Menschen bei jeder rauhen Be
rung von Freundeshand war, selbst wenn sie ihn unverkennbar
den rechten Weg zog. Merck's Einwirkung auf Goethe erläu
Gervinus treffend durch folgende Parallele mit Herder's Einflüss
„Dieser schürte das romantische Feuer, das Merck nur duldete; H
der's Swiftische Galle hatte sich gegen das Obsolete und Alte
Literatur und Leben gekehrt, Merck richtete die seine eben so
gegen die Enormitäten der neuen Titanen; Herder's Bitterkei
flossen aus einem ungemein gesteigerten Selbstgefühle, Merck's
der bloßen natürlichen Geradheit seines Urtheils; Jener wollte
Welt umkehren und öffentlich Etwas bedeuten, er unterdrückte da
auch den Dichtungstrieb in Goethe, der ihm seine Poesieen v
hehlte; aber Merck zog diese an's Licht, begründete durch Hera
forderung und Herausgabe des Götz den Ruhm des jungen Dicht
und hätte sich gern an diesem begnügt, wenn ihm Goethe übe
Genüge gethan hätte. Frühe erkannte er in ihm und warnte
vor der Neigung zum Verschwenden seiner Zeit und seiner Kräfte
unbedeutende Dinge; er warnte ihn vor den Verirrungen der schr
kenlosen Jünglinge, die sich an ihn herandrängten. Goethe w
unter diesen neuen Freunden (des Darmstädtisch-Frankfurtisc
Kreises) an einen nicht minder freien und kühnen, aber gehaltvoll
Umgang, als in jenem Straßburger Cirkel, gewöhnt."

Die lebhafte Theilnahme, die er hier für seine Productio
fand, bestimmte ihn, nun auch endlich die Gedanken über gothi
Baukunst, die ihm vor dem Straßburger Münster aufgegan
waren, zu einer bestimmten Darstellung zu bringen. Er schri
wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1771, den Druckbogen v
deutscher Baukunst D. M. Ervini a Steinbach, der zu
anonym erschien und nochmals in Herder's Schrift von deuts
Art und Kunst abgedruckt wurde. Goethe war in späteren Jah
nur mit Mühe zu bewegen, diese Blätter seinen Werken einzuver
ben, und erinnerte sich kaum des Zustandes, worin er einer sol

Schwärmerei für die nordische Architektur fähig gewesen. Ganz in Herder's Sturm- und Drangstyle werden hier die Italiener und Franzosen apostrophirt: „Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefesselt, Welscher? Krochst an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern die Lusthäuser zusammen, und hältst dich für Verwahrer der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linie von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst." Der junge Kunstenthusiast erklärt sich nicht nur gegen die Alleingiltigkeit der antiken Normen, er will überhaupt nicht das Genie durch feste Kunstprincipien gebunden wissen. „Schädlicher, als Beispiele, sind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Theile bearbeitet haben. Er ist der Erste, aus dessen Seele die Theile in Ein ewiges Ganzes zusammengewachsen hervortreten. Aber Schule und Principium fesselt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was soll uns das, du neufranzösischer philosophirender Kenner, daß der erste zum Bedürfniß erfindsame Mensch vier Stämme einrammte, vier Stangen drüber verband, und Aeste und Moos drauf deckte? Daraus entscheidest du das Gehörige unserer heurigen Bedürfnisse, eben als wenn du dein neues Babylon mit einfältigem patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest. Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vorne, zwei hinten, und eine Stange quer über zum Firft, ist und bleibt, wie du alltäglich an Hütten der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primärere Erfindung, von der du doch nicht einmal ein Principium für deine Schweinställe abstrahiren könntest." — „Die charakteristische Kunst," heißt es an einer andern Stelle weiter, „ist die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig."

Indem er so jede Prüfung der nordischen Baukunst nach dem Maßstabe der griechischen und römischen ablehnt, preist er den Genius, der für uns Nordländer, die wir uns gegen Unbilden der Witterung mit Mauern umgeben müssen, das Mittel fand, massiven

Wänden Mannigfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu d
brechen und das Auge würdig und erfreulich auf der umfasse
Fläche zu beschäftigen. Nicht bloß die großen Massen des Mü
gebäudes erscheinen harmonisch, auch alle Theile derselben, bi
die kleinsten Zierathen, wodurch sie belebt sind, stimmen zum (
zen, wie in Werken der ewigen Natur, bis auf's geringste Zäser
Alles Gestalt ist, und Alles zum Ganzen zweckend." Diese Gede
führt die Abhandlung als Hauptaufgabe durch. Daneben
drängt Goethe mit Eifer darauf, daß man jene Baukunst nicht got
sondern deutsch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vate
disch halten solle.

Der orakelmäßige, springende, prismatisch schillernde S
worin diese Ansichten ausgesprochen sind, schrieb sich eigentlich
Hamann her. Wenngleich Goethe zu diesem merkwürdigen M
in keinem unmittelbaren persönlichen Verhältnisse gestanden ha
ist die Einwirkung desselben auf unsern Dichter doch so bede
gewesen, daß keine Biographie Goethe's ihn ganz umgehen
Ein äußerst strenges Gericht hat Gervinus in seiner Literat
schichte über den „Magus aus Norden" ergehen lassen, wogegen
Vilmar mit Wärme in Schutz genommen. So viel ergibt sich
aus Gervinus' Charakteristik, daß seine Wirksamkeit jedenfall
sehr fruchtbares Ingrediens gewesen, um jene Krisis der St
und Drangperiode zu befördern, aus der unsere Poesie verjüngt
vorgegangen ist. Vilmar aber schreibt ihm das hohe Verdiens
daß er zuerst auf die Rückkehr zum einfachen Zustande der ält
Poesie gedrungen habe, auf die Rückkehr zum Kindesalter der
ker, zur Einfalt eines kindlichen Glaubens, aus welchem allein
neue Einheit des Bewußtseins, mithin eine neue Poesie, die nu
dieser Einheit und Unmittelbarkeit des Wissens und Empfin
beruht, hervorgehen kann; und zwar habe er auf diese Rückkehr
mit den Gründen eines zerlegenden Verstandes, sondern mit
vollen Energie des Charakters gedrungen. Er sei es gewesen,
zuerst im alten Testamente die Elemente der höchsten und volle
sten Dichtung aufgezeigt, und er habe es nicht oft genug wieder
können, daß die späten Geschlechter nur in der Rückkehr zum E
gelium die Einfachheit, Frische und Naturkraft wieder zu erl

welche zur Erzeugung großer Dichtungen erfordert werde.
:wesen, — und in diesen Ausspruch stimmt Goethe ein,
'st das Bewußtsein hatte und weckte, daß alles Große,
Welt gewirkt werde, nur von dem **ganzen** Menschen,
:m Verstande, oder der Empfindung, oder der Vernunft,
ıan die einzelnen in der Betrachtung gesonderten Vermö-
:nnen will, sondern von Leib und Seele und Geist zu-
allen Kräften des menschlichen Wesens in ihrer unge-
nheit, in ihrem vollen, ungestörten und eben darum un-
ı Zusammenwirken geschaffen worden sei und geschaffen
ne. Darnach stände allerdings Hamann in einer höchst
Beziehung zu Goethe; er verhielte sich zu ihm, wie Ein-
ısübung, wie Verheißung zur Erfüllung. Die von Ha-
nnene Ueberzeugung pflanzte sich theils unmittelbar durch
seiner Schriften, theils durch Filiation, mittelst des von
ich angeregten Herder, auf unsern Dichter fort, und ward
ur lebendigen That. Goethe bewahrte auch bis in die
›ensjahre ein hohes Interesse für jenen Mann, wie er denn
sich lange mit dem Plane getragen hat, eine Herausgabe
.'schen Werke entweder selbst zu besorgen, oder wenigstens
l.
r Schreibweise, und selbst in tieferen Eigenschaften zeigt
n's und Herder's Einfluß auch an zwei anderen kleineren
:n von Goethe, deren Entstehung in diese Zeit fällt
e 1771 *), an dem **Briefe des Pastors zu *****
:**uen Pastor zu ***. Aus dem Französischen,**
chrift: **Zwo wichtige, bisher unerörterte bib-**
ıgen, zum erstenmal gründlich beantwortet.
m Landgeistlichen in Schwaben. Sie erschienen
ahre 1773 anonym und wurden erst spät in Goethe's
:nommen.

---

vielleicht zu Anfang 1772. Für diese letztere Annahme spricht
ı Goethe's in Wahrheit und Dichtung, er habe diese Schriften
ı Jahre (nach ihrer Entstehung), um sich am Publikum zu ver-
eine Kosten drucken lassen" (sie erschienen 1773). Die Chronolo-
'hung Goethe'scher Schriften setzt sie in's Jahr 1771.

Der erstern, deren Hauptthema religiöse Toleranz, die Lo
jener Zeit, ist, müssen wir eine nähere Betrachtung widmen, we
uns Goethe's damaligen religiösen Standpunkt erkennen
Nicht Alles freilich, was er hier unter der Maske eines Land
lichen sagt, darf als genauer Ausdruck seiner eigensten Meinun
trachtet werden; namentlich nicht, was er den Pastor über da
Menschen vorwaltende Sündhafte, und wohl eben so wenig, w
ihn über seinen festen Christusglauben äußern läßt. Goethe ac
modirte sich hier im Einzelnen, um für das Andere desto lei
Eingang zu gewinnen. Wir heben eine Reihe charakteristischer S
len aus dem Briefe heraus:

„Ich muß Euch gestehen, lieber Bruder, daß die Lehre
Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich, wie
glühendes Eisen, eile. Ich bin alt geworden und habe die W
des Herrn betrachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsv
Stille darf; wenn Ihr eben so alt sein werdet, als ich, sollt
auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind; wenig
wünsche ich's Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine T
ranz mich indifferent gemacht habe ... Ich danke Gott für n
mehr, als für die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf
ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe
die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, welche si
das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das E
der Welt mit ihr herrlich gemacht werde ... Es war eine Zeit
ich Saulus war; Gottlob, daß ich Paulus geworden bin! Ge
ich war sehr erwischt, daß ich nicht mehr läugnen konnte. Man
Einen Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das g
Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, ihn zu bestim
So wenig bin ich indifferent, darf ich deßwegen nicht tolerant
Um wie viele Millionen Meilen verrechnet sich der Astron
Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte, würde sich
mehr verrechnen ... Weiß ich, wie mancherlei seine Wege sind?
viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in den Hin
komme, und ich hoffe, daß er Andern auch auf dem ihrigen hin
helfen wird."

Klingt dieß Alles schon wie aus der Seele der Fräulein

sprochen, so gibt sich in anderen Stellen noch ent-
gewisse Sympathie mit den Pietisten kund, mit
vielfach verkehrt hatte, und zugleich tritt uns darin
Genieperiode entgegen, worin dem revolutionären
en alle positive Religion ein enthusiastisches Schwär-
underkraft des Geistes und Gebetes, für ein prophe-
ı zur Seite ging: „Wehe uns, daß unsere Geistlichen
on einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe
der aus Commentaren die h. Schrift verstehen lernen
r die Wirkungen des h. Geistes schmälern? Bestim-
it, wann er aufgehört hat, an die Herzen zu predi-
schalen Discursen das Amt überlassen hat, von dem
zu zeugen?" Damit hängt auf's innigste die Abnei-
e Aufklärerei kalter und seichter Rationalisten zusam-
ıbt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viel von
Euch gehabt, die sich Philosophen nennen und eine
Person in der Welt spielen. Es ist nichts jämmer-
e unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittler-
nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts
rzen, als die Toleranz, und ihr Spott über Alles,
Meinung ist, beweis't, wie wenig Friede man von
hat." Auch die fortdauernde innige Anhänglichkeit
ie h. Schriften spricht sich lebhaft in dem Sendschrei-
in Streitigkeiten darüber mit Zweiflern und Spöt-
r Landprediger nicht einlassen. „Wer die Süßigkeit
chmecken kann," sagt er, „der mag so was Herrliches
dringen." Er räth seinem Amtsbruder, die Leute
Bibel lesen zu lassen, als sie nur wollen. „Ich habe
rgt, die Leute möchten Anstoß an Dingen nehmen,
a in der Bibel vorkommen; aber ich habe gefunden,
Gottes sie gerade über die Stellen wegführt, die
zen dürften. Ueberhaupt ist es ein eigenes Ding um
Es ist oft nicht die Sache, die Einen erbaut, sondern
erzens, worin sie uns überrascht, ist das, was einer
Werth gibt." Daher kann der Pastor auch die Lie-
r *nicht leiden.* „Das möchte für Leute sein, die den

Verstande viel und dem Herzen wenig geben. Was ist daran ge
was man singt, wenn sich nur meine Seele hebt, und in den
kommt, in dem der Geist des Dichters war. Aber wahrhaftig
wird einem bei den gedrechselten Liedern sehr einerlei bleiben, d
aller kritisch richtigen Kälte hinter dem Schreibpult mühsam
worden sind."

Einen besonders großen Aerger zeigt der Pastor übe
Streitigkeiten der verschiedenen christlichen Confessionen: „
daß ich meine, man solle eine Vereinigung suchen," sagt er, „d
eine Sottise, wie die Republik Heinrich's IV. Wir sind Alle
sten, und Augsburg und Dortrecht machen so wenig einen w
lichen Unterschied der Religionen, als Frankreich und Deuts
in dem Wesen des Menschen ... Warum sollte ich leugnen,"
es an einer andern Stelle, „daß der Anfang der Reformatio
Mönchszankerei war, und daß es Luther's Intention im An
gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete? Was
mich antreiben, die Augsburgische Confession für was Anderes
eine Formel auszugeben, die damals nöthig war, und noch n
ist, etwas festzusetzen, das mich aber nur äußerlich verbindet
mir übrigens meine Bibel läßt? Kommt aber ein Glaubensbe
niß dem Worte Gottes näher, als das andere, so sind die Be
desto besser daran; aber das bekümmert Niemand anders." An
katholische Kirche nimmt er gegen ihre Verächter in Schutz.
sie doch wenige menschliche Satzungen, die nicht auf etwas g
Wahres gegründet wären. Laßt sie, leidet sie und segn
Warum lästert ihr ihre Messe? Sie thun zu viel, das wei
aber laßt sie thun, was sie wollen. Verflucht sei der, der einen D
Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist!"

Schneller können wir über die zweite Schrift, welche die
biblischen Fragen" beantwortet, hinweggehen. Sie ist gleichfa
der Form eines Briefes an einen Amtsbruder abgefaßt. Die
leitung enthält sehr interessante Aussprüche, von denen wir ein
herausheben, die Goethe's Denkweise, und nicht bloß seine dam
charakterisiren. Der schwäbische Landgeistliche ist kein beso
Freund von Büchern, am wenigsten von exegetischen. Er gi
daß einem Geistlichen nichts angelegener sein könne, als die

er Sammlung von Schriften, woran sein zwiefaches Leben
Bei alledem habe er sich nie genug über Männer wundern
die sich hinsetzen, ein ganzes Buch, ja viele Bücher unserer
n einem Faden weg zu exegesiren, da er Gott danke, wenn
und da ein Spruch aufgehe; und das sei auch Alles, was
hig habe. Kernbücher, wie die Bibel, lerne man erst all-
im Lebens- und Amtsgange verstehen. „Die einzige brauch-
igion," lehrt er ferner, „muß einfach und warm sein; von
ig wahren haben wir nicht zu urtheilen. Wer will das
rhältniß der Seele gegen Gott bestimmen, als Gott selbst?"
t Goetheisch ist die Maxime, wornach der Landgeistliche sei-
nes denkenden Sohn ruhig gewähren läßt, bis er von selbst
r werde: „Die Erkenntniß wächs't in jedem Menschen nach
die ein Lehrer weder übertreiben soll, noch kann; und den
h für den geschicktesten Gärtner, der für jede Epoche jeder
die erforderliche Wartung verstünde."
on den beiden Fragen bezieht sich die eine auf das alte, die
auf das neue Testament. Ausgehend von dem Gedanken,
Geschichte und Lehre des jüdischen Volkes ganz particu-
wesen und erst da universell geworden sei, nachdem der ewige
r das edle Reis Jesum Christum auf den unfruchtbaren
gepfropft, beantwortet er die erste Frage: Was stund
en Tafeln des alten Bundes? dahin: es seien un-
die bekannten zehn Gebote gewesen, sondern eine Reihe von
iften, wovon die meisten speciell das jüdische Volk im Auge
Ein so particularer Bund, wie der des Herrn mit dem
n Volke, habe nicht auf Universalverbindlichkeiten, wie unsere
ebote, gegründet werden können. Etwas abstrus und ganz in
n's und Lavater's Geiste gehalten, ist die Beantwortung der
Frage: Was heißt mit Zungen reden? Diese
e des Geistes sei als unmittelbare Ausströmung der gött-
Empfindung einfach wie das Licht, und eben so allgemein
; mehr als Pantomime, doch unarticulirt. Sie verhalte sich
uhigen, sanften Unterweisung, wie Vater und Sohn, wie
d Pflanze; „*Πνευμα! πνευμα!*" ruft er aus, „was wäre
ne dich!"

Die beiden theologischen Schriften, die wir hier bes
haben, waren nur ein paar einzelne Früchte von sehr umfa
Bibelstudien, die er in diesem Semester anstellte. Hatte er f
her, wie uns aus dem sechsten Capitel des ersten Theiles
ist, besonders in die urweltlichen Zustände hinein zu versetzen
welche das erste Buch Mosis schildert, so griff er jetzt, nach
Unterbrechung, das zweite Buch an und arbeitete sich mit uns
Mühe, „mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften," wie e
meint, durch die fünf Bücher hindurch. Dabei glaubte er,
dem Inhalt der Bundestafeln, noch andere wichtige Entdecku
machen; namentlich, daß die Israeliten keine vierzig Jahre, s
nur kurze Zeit durch die Wüste gewandert, und ebenso meinte
Charakter des Moses in einem ganz neuen Lichte zu erblicken.
das neue Testament verschonte er nicht mit seiner Forschung
Sonderungslust, stimmte aber doch gerne in das Wort ein:
Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das E
lium nicht widerspricht."

Ueber so eifrigen Studien war aber sein Götz von B
chingen nicht liegen geblieben. Er sandte eine Abschrift de
Entwurfs an Herder mit einem Briefe, der dem Ende 1771
gehören scheint. „Das Resultat meiner hiesigen Einsiedelei,"
er, „kriegen Sie hier in einem Skizzo, das zwar mit dem
auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar einigermaße
gemalt, und doch weiter nichts als Skizzo ist. Keine Reche
geb' ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, noch sag' ic
jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in di
getreten bin; es würde aussehen, als wollt' ich Ihr Urtheil
weil ich fürchtete, es wandelte an einem Platz, wo ich's
wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zu
arbeitete, die beste Kraft meiner Seele dran wendete, weil ich
um Sie drüber zu fragen, und wußte, Ihr Urtheil wird m
nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr üb
sem Stück dich lehren, wie Oeser, es als Meilensäule
zen, von der wegschreitend du eine weite, weite
anzutreten, und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch
nehm' ich keine Aenderung, bis ich Ihre Stimme höre; de

och, daß alsdann radicale Wiedergeburt geschehen muß, wenn
i Leben eingehen soll." — Zugleich meldet er, daß er jetzt
und Tod eines andern Helden studire, und es in seinem Ge-
amatisire. Sokrates war es, den er sich zur Aufgabe ge-
atte, „der philosophische Heldengeist", sein göttlicher Beruf
hrer der Menschen, die gaffende Menge und die Wenigen, die
haben ihn zu hören, „das pharisäische Philisterthum der
i und Anyten (Ankläger des Sokrates)" u. s. w. Er brauche
eit, setzte er hinzu, um alles das „zum Gefühl zu entwickeln".
ann wisse er auch nicht, ob es ihm gelingen werde, das Bild
kraftes von seinem verhüllenden Nimbus zu befreien, ob „er
n Dienste des Götzenbildes, das Plato bemale und vergolde,
enophon räuchere, zu der wahren Religion hinaufschwingen
der statt des Heiligen ein großer Mensch erscheine, den er mit
nthusiasmus an seine Brust drücken könne mit dem Zuruf:
Freund und Bruder!" Mit dieser Project gebliebenen Auf-
tand denn auch das eifrigere Studium der Griechen in
dung, worüber er ein halb Jahr später an Herder berichtete.
m er sich früher auf den Homer beschränkt hatte, forschte er
es Sokrates wegen in Xenophon und Plato. Da gingen
vie er schreibt, die Augen über seine Unwürdigkeit erst auf, er
an Theokrit und Anakreon, und fühlte sich dann zu
ar hingezogen.

Bei dieser Vielthätigkeit muß er indessen noch Zeit zu manchem
n gefunden haben. Aus einem Billet an Salzmann vom
nuar 1772 sehen wir, daß er sich in diesem Winter einmal
hmsweise ernstlicher mit Musik beschäftigte. Er bittet den
Freund, bei Gelegenheit seinen Straßburger Violoncellmeister
n zu fragen, ob er die Sonate für zwei Bässe, die sie zusam-
espielt, noch habe; er treibe jetzt die Kunst etwas stärker, als
Dazu kamen in der ersten Hälfte des Semesters häufige Wan-
gen durch Frankfurt und seine Umgebungen, und tiefer in den
r hinein Fechtübungen, Reiten und vor Allem Schlittschuh-

Jenes Umherschweifen in der Gegend aber, jene Fußwande-
bei rauher Jahreszeit, „in Thälern und auf Höhen, in Ge-

filden und Wäldern," und zum Theil auch die Beschäftigu
dem Götz, hingen mit einer Bewegung, wovon sein Gemüth
ergriffen war, zusammen. Auf einen brieflichen Abschied ha
Friederike Brion eine Antwort geschickt, die sein Herz zerriß.
fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt," so erzählt er selbst
sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu li
Warum er eine solche Möglichkeit nicht sah, darüber läßt er
Dunkel. Fühlte er seine Neigung zu ihr erloschen? Es schein
wenn man nach der Art, wie er in der Selbstbiographie sei
maligen Gemüthszustand schildert, urtheilen darf. Oder gest
seine Verhältnisse nicht, an eine Heirath zu denken? Aber ka
paar Jahre nachher, wo er eben so wenig noch eine feste S
gewonnen, suchten ihn seine Aeltern ja selbst dafür zu st
Oder fürchtete er, das einfache Landmädchen werde dem patr
Familienkreise nicht zusagen? Aber sein Vater wünschte j
keine „Staatsdame," wie jene spätere Geliebte, Lili, zur S
gertochter, und seine Mutter, eine durchaus gesunde Ker
hätte sich gewiß mit der liebevollen, verständigen, unverl
Friederike vortrefflich verstanden. Vermuthlich lagen die Hin
sehr tief in seinem Innern. Das Gefühl, daß er jetzt eben
neue, bedeutende Entwickelungsperiode getreten, von der si
absehen ließ, was sie noch bringen werde, machte es ihm z
sittlichen Unmöglichkeit, sich jetzt schon durch ein so ernstes V
niß dauernd zu binden. Unstatthaft ist Pfeifer's Vermuthun
Merck es gewesen, der Goethe von Friederiken trennte; den
uns aus Früherm bekannt, schied Goethe schon von Straßbu
er noch Merck's Bekanntschaft gemacht hatte, mit der best
Ueberzeugung, daß sich die Verbindung mit Friederike lösen
Er mag sich um jene Zeit bisweilen ungefähr dasselbe zu
haben, was er später Carlos zu Clavigo sagen ließ: „Hei
Heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung k
soll! Sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man n
Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner
rungen noch nicht gemacht hat!"

Dieß hinderte indeß nicht, daß er jetzt oft in Frankfu
quälenden, düstern Reue zum Raube ward. „Gretchen,"

selbst, „hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet." Seiner Gewohnheit nach suchte er Hilfe bei der Dichtkunst und „setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden." Die Maria im Götz von Berlichingen, und die schlechte Figur, welche ihr Liebhaber spielt, hält er selbst für Resultate seiner reuigen Betrachtungen. Zugleich aber gesellte er sich häufig zu Andern, suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte, wie ihm selbst. Man nannte ihn daher wohl den Vertrauten, auch seines Umherstreifens wegen, den Wanderer. Diese Bewegung in der freien Natur gereichte ihm besonders zur Beruhigung des Gemüthes. Er gewöhnte sich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging er durch seine Vaterstadt, als ob sie ihn nichts anginge, speis'te in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische seines Wegs weiter fort. Unterwegs sang er seltsame Hymnen und Dithyramben vor sich hin, wovon sich eine: Wanderers Sturmlied, erhalten hat.

In der freien metrischen Form dieses Gedichtes ist noch Klopstocks Einfluß zu erkennen, wenngleich Goethe das durch Klopstock zuerst in Aufnahme gebrachte Quasi-Metrum auf eine eigenthümliche Weise behandelt hat*). Auch die Kühnheit der Wortstellungen und Satzwendungen, wodurch man an die Freiheit der Dichtersprache der Alten erinnert wird, haben wir ohne Zweifel mit auf Rechnung der Einwirkung Klopstock's und wohl auch Pindar's zu setzen, wie denn auch die Hindeutung auf Anakreon, Theokrit und Pindar in dem Gedichte sich aus Goethe's damaligen griechischen Studien erklärt. Die Dunkelheit, woran manche Stellen der Dithyrambe leiden, rühren zum Theil eben von dieser kühnen Behandlung der

*) Vergl. über diese freien Rhythmen mein „Archiv für den Unterricht im Deutschen", Jahrg. 1844, Hft. I. S. 82 ff. und das „Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen", herausgegeben von Herrig und Viehoff, Jahrg. 1846, Hft. I. S. 127 ff.

Sprache, zum Theil aber davon her, daß es sich nah an ein speci
Erlebniß anschließt, wie denn in der Regel solche Gelegenheits
ductionen der unmittelbaren Verständlichkeit leicht ermangeln.
den eigenen Bekenntnissen des Dichters fällt es auf, daß sich in
Gesange nichts von jener quälenden Reue kund gibt, die er
sein Verhältniß zu Friederiken empfand; es spricht sich viel
sogleich im Anfange ein begeisterndes Gefühl des innewohne
Genius aus, der ihn gegen alle Stürme des Lebens stählt.
daß wir „das schreckliche Wetter", gegen welches er unter dem
gen ankämpft, auch in höherm, symbolischem Sinne zu fassen ha
unterliegt keinem Zweifel. Goethe sagt selbst in seinen Bemerku
zur „Harzreise im Winter": „Was von meinen Arbeiten durch
und so auch von den kleinen Gedichten gilt, ist, daß sie alle,
mehr oder minder bedeutende Gelegenheit, im unmittelbaren
schauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, deßhalb sie
nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besonderen ä
ren, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Inneres, Hö
dem Dichter vorschwebte" *).

Goethe's Fußwanderungen waren aber nicht immer so rüst
Art, wie die, welche das Sturmlied hervorrief; nicht selten wa
ein langsames, melancholisches Hinschlendern, wodurch er keine
frischung gewann. Es trat daher bald das lustigere Reiten an
Stelle, und nach eingetretenem Frostwetter die herrliche Beweg
des Schlittschuhfahrens. Goethe hatte sich bis dahin in dieser K
nicht versucht; Klopstock's Oden flößten ihm zuerst die Lust dazu
An einem heitern Wintermorgen rief er sich, aus dem Bette sp
gend, jene Strophen zu:

Schon von dem Gefühle der Gesundheit froh,
Hab' ich, weit hinab, weiß an dem Gestade gemacht
Den bedeckenden Krystall.

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See? Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

*) *Eine Erläuterung* des Einzelnen s. in meinem Commentar zu Goe
Gedichten, I. 139 ff.

Rasch entschlossen eilte er hinaus, suchte sich einen Platz, w
er, als ein so alter Anfänger, schicklich die ersten Versuche anstelle
konnte, und brachte es durch ausdauernde Uebung und Nachdenke
in kurzer Zeit so weit, daß er sich unter die Läufer einer froh beleb
ten Eisbahn mischen durfte. Mit übermäßiger Lust gab er sich jetz
dieser Bewegung hin. Es genügte ihm nicht, einen sonnigen Win
tertag so auf der Eisfläche hinzubringen; er verweilte dort mit hei
tern Gesellen bis in die späte Nacht. Und wenn dann der Vollmond
aus Wolken hervortretend, sein zweifelhaftes Licht über die weite
überfrorenen Wiesen ausgoß, die Nachtluft ihrem raschen Laufe ent
gegen säuselte, das Eis sich bei abnehmendem Wasser mit ernsthaf
tem Donner senkte, so glaubten sie sich in eine Ossian'sche Welt ge
zaubert. In declamatorischem Halbgesange ließ hier und da Eine
eine Klopstock'sche Ode ertönen; und fanden sie sich im Dämmerlicht
zusammen, so ward von ganzer Seele das Lob des Stifters ihre
Freuden angestimmt:

> Und sollte der unsterblich nicht sein,
> Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
> Die das Roß, muthig im Lauf, niemals gab,
> Welche der Ball selber nicht hat?

Goethe hat diese Uebungen viele Jahre hindurch fortgesetz
und verdankte ihnen gewiß zum großen Theile die lange Bewahrun
jugendlicher Körper- und Geistesfrische. Wenn er darüber mitunter
wie er selbst sagt, nur allzu leicht seinen Beruf zu ernsteren Dinge
vergaß, so war der Gewinn an Gesundheit, der ihm für die Stunde
geistiger Thätigkeit erwuchs, ein hinreichender Ersatz; und dann ge
steht er auch, gerade solchen Augenblicken die schnellere Ausbildun
älterer Vorsätze schuldig geworden zu sein. Manches, was eine Zei
lang in seinem Innern geschlafen hatte, wachte bei dieser oft ein
samen Bewegung, bei „diesem gemächlichen Schweben im Unbe
stimmten" wieder auf.

Das Frühjahr 1772 rief ihn aus diesen Winterbelustigunge
wieder in die fernere Umgebung der Vaterstadt hinaus. Im Anfang
März verweilte er einige Tage bei Merck in Darmstadt und lernt
Herder's Braut kennen. „Goethe ist so ein gutherziger, munte

Mensch," schrieb diese am 9. März an Herder, „ohne gelehrte
rerei, und hat sich mit Merck's Liedern so viel zu schaffen gema
Der erste Nachmittag wurde uns verdorben durch ein Triset
und zwei Leute aus der Stadt ... Den zweiten haben wi
einem hübschen Spaziergange und in unserm Hause bei einer S
Punsch zugebracht. Wir waren nicht empfindsam, aber sehr mu
und Goethe und ich tanzten nach dem Clavier Menuetten; und
auf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, d
noch nie gehört: dein Schwert, wie ist's von Blut so roth? Edv
Edward!" Eben so finden wir ihn gegen Anfang April wied
Darmstadt, wo er einige der besten Scenen aus seinem Göt
das Gedicht „der Wanderer" (in seiner ältern Gestalt) zum L
gab. Merck begleitete ihn nach Frankfurt zurück; und von
machten sie zusammen einen Ausflug nach Homburg. Von
Landgrafen und seiner Gemahlin auf's Freundlichste aufgenom
durchfuhren sie in einem herrschaftlichen Wagen die dortigen P
anlagen, lustwandelten mit den Hofdamen in der Gegend und
ten sich der pittoresken Schönheit derselben. Dieser Aufenth
Homburg gab Veranlassung zur Entstehung zweier Gedichte Goet
„Elysium (An Uranien)" und „Pilgers Morgenlied
Lila)," die ich früher, durch eine Notiz von Merck in meiner A
bestärkt, irrthümlich auf Charlotte Buff und die Wetzlarer Ver
nisse gedeutet habe. Beide sprechen die Erinnerung an das erste
kanntwerden mit zwei Homburgischen Hofdamen, Fräulein
Ziegler (Lila) und Fräulein von Roussillon aus, und ge
ren einen klaren Einblick in Goethe's damalige Erregbarkeit, n
die allgemeine Empfindsamkeit jener Zeit, worin die Freundscha
leicht die Gestalt der Liebe annahm. In beiden Gedichten tri
sonders Lila als diejenige hervor, die den lebhaftesten Eindru
ihn gemacht. Herder's Braut schilderte sie diesem als „ein a
ordentlich empfindsames Mädchen, von welchem Merck ganz bege
sei, und das er fast mit Maria von Yorik vergleiche." Inde
(am 25. Mai) an Herder eine Abschrift der beiden Gedichte
sandte, fügte sie noch ein drittes bei, „Fels-Weihesang
Psyche)", welches Goethe ihr selbst gewidmet hatte. Dieses
dicht, zuerst in den von K. Wagner herausgegebenen Briefen

(Darmstadt 1835) veröffentlicht, ist bisher noch nicht in Werke aufgenommen, doch eines Platzes in denselben vollwürdig. Gleich den beiden andern Gedichten in freien ı, Goethe's damaliger Lieblingsform, verfaßt, stellt es in ı acht Strophen die Weihe eines Felsen (bei Darmstadt) und der Freunde Lieblingssitze dar. Dann schildert es den ter Kreis im Sommerabendroth um einen Teich zu einem ız versammelt,

> Und warme Jugendfreude
> Webt in dem Abendroth.
> Sie drücken sich die Hände
> Und glühn einander an.

ı dem Reihen verlieret sich Psyche zwischen Felsen und Geweg, und trauernd um den Abwesenden (Herder) lehnt sie den Fels u. s. w." Herder nahm Anstoß an dem Gedichte, darin seine Braut eine zu traurige Figur zu machen schien; ḩr auf, dem „Felsweiher" bei Gelegenheit zu sagen, er ʒukunft „artiger Opfer austheilen, oder von seinem Amte werden", und legte als Antwort auf das Gedicht ein stelehr scharfes und derbes poetisches Impromptu*) bei, woDichter ihn denn einen „intoleranten Pfaffen" schalt.
the wiederholte, wie wir jetzt aus den Briefen von Herut sehen, seine Besuche in Darmstadt den April hindurch erste Hälfte des Mai, wobei augenscheinlich auch Lila, die ls in Darmstadt befand, eine starke Anziehungskraft übte. Ꝺoethe von Adel wäre," schrieb Caroline Flachsland am „so wollte ich, daß er sie vom Hof wegnähme, wo sie auf antwortlichste Art verkannt wird — aber so geht's nicht. t ein äußerst guter Mensch, und sie wären einander werth."

ıs Herder's Nachlaß III, 265 ff.

Zweites Capitel.

Abreise nach Wetzlar. Theilnahme an einem Ritterbunde. Bekanntschaft mit Gotter. Beziehung zum Göttinger Dichterkreise. Kleinere Gedichte. Charakteristik seiner damaligen Lyrik. Mäßige Productivität; ästhetische Speculationen. Verhältniß zu Kestner und Charlotte Buff. Uebersetzung des deserted village von Goldsmith. Ausflug nach Gießen; Bekanntschaft mit Höpfner; Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Rückkehr nach Wetzlar. Abschied von Wetzlar und Lotte. Auf das Verhältniß zu ihr bezügliche Gedichte.

Mit dem Eintritt der schönen Jahreszeit, um die Mitte Mai 1772, verließ Goethe nochmals das Aelternhaus und die Vaterstadt, wohin er erst im Herbste zurückkehren sollte. Er ging, ohne Zweifel auf den Wunsch seines Vaters, nach Wetzlar, damit er sich dort beim Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht und der höhern juridischen Praxis vertrauter mache. Was ihn selbst diese abermalige Entfernung von Hause wünschen ließ, war, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht sowohl der Trieb nach Erweiterung seines Wissens, als die Lust, seinen Zustand zu verändern. Wie wenig ihm Frankfurt zusagte, hörten wir ihn früher in einem Briefe an Salzmann bekennen. Mehr aber mochte er sich noch in seiner Familie, durch das Verhältniß zum Vater, beengt fühlen. Wenn man in Goethe's Confessionen über sein Leben bisweilen zwischen den Zeilen lesen muß, so dürfte dieß hier ganz besonders der Fall sein. Wie mancher vom Selbstbiographen verschwiegene Conflict mag in dem eben abgelaufenen Halbjahre vorgekommen sein, wobei die Mutter von ihrem Vermittlungstalente Gebrauch machen mußte! So erklärt es sich leicht, wie ihm eine Veränderung seiner Lage willkommen war. Daß aber gerade Wetzlar nun sein Aufenthaltsort werden sollte, war ihm keine reizende Aussicht. Die Stadt war zwar angenehm gelegen, aber klein und übel gebaut; für den anregungsvollen Kreis seiner Darmstädter und Frankfurter Freunde durfte er dort keinen Ersatz erwarten; ein wissenschaftlicher Verkehr, den juristischen abgerechnet, und eine poetische Mittheilung stand

)t zu hoffen. Dazu kam, daß seit einigen Jahren in Wetzlar
e Visitation des Reichskammergerichtes im Gange war, wobei
n schon grobe Mißbräuche und schändliche Verbrechen einzelner
essoren aufgedeckt hatte. Er mußte erwarten, dort eine trübe
) ängstliche Stimmung über die Gesellschaft verbreitet zu finden.

Statt dessen trat ihm, zu seiner größten Verwunderung, in
:tzlar ein drittes akademisches Leben entgegen. An einer langen
irthstafel fand er beinahe sämmtliche Gesandtschafts-Untergeord-
:e, geistreiche und muntere junge Leute, die, zur Erheiterung ihres
ttägigen Beisammenseins, eine Rittertafel vorstellten. Obenan
i der Heermeister, ihm zur Seite der Kanzler, dann folgten die
chtigsten Staatsbeamten, hierauf die Ritter nach ihrer Anciennе-
:. Der Stifter dieses Ordens war der braunschweigische Gesandt-
aftssecretair Aug. Friedr. von Goué, ein wilder närrischer Geselle,
r später seiner Trinksucht erlag. Wie jedem der Theilnehmenden
ı Rittername beigelegt war (z. B. Ritter Coucy — so nannte sich
n Goué —, St. Amand der Eigensinnige, Lubomirsky der
treitbare, Eustach der Vorsichtige): so wurde unser neuer An-
mmling, seiner Begeisterung für jenen biedern deutschen Altvater
gen, Götz von Berlichingen, der Redliche, genannt. Das Ge-
:äch bewegte sich meist in Ritterausdrücken und allerlei Anspielun-
ı, die für einen Neuling größtentheils unverständlich waren. Das
nze Fratzenspiel wurde mit äußerlich großem Ernste betrieben. So
rfte es Niemand lächerlich finden, wenn man eine gewisse Mühle
s Schloß, den Müller als Burgherrn behandelte, die vier Hai-
)nskinder für ein canonisches Buch erklärte und Abschnitte daraus,
ter allerlei Ceremonien, mit Ehrfurcht vorlas. In dieses Ritter-
sen verschlang sich ein seltsamer anonymer Orden, der philo-
)hisch und mystisch sein sollte. Der erste Grad hieß der Uebergang,
: zweite des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs
bergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Ueber-
ng zu des Uebergangs Uebergang. Keine Spur eines ernstern
veckes war hinter allen diesen zeitvergeudenden Thorheiten zu
tdecken.

Goethe ging in der ersten Zeit auf dieses Possenwesen ein
achte die Perikopen aus den vier Haimonskindern in Ordnun

that Vorschläge, wie sie bei Feierlichkeiten zu lesen seien, und tru
sie auch wohl selbst mit großer Emphase vor. Aber er hatte sic
nicht bloß früher mit Behrisch und in Straßburg an solchen Dinge
müde getrieben, sondern zweifelsohne war es auch eine Nachwirkun
des gehaltreichen Umganges mit dem Darmstädter und Frankfurte
Cirkel, wenn er jetzt nur kurze Zeit an jenen Thorheiten Geschmac
fand. Unter diesen Umständen war es ihm sehr willkommen, an Fr
W. Gotter aus Gotha, der ein paar Jahre älter war, einen auf
richtigen Freund zu gewinnen. Daß Goethe zu diesem jungen Mann
in ein näheres Verhältniß treten konnte, beweist, wie wenig er selbs
damals in der Richtung der Starkgeisterei einseitig befangen war
Denn Gotter war von der Natur in mancher Hinsicht zu einem An
tipoden der Originalgenies bestimmt. Goethe charakterisirt seinen
Sinn als zart, klar und heiter, sein Talent als geübt und geregelt
die Eleganz der französischen Dichter sagte ihm besonders zu, und
in der englischen Literatur zogen ihn am meisten die Schriften an
die sich mit angenehmen und sittlichen Gegenständen beschäftigen
Wie sein Umgang ohne Frage auf Goethe beruhigend, mäßigend
regelnd einwirkte, so scheint dieser umgekehrt ihn etwas den kraft
genialischen Tendenzen angenähert zu haben. So stimmt Gotter in
einer den Götz betreffenden Epistel an Goethe vom Jahre 1774 *)
ganz in den Ton der jungen Genies ein, und sein Trauerspiel Ma
riane (1776) gehört in die Classe der Klinger-Wagner'schen Fami
lientragödien. Dagegen spricht er sich in seiner berühmten Episte
über die Starkgeisterei entschieden gegen diese Richtung aus, und
zuletzt sagte er sich förmlich von ihr los und schloß sich unsern fran
zösirenden Graziendichtern an.

Durch Gotter kam unser Dichter auch in einige Beziehung zu
den Göttingern **). In Verbindung mit Boie hatte Gotter in

---

*) S. Goethe's W. in 40 B. VI, 68.

**) So berichtet Goethe selbst. Schäfer bestreitet es, ohne zureichend
Gründe beizubringen. Wenn Goethe erst im folgenden Jahre Beiträge zum
Göttinger Musenalmanach eingesandt, und der engere Bund der Göttinger sic
um Voß und die beiden Stolberge erst im Herbste 1772 gebildet hat, mi
welchem Gotter nicht weiter in Verbindung bleiben wollte: so ist damit nich
nothwendig ausgeschlossen, daß in der Zeit, wovon wir jetzt reden, Gotter fü

jahre 1770 die Herausgabe des berühmten Göttinger Musenalma-
achs begonnen, zu welchem er jetzt von Goethe einige Beiträge ver-
ingte. Dieser lehnte das Gesuch nicht ab, obwohl er sich nicht von
llen Seiten mit den Gesinnungen jenes Dichterbundes in Einklang
ihlte. Gerade in diesem Jahre 1772, wo Voß nach Göttingen
ing und die Seele des Bundes ward, kam der eigenthümliche Geist
esselben zu völligem Durchbruch. Feiheitsliebe, Patriotismus,
freundschaft, Religion, Tugend wurden mit Begeisterung und nicht
elten mit einem bis zum Komischen gesteigerten Pathos gefeiert;
Klopstock war seitdem der geistige Mittelpunkt des Kreises; an den
Versammlungstagen lagen seine Oden auf dem Tische aufgeschlagen,
ei den Gelagen wurde seine Gesundheit in Rheinwein getrunken;
nan feierte seine Geburtstage, ließ dann für ihn einen Stuhl ledig
ind bekränzte seine Werke, während Wieland's Idris zerrissen unter
em Stuhle lag, und mit den Blättern die Pfeifen angezündet wur-
en. Dieses forcirte Wesen konnte Gotter'n nicht behagen, der sich
chon 1771 von der Redaction des Almanachs losgesagt hatte und
päter auch aus Verdruß über die Anfeindung Wieland's seine Bei-
räge zurückzog. Eben so war Goethe's Natur zu gesund, um mit
inem solchen Empfindungszwange ganz zu sympathisiren. Indeß
var er doch nicht Augenzeuge der Excentricitäten des Göttinger
kreises, die übrigens auch erst in den nächsten Jahren den Höhen-
unkt erreichten, und dann waren sie immerhin besondere Aeuße-
ungsarten des Geistes einer neuen Zeit, der auch in ihm pulsirte.
So entschloß er sich denn zum Mitarbeiten an jenem Musenalmanach,
r, als literarischer Sammelplatz der jungen Talente, eine große
nere Bedeutung in der Geschichte unserer Poesie gewonnen hat,
id er that dieß um so eher, als er sich wohl bewußt war, daß er
iufig einer äußern Anregung für die Vollendung seiner Arbeiten
durfte.

Wir finden aber erst in den Jahrgängen 1774 und 1775 des
lmanachs einige Goethe'sche Poesieen, mit verschiedenen Chiffern
terzeichnet, die wir indessen hier schon zusammenfassen wollen.

---

re's Almanach etwas von Goethe verlangt und die spätere Verbindung des-
en mit dem Almanach angebahnt habe.

Die umfangreichste derselben, „der Wanderer" verdient, daß · eine nähere Betrachtung gewidmet werde. Wir müssen die bed(tungsvolle Dichtung zu der Gattung der symbolischen zählen, in fern sie ein großes, weit und tief eingreifendes Verhältniß den G gensatz der Cultur und Natur, in einem einzelnen, schön begrenzt Gemälde versinnlicht. Ein Zögling der Cultur, oder specieller, (Verehrer der antiken Kunst, wird einem einfachen Zöglinge der N tur gegenüber gestellt; zwei ganz verschiedene Weltanschauung werden dargelegt, anfangs, wenn auch nicht feindlich entgegenstehe doch durchaus von einander geschieden, allmählig aber sich freundl annähernd, zuletzt gänzlich versöhnt, und zwar in der Weise, d der Zögling der Cultur sich zur einfachen Weltansicht des Naturki des bekehrt, oder wenigstens sich das Vollglück desselben zum Z seiner Wünsche und seines Strebens setzt. Die Form des Gedich: ist dialogisch, das Gespräch recht lebendig und leicht, das Ga bildet eine anmuthige dramatische Scene. J. G. Jakobi's Tad den er in Wieland's Merkur über dieses Stück aussprach, scheint n ganz ungegründet; er wünscht ihm einen leichtern Ausdruck und g schmeidigern Dialog. Auch was er weiter hinzusetzt, daß die R(des Fremdlings zuweilen ohne Noth geheimnißvoll sei, kann ni zugegeben werden; für die junge Frau, die sich mit dem Wande unterhält, ist sie allerdings geheimnißvoll; aber für diese kann auch nicht klar sein; der noch ungestörten, ungetheilten Natur das streit- und drangvolle innere Leben der Cultur ein tiefes Gehei niß. Die Zeit, die Oertlichkeit, die ganze äußere Situation mit meisterhafter Kunst, ohne Hilfe erzählender oder beschreibend Partieen, bloß durch natürlichen und leichten Gesprächswechsel r unser inneres Auge gestellt. Alles ist Bild, Bewegung, Leb(Empfindung, kein müßiges Wort! Auf welch beschränktem Raun mit welchem geringen Redeaufwande sind die wechselnden Bilder hi gezeichnet: die junge Frau, den Säugling an ihrer Brust, an d Felswand, im Ulmbaumschatten; neben ihr der Reisende sich nied(lassend, die Bürde abwerfend, die er durch des Tages Hitze d staubigen Pfad her getragen hat, — und nun das ganze Local, d sich, wie in Hermann und Dorothea, successiv vor den handelnd Personen entwickelt! Dieser plastischen Darstellung kommt das g

wählte Versmaß trefflich zu Hilfe. In wechselnden, bald jambischen, bald trochäischen und daktylischen Rhythmen schmiegt es sich dem herrlichen Inhalte, wie ein weiches, leichtes Gewand einem schönen blühenden Körper an. Von der Prosa, auch noch von der sogenannten poetischen Prosa, unterscheidet es sich nicht bloß durch den bestimmter hervortretenden Numerus, sondern noch mehr durch den syntaktischen Bau der Diction, durch kürzere Satzglieder, die sich dem Gewichte nach einander mehr entsprechen, wenn gleich die Verse nicht genau in der Zahl der Hauptaccente, und noch weniger in der Sylbenzahl übereinstimmen. — Was die Entstehungszeit des Gedichtes betrifft, so theilt Goethe es in seiner Selbstbiographie der Zeit zu, womit wir uns beschäftigen. In einem Briefe an Zelter vom 29. Juni 1831 schreibt er aber: „Was du nicht verrathen mußt, ist, daß jenes Gedicht der Wanderer im Jahre 1771 geschrieben ist, also viele Jahre vor meiner italienischen Reise. Das aber ist der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnt und werth hält, was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es im Dasein findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich sich daran erfreuen muß" *). Aehnlich heißt es in einem Aufsatz über Tischbeins Idyllen, daß er das Gedicht geschrieben, „ohne den sinnlichen Eindruck erfahren zu haben." In Beziehung auf das Letztere hat man mit Recht an die auf der Rückreise von Saarbrücken nach Sesenheim im Sommer 1771 empfangenen Eindrücke erinnert, wie ihn nämlich in der Gegend von Niederbrunn ehrwürdige Trümmer des Alterthums überraschten, die ihm „in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegenleuchteten." Wir haben oben erzählt, daß Goethe schon im Frühjahr 1772 das Gedicht dem Darmstädter Kreise vortrug. Es muß aber, wie sich unten, gegen den Schluß dieses Capitels zeigen wird, erst in Wetzlar seine letzte Gestalt gewonnen haben.

---

*) Die letzten Worte beziehen sich auf einen ihm von Zelter im Excerpt mitgetheilten Brief von Felix Mendelssohn aus Neapel vom 7. Mai 1831, worin dieser das Local des Gedichtes zwischen Pozzuoli und Bajä aufgefunden zu haben behauptete.

Außer dem Wanderer enthält der Jahrgang 1774 des Götti[n]ger Almanachs noch drei Goethe'sche Gedichte: Adler und Taub[e], Mahomet's Gesang (hier bloß „Gesang" überschrieben), u[nd] das Epigramm „Sprache". Das erste, eine Parabel, stellt unt[er] dem Bilde des Adlers und der Taube zwei ganz verschiedene Art[en] von Charakteren einander gegenüber, einen reichbegabten, hochstr[e]benden, von feurigem Thatendrang erfüllten, und einen von Nat[ur] sanften, genügsamen, in harmlosem Genuß befriedigten Mensch[en]. Der Letztere hat keine Ahnung von dem tiefen Schmerze des Erster[n], wenn er durch widriges Geschick sich in einen engen und unwürdig[en] Wirkungkreis gebannt sieht. Es braucht dem Leser nicht gesagt [zu] werden, an wen insbesondere der Dichter beim Adler gedacht hab[e]. Das ganze Bild ist mit den wärmsten Farben, mit sparsamen, a[ber] kecken und genialen Zügen ausgeführt. — Von „Mahomet's Gesang" ist es befremdend, ihn schon hier zu finden, da der Almanach 1774 doch spätestens zu Anfang des Jahres, wenn nicht gar im vorhe[r]gehenden erschien, und dieser Hymnus, nach Goethe's eigener Erklä[rung], einem Drama zugedacht war, dessen Idee Goethe erst in de[r] Mitte des Jahres 1774 durch das nähere Bekanntwerden mit Lava[]ter und Basedow concipirt zu haben bekennt. Ich vermuthe, d[aß] der Hymnus anfangs ohne Rücksicht auf dramatischen Gebrau[ch] gedichtet war, und Goethe erst nachher auf den Gedanken kam, i[hn] für die projectirte Tragödie zu benutzen. Auf eine Veränderung [in] der Bestimmung des Gedichtes deutet auch der Umstand hin, daß e[s] im Almanach als Wechselgesang zwischen Ali und Fatema vertheil[t] war, während es im Drama von Ali allein vorgetragen werde[n] sollte. Die Geschichte Mahomet's hatte Goethe schon vor der Be[]kanntschaft mit jenen Männern eifrig studirt; und so konnte ihm leicht der Gedanke dieses allegorischen Preisgedichtes aufgehen, da[s] unter dem Bilde eines mächtigen Stromes das hohe Geschick, die erhabene Bestimmung großer, gotterfüllter Genien besingt, die gan[]zen Völkern ein Licht, ein Leitstern für Jahrtausende werden. — In anderer Weise fällt es auf, im Almanach, dem Organ des Hain[]bundes, das Epigramm „Sprache" zu finden, da es gegen Klopstock gerichtet scheint, welchen der Dichterbund mit Begeisterung verehrte. — Im Jahrgange 1775 erschienen anonym (mit der Chiffre H. D.)

ichte: „Ein Gleichniß" („Ueber die Wiese, den Bach
und „Der unverschämte Gast" („Da hatt' ich einen
Gast"). Das erste schildert die Uneigennützigkeit des äch-
ters, das andere drückt Goethe's Ingrimm gegen die Re-
t aus. Der Jahrgang 1776*) brachte endlich noch „Ken-
d Künstler" mit der Chiffre G. und „Kenner" (jetzt
:r und Enthusiast") mit seinem vollen Namen unter-

berblicken wir diese kleineren Poesien nach Gegenstand und
ungsweise, so erkennen wir recht die Kraft und Selbstständ-
›er Goethe'schen Natur, die gegen mächtige Zeitinfluenzen
enthümlichkeit zu bewahren wußte. Gegen die Seuche der
schen vaterländischen Bardenpoesie war er, wie wir bereits
durch eine schon vor Jahren geschöpfte Abneigung geschützt
*). So ließ er sich auch jetzt nicht durch die Freiheitsoden
iter des Hainbundes zu ähnlichen Poesieen hinreißen; des
, was von dem Unabhängigkeitsgeiste, dem kriegerischen
ihle der Zeit in ihn gedrungen war, meint er sich kurz nach-
iötz von Berlichingen entledigt zu haben. Im Allgemeinen
›rt, wie er selbst sagt, „die Dichtkunst zum Ausdruck seiner
ellen) Gefühle und Grillen zu benutzen." Eben so wenig
: von Klopstock eingeführte nordische Mythologie oder viel-
Nomenclatur ihrer Gottheiten bei ihm verfangen. Er
e Fabeln der Edda längst aus der Vorrede zu Mallet's dä-
eschichte (Monuments de la mythologie et de la poé-
Celtes, enthalten in der Introduction à l'histoire de
rk, Copenhague 1755—56), die wir auch in den Ephe-
ius den Jahren 1770 und 1771 verzeichnet finden, und
atte ihm den Resenius (Edda Islandorum 1665) in die
geben, wodurch er mit den Heldensagen noch mehr bekannt
ι war. Allein Gestalten, die sich der sinnlichen Anschauung
, pflegte er nicht in den Kreis seiner Dichtung aufzunehmen.

---

oetische Blumenlese für das Jahr 1776, von den Verfassern der bis-
›ttinger Blumenlese. Herausgegeben von J. H. Voß (Lauenburg).
Vgl. Thl. I, S. 151.

Wie hätte er solche nordische Nebelbilder, ja leere Wortklänge i
seine Poesieen einführen können; ließ er doch nicht einmal gerne di
griechischen und römischen Götter, obwohl die größten Bildner si
in leichtfaßliche Gestalten gekleidet, in seinen Gedichten auftreter
weil sie ihm noch außerhalb der Natur, die er nachzubilden verstand
ihren Wohnsitz hatten. Indeß wußte er doch auf seine Weise vo
jenen nordischen Mythen Gebrauch zu machen; er nahm sie in de
Vorrath seiner Märchen auf, und sie gehörten zu denen, die er, vo
einer Gesellschaft aufgefordert, am liebsten erzählte. Auf gleich
Weise hielt er es mit den indischen Fabeln, die er aus Dapper'
Reisen zuerst kennen lernte. Der Altar des Ram gelang ihm beson
ders gut im Nacherzählen, und bei aller Mannichfaltigkeit der Per
sonen dieses Märchens blieb doch der Affe Hannemann der Lieblin
seines Publikums. Die nachtheilige Wirkung, die aus der Be
schäftigung mit diesen kunstwidrigen, un- und überförmlichen Unge
heuern für seinen Geschmack hätte erwachsen können, ward durch di
eifrige Betrachtung der Homerischen Werke paralysirt, für welch
damals gerade eine allgemeine Begeisterung erwachte.

So blieb also unser Dichter, was Stoff und Form seiner Lie
der betrifft, ungeachtet der mächtigen Zeitströmungen, unerschütter
lich in seiner alten Gewohnheit, „seine innere Natur nach ihre
Eigenheiten gewähren, und die äußere nach ihren Eigenschaften au
sich einfließen zu lassen," wodurch sich Gegenstand und Gestalt seine
Gedichte mit innerer Nothwendigkeit von selbst ergaben. Diese in
nige Hingebung an die Natur erreichte in der Zeit seines Aufent
haltes zu Wetzlar vielleicht ihren höchsten Grad. „Ich suchte mic
innerlich," so erzählt er selbst, „von allem Fremden zu entbinden
das Aeußere liebevoll zu betrachten, und alle Wesen, vom menschli
chen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in
seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wun
dersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur,
und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen in's Ganze, so daß ein
jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden, oder der Tags-
und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich auf's
Innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichteri-
schen, die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte

Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit, und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten sich ausbreitenden Betrachtungen."

Trotz dieser äolsharfenartigen Erregbarkeit seiner Seele für jede leise Einwirkung der Natur und ihrer wechselnden Erscheinungen, war doch im Ganzen, während des Aufenthaltes zu Wetzlar, Goethe's dichterische Productivität nicht besonders stark. Er selbst sieht den Hauptgrund davon in dem verstimmenden Eindrucke, den das leidige Visitationsgeschäft, die fortwährende Entdeckung neuer Gebrechen, „das kleine Detail aller Anekdoten von Nachlässigkeiten und Versäumnissen, Ungerechtigkeiten und Bestechungen" auf ihn, als einen das Gute ernstlich wollenden jungen Mann, ausüben mußte. Vielleicht ist ein anderer Grund in einem Liebesverhältnisse zu suchen, wovon sogleich die Rede sein soll. Dieses scheint nicht bloß seine Zeit so sehr in Anspruch genommen zu haben, daß für poetische Production nicht viel Raum blieb; sondern es lag auch in dem Verhältnisse etwas, wodurch der freie Ausdruck seiner Gefühle gehindert ward. So geschah es, daß während seinen Liebesverhältnissen in der Regel eine ganze Flora von Liedern entsproß, das jetzige nur ein paar vereinzelte Blüthen hervortrieb, deren wir bald weiter gedenken werden.

Das sicherste Zeichen, daß in seinem Productionstriebe sich wirklich eine Stockung eingestellt hatte, war die jetzt wiederholt hervortretende Neigung zu ästhetischen Speculationen. Wie im vergangenen Semester mit Merck, so bemühte er sich nun mit Gotter, allgemeinere Kunstregeln und Gesetze zu finden, an die er sich beim Hervorbringen halten könnte. So wenig stand es noch bei ihm fest, was er vor Kurzem in der Abhandlung von deutscher Baukunst über die Schädlichkeit der Principien und Maximen für den Genius gesagt hatte, und was er bald nachher wieder im Götz in den Ausspruch des Franz so energisch zusammenfassen sollte, daß nur ein von Einer Empfindung volles Herz den Dichter mache. Dieses Theoretisiren war ein momentanes Heraustreten aus dem Charakter der Genieperiode, und deutete, wie manche andere damalige Symptome bei Goethe, von ferne schon auf eine neue Entwickelungsepoche voraus. Für jetzt aber war es noch ein erfolgloses Bemühen. Er hatte schon seit einigen Jahren die Schriften von Aristoteles, Cicero, Longin,

mit Eifer, wenn auch nur sprungweise, gelesen, und studirte jetzt was von Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste bereits erschienen war. Aber bei dem letztern Werke stieß er sich daran, daß hier vor Allem sittliche Wirkungen von einem Kunstwerke verlangt wurden, während, nach seiner Ueberzeugung, der Künstler sich keine moralischen Zwecke vorsetzen durfte; und jene Alten unterstellten überall einen Reichthum von Anschauungen und Erfahrungen, der ihm noch abging. Er überzeugte sich durch ihre Lectüre immer mehr, daß „erst eine große Fülle von Gegenständen vor uns liegen müsse, ehe man darüber denken könne, daß man erst selbst etwas leisten, ja daß man fehlen müsse, um seine eigenen Fähigkeiten und die der Anderen kennen zu lernen."

Das oben angedeutete Liebesverhältniß entspann sich im Juni 1772. Gegen Anfang des Monats hatte Goethe unter den jungen Männern, die sich in Wetzlar zu ihrem künftigen Dienstlaufe vorüben sollten, den Legationssecretär der kurfürstlich hannöver'schen Gesandtschaft Joh. Christ. Kestner kennen gelernt. Acht Jahre älter als Goethe (1741 am 28. August, dem Geburtstage unsers Dichters, geboren), mit glücklichen Geistes- und Herzensanlagen ausgestattet, in einem schönen Familienkreise, unter der sorgsamen Leitung eines Hauslehrers herangewachsen, war Kestner im Jahr 1767 nach Wetzlar gekommen, und hatte bald für das, was er zu Hause verlassen, in der Familie des Deutschordens-Amtmanns Buff Ersatz gefunden. Diese Familie war, nach Vieler Zeugniß, ein Bild heiterer und gemüthlicher Häuslichkeit, der Vater ein kräftiger Biedermann, die Mutter, in der Stadt „die Mutter der schönen Kinder" genannt, eine Frau von seltener Vortrefflichkeit. Goethe hat ihr im Werther, im letzten Briefe des ersten Buches, eine dem Leben entnommene Scene schildernd, indem er die Tochter reden läßt, ein ehrendes Denkmal gesetzt *). Als sie im Jahre 1770 starb, erbte die Zweitgeborne der Töchter, Charlotte, als ob eine Familienwahl es so entschieden hätte, die mütterlichen Sorgen für zehn Kinder. Lotte, schon seit 1768, ihrem fünfzehnten Lebensjahre,

*) Vergl. auch „Goethe und Werther", herausgegeben von A. Kestner. S. 302 ff.

it Kestner verlobt, wird von dem Verfasser der „Berichtigung der
ieschichte des jungen Werther" (Frankfurt 1775) als ein schlankes,
lauäugiges, naives, in jedem Betracht liebenswürdiges Mädchen
eschildert *). Goethe bezeichnet sie als eine reine, gesunde Natur,
er eine frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des
iglich Nothwendigen angeboren war. Sie gehörte zu den Mädchen,
ie mehr ein allgemeines Wohlwollen, als heftige Leidenschaften ein-
flößen geschaffen sind. Indem sie sich, nach dem Tode der Mut-
er, durch unermüdliche Sorgfalt für die jüngern Geschwister und das
anze Hauswesen als die kräftigste Stütze ihres Vaters in seinem
Wittwerstande erwies, gab sie dadurch zugleich ihrem künftigen
Gatten die Aussicht eines schönen häuslichen Glückes. Da sie, als
in ruhiges, anspruchsloses Gemüth, nicht zu sehr mit sich selbst be-
schäftigt war, so hatte sie Zeit gehabt, die Außenwelt zu betrachten,
nd war, ohne viel Bücher, gebildet, klug und verständig geworden.

Kestner's Bekanntschaft mit Goethe wurde durch Gotter ange-
bahnt. Von diesem zu einem Spaziergange nach dem Dorfe Gar-
enheim, einem Vergnügungsort bei Wetzlar, beredet, fand er dort
en jungen Frankfurter, der unter den Wetzlarern Schöngeistern
chon viel von sich reden machte, unter einem Baume im Grase liegen
nd in behaglicher Unterhaltung mit einigen Umstehenden begriffen,
inem Anhänger der epikuräischen Philosophie, dem schon genannten
on Goué, einem Stoiker von Kielmannsegge, und einem Dr. Kö-
ig, der zwischen beiden Philosophieen schwankte. „Schon jetzt
and ich," so berichtet Kestner selbst, „daß er Genie und eine leb-
afte Einbildungskraft hatte; aber dieß war mir doch noch nicht
enug, ihn hochzuschätzen."

Als Kestner später seine nähere Bekanntschaft gemacht hatte,
ersuchte er folgende Charakteristik unseres jungen Freundes, die
ir, weil sie aus der Feder eines mit Goethe so genau bekannten
nd so ruhig urtheilenden Mannes geflossen ist, unsern Lesern un-
erkürzt mittheilen zu müssen glauben: „Er hat sehr viele Talente,

---

*) Ihr Bildniß ist als Titelblatt der eben erwähnten Schrift „Goethe
nd Werther" *herausgegeben von A.* Kestner (Stuttgart und Tübingen
854), einer der Hauptquellen für diesen Theil unserer Erzählung, beigefügt.

ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter; er besitzt
außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in
dern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, d
sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdr
könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst,
sie wären, zu denken und zu sagen. — Er ist in allen seinen A
ten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denku
art ist edel; von Vorurtheilen frei, handelt er, wie es ihm ein
ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es M
ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt
Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen.
ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen
schiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kin
bei Frauenzimmern und vielen Andern ist er doch wohl angese
ben. — Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochacht
— In principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst
einem gewissen System. — Er hält sehr viel von Rousseau, i
doch nicht ein blinder Anbeter desselben. — Er ist nicht, was
orthodox nennt; jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, oder um e
vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptm
rien gegen Wenige, stört Andere nicht gern in ihren ruhigen V
stellungen. — Er haßt zwar den Skepticismus, strebt nach Wah
und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch
über die wichtigsten determinirt zu sein; so viel ich aber gemerkt
er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Ab
mahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht g
Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen
nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er H
achtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen
stellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zust
Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben
von ihrer Demonstration. — Er hat Viel gethan und viele Ke
nisse, viel Lectüre, aber noch mehr gedacht und raisonnirt.
den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk
macht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht aus
sogenannten Brodwissenschaften." — Am Rande des flüchtig h

worfenen Brouillons fügte Kestner noch hinzu: „Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden; denn es läßt sich gar Viel von ihm sagen. Er ist, mit einem Worte, ein sehr merkwürdiger Mensch."

Umgekehrt bot auch Kestner's Persönlichkeit interessante Seiten genug dar, um Goethe's Aufmerksamkeit und Zuneigung zu erregen; denn er unterschied sich von dem Bräutigam und Ehemann in Werther's Leiden, obwohl diesem mehrere seiner Züge geliehen sind, sehr zu seinem Vortheile. Nach Goethe's Selbstbiographie zeichnete er sich durch ein ruhiges, gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten und Bestimmtheit im Handeln und Reden aus. Im December 1785 schrieb ihm Goethe: „Ihr wart mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen, und Euer musterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild." Einen hellern Einblick in seinen Charakter eröffnen uns die jüngst in der Schrift „Goethe und Werther" mitgetheilten Briefe von ihm, in denen uns ein edler, gerader Sinn, ein klarer Verstand, ein wohlwollendes Gemüth und eine vielseitige Bildung entgegentritt.

Indeß war doch das Hauptband, wodurch Goethe an ihn geknüpft wurde, seine Verlobte Charlotte. Die Bekanntschaft Goethe's mit ihr datirt vom 9. Juni 1772. An diesem Tage, so berichtet Kestner selbst, „fügte es sich, daß Goethe mit bei einem Balle auf dem Lande (zu Wolpertshausen*) war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Ich konnte erst nachkommen und ritt dahin. Mein Mädchen fuhr also in einer andern Gesellschaft hin; der Dr. Goethe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerst kennen ... Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm ein Genüge geleistet. Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er

---

*) *Dieser Ball hat im Werther* zur Schilderung der ersten Begegnung *Werther's mit Lotten (Erstes Buch,* Brief vom 16. Juni) den Stoff gegeben

bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ur
zwungenen Witz, mehr Laune, als Witz. — Er wußte nicht,
sie nicht mehr frei war. Ich kam ein paar Stunden später; unt
ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freu
schaft gegeneinander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lus
— dieses ist er manchmal, dagegen zu andern Zeiten melanchol
—; Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich k
Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. A
dern Tages konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottch
Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fr
liches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrü
Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch von der Seite, wo sie i
Stärke hat, von ihrer häuslichen Seite kennen."

Aber nicht Lotte allein fesselte ihn an das deutsche Haus, d
sen täglicher Gast er nun bald wurde. Hier kamen, so erzählt r
A. Kestner, die blühenden Kinder, eines schöner als das and
um ihn her gesprungen, und nahmen ihn mit zwanzig Händen
Besitz, jubelnd über den schönen neuen Vetter oder Onkel, der ih
Märchen erzählte, oder, auf dem Boden unter ihnen, sich von d
wilden Buben zerzausen ließ. Von dem Amtmann ward er wie
Sohn, von den mehr herangewachsenen Geschwistern wie ein ält
Bruder geliebt. Kestner stellte ihn in seinem Herzen seinem Juge
freunde von Hennings zunächst. Lotte aber und Goethe waren be
wie er selbst berichtet, „bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf d
Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, unz
trennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschä
so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei an einan
gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kam
sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen So
mer hin eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land
Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch re
Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thaureichen Morgen, d
Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Tön
heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, m
schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Famili
verdruß ward leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und

ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen z
n; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden.
Goethe's leidenschaftliche Lust an der ländlichen Natur, die
ieder mit dem verklärenden Auge der Liebe betrachtete, wurde
zweierlei Kunstproductionen, welche ihm in die Hände kamen,
rt, durch Geßner'sche Radirungen und Goldsmith's deserted
e. Die ersteren hatten sich in dem Wetzlarer Kreise durch einen
ı Mann, dessen wir später noch weiter gedenken müssen, den
des verdienstvollen Gottesgelehrten Jerusalem, verbreitet.
mith's Dichtung war Goethe'n wahrscheinlich durch Merck zu-
men, welcher in eben diesem Jahre eine Ausgabe des englischen
ıals veranstaltete *). Was Goethe in der Wirklichkeit so gern
ıgen sah und leidenschaftlich aufsuchte, Fest- und Feiertage auf
ande, Kirchweihen, Jahrmärkte, die ernste Versammlung der
:en unter der Dorflinde, verdrängt von der Tanzlust der Jün-
— Alles fand er hier in dem Zauberspiegel der Poesie wieder.
Enthusiasmus für die liebliche Dichtung unternahm er, mit
: wetteifernd, eine Uebersetzung derselben; indeß gesteht er,
: ihm nicht so gut, wie dem Freunde gelungen, indem er allzu
ch die zarte Bedeutsamkeit des Originals nachzubilden getrach-
nd daher wohl einzelne Stellen, aber nicht das Ganze glück-
iedergegeben habe. — An Kestner schenkte er ein Exemplar des
ted village mit folgenden vorgeschriebenen Versen:

> Wenn einst nach überstandner Lebens-Müh und Schmerzen
> Das Glück dir Ruh- und Wonnetage gibt,
> Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen
> Dich, und mit dir geliebt!

So lebte unser Freund, durch edle künstlerische Bestrebungen,
innige Betrachtung der Natur und süße Liebesfreuden und
beglückt, den seligen Jugendtraum fort. Die Einzelnheiten
damaligen Daseins hat uns seine Biographie nicht, wie bei
:senheimer Idylle, überliefert, weil er das Meiste schon in

The *deserted village*, a *poem* of Ol. Goldsmith. Darmstadt and
t, *Fleischer*, *1772*.

einer Jugenddichtung mit glühenden Farben gemalt hatte. Er weist ausdrücklich auf das Büchlein Werther, worin er „in vergangener Jugendzeit die lieblichen Verhältnisse vergegenwärtigt habe, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten.“ Namentlich sind in den ersten Theil Goethe's eigene Erlebnisse in großer Fülle hineinverarbeitet, wenn gleich der Verfasser der „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's“ zu viel behauptet, indem er den ganzen ersten Theil für des Dichters eigene Geschichte ausgibt. So sind auch die Localitäten der Dichtung meist aus der Umgebung Wetzlars entlehnt. Der Brunnen, der gleich Anfangs in dem Briefe vom 12. Mai beschrieben wird, liegt nahe am Wilbacher Thore, das von ihm den Namen führt. Das im Briefe vom 26. Mai geschilderte Wahlheim ist das Dorf Garbenheim, welches kaum eine halbe Stunde von Wetzlar entlegen ist. In gleicher Entfernung von der Stadt, auf dem sogenannten Jägerhause, wurde der Ball gehalten, worüber der Brief vom 16. Juni handelt *).

Aus diesen Zuständen ward Goethe im August **) auf einige Zeit durch einen literarischen Congreß herausgezogen, zu welchem ihn seine Freunde Schlosser und Merck nach Gießen beschieden. Er sollte dort eine Zusammenkunft mit Höpfner, Professor der Rechte

*) Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's (Freistadt, 1775) Seite 4.

**) Die von Karl Wagner (Leipzig 1847) veröffentlichten „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck“ geben nähere Auskunft. Der Brief Nr. 22, datirt „Giessen, le 28. d'Août 1772“ gehört, wie sein Inhalt zeigt, vor den Brief Nr. 21 (Francfort, le 23. d'Août); wahrscheinlich soll das Datum heißen: „le 18. d'Août“. — Düntzer bezweifelt es, daß damals die Zusammenkunft wegen der Zeitschrift stattgefunden haben solle, da in den eben angeführten Briefen Merck's Schlosser's Anwesenheit in Gießen nicht erwähnt wird, und glaubt, Goethe vermische in seiner Erzählung einen zweifachen Aufenthalt in Gießen. Ich meine, daß dieser Umstand allein nicht genügt, um Goethe's detaillirte, und wie es scheint, auf genaue Notizen gegründete Erzählung unwahrscheinlich zu machen. Merck fuhr allerdings nach dem Briefe Nr. 22 allein von Frankfurt nach Gießen; aber konnte Schlosser nicht durch Geschäfte augenblicklich abgehalten sein, ihn zu begleiten, und ihm bald nachfolgen? Merck's Briefe sind augenscheinlich so lückenhaft mitgetheilt, daß sich daraus die Nichterwähnung von Schlosser's Anwesenheit zu Gießen erklären läßt.

erathung über die von Schlosser in diesem Jahre herausgege- „Frankfurter gelehrten Anzeigen" stattfinden. Goethe, ngst Höpfner's Bekanntschaft gewünscht hatte, fröhnte dießmal r seiner uns schon bekannten Lust am Versteckenspielen, und : an einem heitern Morgen, vor Sonnenaufgang, in einen nten verkleidet, das schöne Lahnthal hinauf nach Gießen. : Vermummung gab dort bei Tische zu einer sehr ergötzlichen : Veranlassung, die er uns in der Selbstbiographie mit behag- Ausführlichkeit geschildert hat *). Hierdurch ward auf eine ich heitere Art die Besprechung eingeleitet, auf welche es abge- war. Die neue kritische Zeitschrift war eigentlich auf des ntilisch und industriell sowohl, als literarisch thätigen Merck lben von Schlosser unternommen worden. Sie hatten sich zu Zwecke nicht bloß Höpfner, sondern auch andere Akademiker eßen, so wie den verdienten Rector Wenck in Darmstadt und manchen tüchtigen Mann zugesellt. Auch Goethe, der bereits n Februarblättern der Zeitschrift einige Anzeigen beigesteuert wurde, obwohl ihm ein zusammenhängendes Wissen in Lite-

---

Die in der vorigen Anmerkung erwähnte Correspondenz enthält (unter 3) einen Brief von Goethe an Höpfner aus dem Jahre 1776, welcher : „Wie angenehm sollte es mir sein, wenn unsere so wunderbar angene Bekanntschaft Gelegenheit geben sollte, Ew. Wohlgeboren n Platz (eines Ordinarii zu Jena) zu versetzen, der Ihrer würdig wäre." erausgeber bemerkt hierzu: „So geschickt auch Goethe diesen wunderba- ifang seiner Bekanntschaft mit Höpfner erzählt, so ist doch eben seine rung ein neuer Beweis, wie ein solcher flüchtiger Scherz, wenn er im nen Buchstaben erscheint, so Vieles von seinem Salz und Leben ein. Ganz anders nahm sie sich (nach glaubwürdigster Erzählung) im Munde r's aus, wenn er sie dramatisirte, die seltsame Erscheinung des wunder- jungen Menschen mit den feuervollen Augen und dem linkischen An- beschrieb, seine komischen Reden wiederholte und dann endlich zur Er- kam, wie der blöde Student aufsprang und Höpfner'n um den Hals it den Worten: Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, Höpfner; aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen mit einander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif emd bleibt; und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber mit beiden Füßen hineinspringen, und so, hoff' ich, soll's zwischen uns d werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe."

ratur, Weltgeschichte und andern Wissenschaften abging, dringend zu weiterer Betheiligung eingeladen; man baute auf seine leichte Fassungskraft, seine Fähigkeit, sich die Gegenstände auch außer ihrem Zusammenhange lebendig zu machen, und auf einen gewissen theoretisch praktischen Sinn, wodurch er, ohne festes philosophisches System, aber sprungweise treffend, von den Dingen, mehr wie sie sein sollten, als wie sie waren, Rechenschaft geben konnte.

So trat denn jetzt unser Dichter als Kritiker und Recensent auf, aber ganz in dem Geiste der Zeit jugendlich, keck, entschieden und reformatorisch, in einem Tone, der theilweise an Lessing, theilweise an Herder erinnert, aber auch seine Eigenthümlichkeit nirgendwo verkennen läßt. „Mit Heftigkeit zieht er gegen kleinliche Moralisten, schwache Dichterlinge, vornehme Zeloten, neue Propheten, gegen Unsitte und Ungeschmack des Jahrhunderts, gegen Systemmacherei und Dilettantismus, gegen finstere Religionseiferer zu Felde, aber auch gegen kritische Ketzer und Freigeister, wie Unger und Mauvillon; das wahrhafte Genie schützt er selbst in seinen Thorheiten" *). Eine flüchtige Uebersicht über die wichtigsten von ihm beigesteuerten Recensionen wird uns näher mit seinen damaligen Ansichten über ästhetische, moralische, religiöse und politische Fragen bekannt machen.

In der Beurtheilung von Sulzer's Theorie gibt sich die Ueberzeugung kund, die ihm durch seine speculativen Bemühungen mit Gotter klar geworden war, daß man, um eine Poetik zu schreiben, sich als Poet versucht haben müsse. Er nennt sein Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereis't, aber nicht darin geboren und erzogen ist, nicht darin gelebt, gelitten und genossen hat, der nur Observationen, aber keine Experimente angestellt hat. Es sei Polybius, der Taktiker, aber nicht Thucydides und Xenophon, der Feldherr, Hume, der Schriftsteller, aber nicht Burnet, der Staatsmann, der hier rede. Er vermißt bei ihm ferner die Bestimmung der Grenzen jeder Kunst und ihrer Bedürfnisse. Besonders tadelt er Sulzer's „trübsinnigen Eifer" und beständiges Strafpredigen gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Den Verfasser des Aga-

*) Gervinus IV, 526.

ınd des Musarion hält er über die Moralität seiner Schriften
en gesunden Köpfen für längst gerechtfertigt; „Kenner des
lichen Herzens möchten entscheiden, ob eine Leitung und Ver=
ng des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft
geschwinder zum Ziele führe, als die kürzeste mathematische
des moralischen Raisonnements." Bei Gelegenheit eines
nen, gegen die vulgaire Orthodoxie des Geschmackes gerichte=
iefwechsels meint er, man thue klug, aus der freigeisterischen
acklehre, welcher alle lebenden wahrhaften Dichter und
chter huldigten, um der lieben Ruhe willen, eine esoterische
u bilden; man dürfe die Cur „des lullenden, schlafenden und
den Theils des Publicums" nicht damit beginnen, daß man
ine Puppe raube. Eine Uebersetzung von Wood's Schrift
n Homer wird mit großem Beifall begrüßt. Auf das gün=
rtheil über Boie's Musenalmanach mag wohl die jüngst durch
eingeleitete Verbindung mit demselben einigen Einfluß geübt
sein neuer Freund Gotter kommt aber nicht ganz ohne Tadel
ie Epistel an Madame Hensel, heißt es, sei stückweise gut ge=
er hätte gewünscht, sie in dem drolligen Tone des Anfangs
hrt zu sehen, ohne die ernsthaften moralischen Betrachtungen
de. Ueber die Bardenpoesie hat sich seine Meinung günstiger
*), wenn er gleich selbst nicht in ihren Ton einstimmen kann.
er rühmenden Recension der „Lieder Sined's des Barden"
: „Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem, oder
ne der Gleimischen Kriegslieder am besten verbreitet; und
hter selbst setzt sich lieber in die Zeiten der Sittenunschuld
: starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsere tändeln=
iten besänge. Wo sind denn die schönen Thaten, die ein
r Ossian in unseren Zeiten besingen könnte, nachdem wir
anzosen, unseren Nachbarn, unser ganzes Herz eingeräumt
!"

Von ganz besonderem Interesse ist eine Stelle, worin er einen
: nach seinem Herzen malt; man erkennt in dem Bilde leicht
ortrait des damaligen Goethe. „Laß, o Genius unserer

*) Vgl. Thl. I. S. 151.

Vaterlandes," so fleht er, „bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten mannichfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er aus dem d i c h t e n d e n T r a u m e erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei, dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich ihr aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tages, schmelzende Lieder und Musiken der Nacht, endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, wenn sie nur zurückhaltend war; der uns dann all' seine Freuden und Siege und Niederlagen, all' seine Thorheiten und Resipiscenzen, mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugthun. Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, nicht Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit Schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth." — Auch das Bild dieses Mädchens entwirft er uns, und Lotte hat unverkennbar ihre Züge dazu geliehen. „Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich im stillen Familienkreise häuslich thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend mit eingebornem Wohlstand und Grazie." — Wenn jener Jüngling ein solches Mädchen gefunden, so verspricht er: Wahrheit werde in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallten.

In religiös-moralischen Fragen tritt Goethe als Kritiker einer-

den fanatisch-rigorösen Orthodoxen, wie Haller, mit Ernst ent-
und behauptet, daß allzu strenge und über die Grenzen ge-
e Religionsmoral Feinde der Religion mache. Tausende gebe
e Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man
ils einen Freund, und nicht als einen mürrischen Tyrannen
vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzu-
zen, wo sich nicht die höchste Vollkommenheit findet. Durch
ire, Hume, Helvetius, Rousseau und ihre Schule sei der Mora-
und der Religion nicht so viel Schaden zugefügt worden, als
den strengen, kranken Pascal und seine Schule. Andererseits
t er mit noch größerem Ingrimm auf die modernen Reforma-
, wie Bahrdt, los, die auf einmal die Welt von dem Ueberreste
auerteiges säubern und ihrem Zeitalter die mathematische Linie
en nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen,
die Bilder der morgenländischen Dichtkunst mit einer homile-
 Sündfluth ersäufen, und in jedem abgerissenen und zerhaue-
liede dieses Torso Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe
htzehnten Jahrhunderts aufdecken.

Ueber die in jenen Tagen oft wiederholte Klage, daß wir ohne
and und keines Patriotismus fähig seien, spricht sich Goethe
zender Weise aus: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden,
t unsern Besitzthümern zu ruhen; ein Feld, uns zu nähren;
aus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? und
das nicht Tausende und Tausende in jedem Staat? und
sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das
ene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben
, noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeit-
n, das Resultat vieler glücklich zusammentreffenden Umstände
nd ist? Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott,
r einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf
en; kein Bett, d'rin zu liegen!" Man sieht, auch hier ist es
rang nach Wahrheit der Empfindung, warum er das Vater-
gefühl aus seinen einfachsten und natürlichsten Quellen herge-
wissen will.

Durch die Conferenzen über die Zeitschrift, worin Goethe diese
ten und Maximen niedergelegt hat, war er sehr bald mit

Höpfner in ein näheres Verhältniß getreten. Er unterhielt sich mit ihm, wenn sie allein waren, über juristische Gegenstände, und fand, weil er besser im Gespräch als durch den zusammenhängenden Kathedervortrag lernte, über manche Zweifel und Bedenken eine sehr befriedigende Aufklärung. Dieß erregte in ihm den Wunsch, auf längere Zeit bei Höpfner in Gießen zu verweilen, wobei er, neben dem Gewinn eines angemessenen Unterrichtes, die erfreuliche Aussicht im Auge hatte, länger in Lotte's Nähe bleiben zu dürfen. Aber das Vorhaben scheiterte an den dringenden Gegenvorstellungen seiner Freunde Schlosser und Merck. Ersterer vertraute Goethe'n, daß er sich mit seiner Schwester Cornelia verlobt habe und nach einer Anstellung umsehe, um sich mit ihr zu verbinden. Für die nächste Zukunft aber wünschte er sehnlichst Goethe's Rückkehr nach Hause, um durch seine Vermittelung freiern Zutritt bei der Braut zu haben, und nahm ihm daher bei seinem baldigen Abschiede von Gießen das Versprechen ab, in Kurzem nach Frankfurt zu folgen. Wie Schlosser durch die Liebe, so wurde Merck durch den Haß von Gießen fortgetrieben. Seine Abneigung gegen das rohe Studentenwesen machte ihm einen längern Aufenthalt in der Universitätsstadt unerträglich, und er ließ Goethe'n keine Ruhe, bis dieser mit ihm den Weg nach Wetzlar einschlug.

Der feurig Liebende konnte kaum die Stunde erwarten, wo er Merck bei Lotte'n einführte *), aber wie fand er sich in seiner Hoffnung getäuscht! Merck schien keineswegs seine Begeisterung zu theilen, sondern gab der „Junonischen Gestalt einer ihrer Freundinnen" den Vorzug. Er schalt Goethe'n, daß er sich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht habe, zumal, da sie nicht, wie Lotte, schon

*) Nach Wahrheit und Dichtung scheint dieß zu Wetzlar geschehen zu sein. Dagegen zeigt der oben in der zweiten Anmerkung zu S. 42 erwähnte Brief von Merck, daß es in Gießen stattfand. Merck schreibt von dort an seine Gattin: „Dans ce moment je reviens de Mr. Pfaff, où j'ai trouvé aussi l'amie de Goethe de Wetzlar, cette fille, dont il parle avec tant d'enthousiasme dans toutes ses lettres. Elle mérite réellement tout ce qu'il pourra dire de bien sur son compte. Nous passerons la soirée avec elle, et demain *nous partirons ensemble* à Wetzlar."

h ein Verhältniß gebunden sei. Wir möchten Merck dieses Be-
mens wegen nicht mit Goethe als einen Mephistopheles betrach-
, der überall, wo er hintritt, keinen Segen mitbringt; vielmehr
es ein edler Freundesdienst, daß er durch sein Zureden in
thе den Entschluß beschleunigte, Wetzlar zu verlassen. Er mochte
bald überzeugt haben, daß es noch Zeit, aber auch hohe Zeit
, jene Verwickelungen zu lösen, wenn nicht sein Freund in ein
bsehbares Irrsal gerathen sollte *). Gesteht dieser doch selbst,
auch das Verhältniß zu Lotte durch Gewohnheit und Nachsicht
nschaftlicher als billig von seiner Seite geworden war, wogegen
und ihr Bräutigam sich in dem schönsten, liebenswürdigsten
e gehalten hatten. Goethe konnte auch bei ruhiger Betrachtung
umhin, dem Rathe seines Freundes beizupflichten. Es war
uszusehen, daß Kestner bald eine Anstellung erhalten und dann
ich sich mit Lotte verbinden würde, wie er sie denn auch, wenige
nachher, nachdem er Archivsecretair zu Hannover geworden war,
geführt hat. So trennte sich denn Goethe von Lotte, zwar
ohne Schmerz, aber nicht mit Werther's Krankhaftigkeit, nicht
Zwiespalt und Reue. Hatte sich in der Sesenheimer Idylle
Poesie mit der Wirklichkeit verwickelt, so daß sein Gemüth
der Trennung von der Geliebten schmerzlich fortkrankte, so
sich, wie Schöll treffend sagt, „bei dem Roman von Wetzlar
er auf sich zurückgetriebenen Leidenschaft die Poesie von der
lichkeit ab, nahm das Peinliche und Gefährliche der letztern
ber in ihre freie, erschöpfende Selbstthätigkeit und ließ dem wirk-
n Verhältnisse Frieden, dem persönlichen Gefühle Lauterkeit und
chgewicht."

Seitdem ich zuerst die vorliegende Biographie Goethe's der
entlichkeit übergab, hat sich über diese bedeutende Epoche seines
ns, wie über das ganze Verhältniß zu Kestner und Lotte, durch
schon erwähnte Schrift „Goethe und Werther", herausgeg. von

*) Das in der vorigen Anmerkung citirte Urtheil Merck's über Lotte zeigt
er Herausgeber des Briefes richtig bemerkt, „daß Merck nicht aus Ge-
schätzung gegen Lotte, sondern aus praktischem Sinne und Liebe zu seinem
de, diesen aus seinem Zeit vertändelnden Verhältnisse riß."

A. Kestner, ein helleres Licht verbreitet. Der 11. September 1772 war der Tag, wo er den schweren, aber schönen Entschluß der Trennung ausführte. Ueber den Vorabend desselben ist uns folgendes Blatt aus Kestner's Tagebuch erhalten: „Mittags aß Dr. Goethe bei mir im Garten; ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war ... Abends kam Dr. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen rc., welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeschlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen würde." Vergleichen wir nun Werther's Leiden, so zeigt sich, daß der 10. September gleichfalls das Datum des Briefes ist, der am Ende des ersten Buchs den Vorabend der Trennung darstellt; und wir begreifen nun, warum dort aus jedem Worte die Wärme einer wirklich empfundenen Freundschaft und die Gluth einer wirklich empfundenen Liebe spricht; „denn es war," wie A. Kestner sagt, „der von dem Dichter selbst erlebte, entscheidende Moment, den im Gemälde seiner Liebe zu verewigen, ihm so sehr am Herzen lag, daß er selbst das Datum dieses in seinem Jugendleben entscheidenden Tages heilig gehalten hat."

Als er am Vorabend der Abreise spät allein auf seinem Zimmer war, schrieb er in leidenschaftlicher Aufregung an Kestner: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen; er ist fort! Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als: Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen gehe ich. O, mein armer Kopf!" — Der Einschluß an Lotte lautete: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß, wann! Lotte, wie war mir's bei deinem Reden um's Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe! Nicht das letzte Mal, und doch gehe ich morgen fort. Fort ist er! Welcher *Geist brachte Euch* auf den Diskurs! Da ich Alles sagen durfte, *was ich fühlte — ach!* mir war's um Hienieden zu thun, um Ihre

ım letzten Mal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht
rde, und der liebe Vater, der mich zum letzten Mal
bin nun allein, und darf weinen. Ich lasse Euch
ehe nicht aus Euern Herzen. Und sehe Euch wieder,
gen ist nimmer! Sagen Sie meinen Buben: Er ist
nicht weiter." — Am folgenden Morgen fügte er
vor der Absendung noch eines an Lotte bei nebst
: den Kindern auszutheilen vergessen hatte, und trat
) um sieben Uhr an. Ein Herr von Born begleitete
is gegen Braunfels.

te er Recht: er ging, aber er ging nicht aus ihren
n traten die Thränen beim Lesen seiner Billette in
) gestand sie Kestner'n, daß ihr sein Abschied lieb sei,
cht geben konnte, was er wünschte." Kestner hatte
Scheiden erwartet, und war doch ganz niedergeschla-
: im deutschen Hause riefen sich einander betrübt zu:
: ist fort!"

ie ferneren Wege unseres „Wanderers" oder „Pil-
ch damals so gerne nannte) weiter verfolgen, fassen
nblick in ihm den Dichter in's Auge. Die Gluth
pflegt aus dem Dichterherzen eine Liederflora her-
sehen wir uns nach den poetischen Documenten von
r Liebe um, so begegnet uns zwar in etwas späterer
chtiges Denkmal derselben: Werther's Leiden; aber
ı finden wir, wie schon angedeutet, nur wenige. Es
em es sich herausgestellt hat, daß die Gedichte „Pil-
d" und „Elysium" aus anderweitigen Anläßen ent-
kaum zwei oder drei zu nennen. Das Gedicht
*) scheint Goethe etwas später an die Geliebte ge-
ı, nachdem sich auf der Reise durch die Lahn- und
sein Herz weiter zurecht gefunden hatte. Ist unsere
, so ist das Gedicht doppelt interessant, weil es zu-
r Erinnerung den Gemüthszustand schildert, worin
zuerst entgegentrat. Es bestätigt dann, was er in

*) Werke I, 61 ff.

Wahrheit und Dichtung sagt, daß ihm damals keine Gegenwart genügte, daß er aber in Lotte eine Vermittlerin mit der Alltagswelt gefunden, ein Herz, welches, des reizbarsten, wärmsten Mitgefühls fähig, bei einem höhern Flug und Adel der Empfindungen, doch dem gewöhnlichen, täglichen Leben mit Liebe zugewandt war, und ihn daher auch mit diesem Leben aussöhnte. Ungefähr ein Jahr nach seinem Abschiede von Wetzlar entstanden die Verse „Das garstige Gesicht" *), die seine für Lotte bestimmte Silhouette begleiten sollten. Endlich müssen wir, außer den oben mitgetheilten Widmungsversen zum deserted village, noch das bereits erörterte Gedicht „der Wanderer" in gewisser Beziehung in den Kreis der aus dem Verhältniß zu Lotte entsprungenen kleinern Poesien zählen. Im Frühjahr 1773 schrieb Goethe an Kestner: „Etwas verdrießt mich. In Wetzlar hatte ich ein Gedicht gemacht, das von Rechtswegen Niemand besser verstehen sollte, als Ihr. Ich möcht' es Euch so gern schicken; habe aber keine Abschrift mehr davon. Boie hat eine durch Mercken, und ich glaube, es wird in den Musenalmanach kommen. Es ist überschrieben der Wandrer, und fängt an: Gott segne dich, junge Frau. Ihr würdet's auch ohne das gleich gekannt haben." In einem Briefe an Kestner vom 15. September 1773 heißt es dann weiter: „Heute früh hab' ich von Falcken einen Brief bekommen mit dem ersten Bogen des Musen-Almanachs. Du wirst auf S. 15 den Wanderer antreffen, den ich Lotten an's Herz binde. Er ist in meinem Garten, an einem der besten Tage gemacht, Lotten ganz im Herzen, und in einer ruhigen Genüglichkeit all' Eure künftige Glückseligkeit vor meiner Seele. Du wirst, wenn du's recht ansiehst, mehr Individualität in dem Dinge finden, als es scheinen sollte; du wirst unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich so hundertmal bei ihr gefühlt,

*) G's. W. II, 235 f. Ich hatte die Beziehung dieses Gedichtes auf Lotte schon längst vermuthet, ehe die Schrift „Goethe und Werther" die Gewißheit, und das Gedicht nebst Silhouette als Fac simile brachte. Düntzer hatte unterdessen mich, nach seiner Weise, darüber zurecht gewiesen, daß ich, „wider Fug und Recht" die Verse auf Lotte deutete, und zuversichtlich behauptet: „die humoristischen Verse können eher an jede andere Freundin gerichtet sein, als an Kestner's Gattin."

ien. Aber verrath's keinem Menschen. Darob soll's Euch aber
sein, und ich hab' Euch auch immer bei mir, wenn ich was
be." Der Leser, der das Gedicht aufmerksam betrachtet, wird
ier von Goethe Gesagte selbst auf das rechte Maß zurückzufüh-
issen. Nur der oben in der Erörterung des Gedichtes hervor-
ene Gegensatz des Wanderers und der jungen Frau findet ein
gon, und selbst dieser nicht einmal vollständig, in Goethe und
Die Aussöhnung mit der Wirklichkeit, die er Lotte'n ver-
t, ist auch hier der Brennpunkt des Ganzen.

Drittes Capitel.

tſe. Artistisch-empfindsamer Congreß bei der Frau von La Roche.
nring. Pater Brey. Rückkehr nach Frankfurt. Weiteres Verhält-
Kestner und Lotte. Ausflüge nach Wetzlar, Friedberg, Homburg,
tadt. Frankfurter Freundinnen. Antoinette Gerock. Mariage-
l. Kunstinteresse. Advocatur. Lottens Vermählung. Götz von
Berlichingen umgearbeitet. Charakteristik des Dramas.

Wir begleiten unsern Freund auf seiner Reise von Wetzlar
Coblenz weiter, wie er „in Betrachtung der Nähen und Fer-
er bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe,
ronenden Schlösser und der fernher lockenden blauen Bergreihen
gte." Indem er so, mit geübtem Auge die malerischen und
alerischen Schönheiten der Landschaften schnell entdeckend und
cheidend, den anmuthigen Fluß entlang wanderte, stieg noch
l der alte Wunsch in ihm auf, jene wechselnden Bilder in wür-
Darstellung nachahmen zu können. Durch ein in die Lahn
euderteꝰ Taschenmesser suchte er sich ein Orakel zu verschaffen,
von seinen Bemühungen in bildender Kunst abstehen solle oder
Würde ihm das Eintauchen des Messers durch die Weiden
am Ufer verdeckt, so wolle er dieß als ein Zeichen nehmen

daß er jene Bestrebungen aufgeben solle. Das Orakel fiel zweideutig aus, indem er das Eintauchen nicht bemerkte, aber das dem Sturz entgegenwirkende Wasser deutlich wie eine Fontaine emporspringen sah. Er legte es indeß nicht zu seinen Gunsten aus, und setzte deßhalb in der Folge jene Uebungen unterbrochener und fahrlässiger fort. Auch für den Augenblick ergab er sich, beim Anschauen der schön gelegenen Schlösser und Ortschaften: Weilburg, Limburg, Diez und Nassau ganz seinen Einbildungen und Empfindungen, und gelangte so nach einer angenehmen Wanderung von einigen Tagen nach Ems. Hier genoß er einige Male des sanften Bades und fuhr sodann in einem Kahne flußabwärts dem herrlichen Rheinthale zu.

Zu Ehrenbreitstein ward er von der Familie La Roche freundlich empfangen und bald wie ein Glied derselben angesehen. Mit dem Vater, einem wackern Geschäftsmanne, fühlte er sich durch heitern Weltsinn, mit der zu ihrer Zeit berühmten und beliebten Schriftstellerin durch sein belletristisches und sentimentales Streben, mit den Töchtern durch seine Jugend verbunden. Besonders zog ihn die älteste, Maximiliane, lebhaft an, eine höchst anmuthige, wenn gleich etwas kleine Gestalt, von niedlichem Wuchse, dunkelschwarzen Augen und der reinsten und blühendsten Gesichtsfarbe. Er bekennt, daß es ihm eine angenehme Empfindung gewesen, da sich jetzt eine neue Leidenschaft in ihm zu regen begann, ehe noch die alte verklungen war.

Es währte nicht lange, so fand sich in dem Hause ein neuer Gast zu dem artistisch-empfindsamen Congresse ein, der hier gehalten werden sollte. Leuchsenring kam von Düsseldorf, von der Familie Jacobi, herauf. Wir begegnen hier einem interessanten Manne, von dem Varnhagen von Ense mit Recht sagt *), daß er in einer Gallerie Goethe'scher Personen einen ausgezeichneten Platz ansprechen dürfe. Er stand eine Zeit lang mit Goethe, und noch länger mit seinen Freunden in lebhaftem, und selbst innigem Verkehre. Wenn er auch nicht durch bedeutende Schriften in seine Zeit eingegriffen

*) S. vermischte Schriften von Varnhagen von Ense, I. S. 494 ff. (2. Aufl.), wo sich eine sehr anziehende Lebensskizze dieses Mannes findet, aus welcher Mehreres im Nächstfolgenden entnommen ist.

o wirkte er dafür um so mehr durch persönliche Gegenwart und wechsel. Im Jahre 1746 zu Langenkandel im Elsaß geboren, er im Hause wohlhabender Eltern eine gute Erziehung genossen sodann auf der Universität seine Studien weniger auf ein bemtes Fach, als auf allgemeine historische und literarische Kennt: gerichtet. Er vereinigte gründliche Gelehrsamkeit mit Weltgeidtheit und wußte sehr gut zu sprechen; auch an Kunde fremder rachen fehlte es ihm nicht, und das Französische besonders handète er mündlich und schriftlich mit vollkommener Geläufigkeit *). ırch einen Verwandten in Darmstadt ward er mit dem dortigen Hofe kannt und ging 1769 als Hessen-Darmstädtischer Rath mit dem rbprinzen zur Universität nach Leyden, wo er Fr. H. Jacobi's Be.nntschaft machte, und von da nach Paris und in die Schweiz. uf diesen Reisen knüpfte er viele Bekanntschaften an und erwarb .ch manche Freunde, Bewunderer und Gönner. Er führte eine An,ahl von Schatullen mit sich, worin sich Correspondenzen interessanter Personen befanden, unter anderen die der geistreichen Julie Bondelli, deren Briefwechsel mit Rousseau ihrem Namen ein dauerndes Denkmal sichert. Auszüge aus diesen Correspondenzen theilte jetzt Leuchsenring dem bei der Frau von La Roche versammelten Kreise mit, zum Aerger des Hausherrn, der sich gewöhnlich der Gesellschaft entzog, wenn die Schatullen eröffnet wurden. Goethe dagegen wohnte den Vorlesungen gerne bei, weil er durch sie mit der Breite der moralischen Welt mehr bekannt ward und in das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit blickte.

In dieß vergnügliche Zusammenleben kam ein störendes Ingrediens, als auch Merck mit seiner Familie eintraf. Er hatte kaum eine Zeit lang jene Briefwechsel mit angehört, als er über die darin besprochenen Verhältnisse, wie über die Personen, manchen satirischen Einfall laut werden ließ. Im Stillen machte er aber Goethe'n in Leuchsenring auf eine Gattung von Menschen aufmerksam, die, ohne sonderliche Talente, durch ausgebreitete persönliche Bekanntschaften, durch ein geschicktes Einmischen, Theilnehmen und Vermitteln eine gewisse Geltung und Bedeutung zu erborgen wissen. Die Abneigung

*) Ebendaselbst S. 500.

Merck's gegen Leuchsenring leitet Varnhagen aus einer zweifachen Quelle ab: „Erstlich war es die scharfe Entgegensetzung beider Naturen, von denen die eine weich, geschmeidig, sentimental und in aller Thätigkeit müßig war, die andere hingegen kalt und streng, schroff und höhnisch, auf Wirklichkeit gerichtet, und in aller Muße immerfort thätig. Sodann aber trennte auch ihre Aehnlichkeit beide Männer ganz entschieden; denn eigentlich war Merck, ungeachtet der stärksten Entgegensetzung in Stoff und Richtung, doch in vielen wesentlichen Bezügen nur auch eine Art Leuchsenring, von unruhiger Thätigkeit, überall eingreifend, wirksam, vermittelnd, ohne jemals ein eigentliches Fach und eine feste Stellung zu finden, in der seine Kenntnisse und Gaben ihre gesammelte Kraft auf ein namhaftes Ziel hätten richten können. In Leuchsenring mußte ihm ein gespenstisches Abbild seiner selbst erscheinen, und weil er dieß in der ihm am meisten entgegengesetzten Weise, in sentimentalen und gesellig-eiteln Täuschungen, auftreten sah, so mußte es ihn bis zum Abscheu anwidern."

Aus diesem, vielleicht auch mit Neid vermischten Widerwillen, den Merck unserm Dichter bald eingeimpft hatte, würde sich dann weiter der herbe Ausfall Goethe's auf Leuchsenring in dem satirischen Fastnachtspiel Pater Brey erklären, der durch des Letztern Persönlichkeit nicht hinreichend gerechtfertigt scheint. Wir wollen diese Production, des Zusammenhanges wegen, hier schon besprechen, wenn sie gleich erst, wie sich unten zeigen wird, im folgenden Jahre entstanden sein kann. Die ganze Form des Stückes, der Vers, die Sprache, sowie die Anlage erinnert sogleich an Hans Sachs, und überhaupt an das altdeutsche Schauspiel. Gutzkow bestreitet nun zwar, daß unser Dichter bei seinem Puppenspiele und den satirischen Kleinigkeiten Hans Sachs und dessen Weise zum Vorbild gehabt habe; er behauptet, Goethe sei erst später mit dem alten Meistersänger bekannt geworden, und sieht in der kecken, lakonischen, volksthümlichen Sprache seiner Puppenspiele etwas Angeborenes und Anerzogenes. Ohne Zweifel hat die heimische Ausdrucksweise, die Naivetät des oberdeutschen Dialekts, der sich gern in kernhaften, derben Wendungen bewegt, und dann oft, „statt vieles Hin- und *Herfackelns, den Nagel* gleich auf den Kopf trifft," ohne Zweifel

ese sprachliche Atmosphäre, worin er heranwuchs, und beson-
die jene Eigenthümlichkeiten concentrirende Sprechweise seiner
r den entschiedensten Einfluß auf Goethe's frühern poetischen
gehabt. Allein aus den Puppenspielen und Fastnachtstücken
Hans Sachsen's Einfluß zu deutlich hervor, und daraus, daß
ie dieses Dichters etwas später in Wahrheit und Dichtung er-
t, folgt nicht, daß er damals zuerst seine Bekanntschaft gemacht.
Den nähern Anlaß zum Pater Brey erhielt Goethe durch ge-
Vorfälle zu Darmstadt im Frühjahre 1773, worüber uns K.
ıer in seinen Nachträgen zu den Briefen an Merck das Besondere
theilt hat. Nach ihm fand Leuchsenring bei der Rückkehr von
n eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme in dem Hause des
Raths von Hesse in Darmstadt und lernte dort Herder's Braut,
oline Flachsland, kennen. „Leuchsenring," fügt Wagner
, „war ein redlicher Mann, hatte aber eine unselige Neigung,
Damen in gutem Sinne den Hof zu machen und sie durch Vor-
und Unterhaltungen zu bilden und zu veredeln." Dieß scheint
n besonders bei Fräulein Flachsland versucht zu haben, und
r dabei nicht ohne Egoismus verfahren, wenigstens ihre Nei-
von dem entfernten Herder abzulenken gesucht habe, verräth
Stelle in ihren „Erinnerungen aus Herder's Leben." Indem
n der Zeit ihrer Vermählung mit Herder (den 2. Mai 1773)
ıt, knüpft sie die Reflexion an: „Es scheint oft, als ob zwi-
dem Genusse einer vorbereiteten, lang ersehnten, glücklichen
ıde sich Dämonen hineindrängten, um das ersehnte Glück zu
indern. So erging es uns einigermaßen mit einigen unserer
inschaftlichen Freunde, besonders mit Leuchsenring. Sie konn-
nicht begreifen, warum er mich nicht früher nach Bückeburg
t hatte, und tadelten mehr oder minder seinen Charakter, noch
r selbst kam." Hierdurch scheint sich zu bestätigen, was Wag-
ersichert, daß unter der Maske des Paters Leuchsenring, unter
des Würzkrämers Merck stecke, daß Balandrino Herdern, und
ore dessen Braut vorstelle. Goethe hat diese bestimmten, indi-
ellen Bezüge des Stückes nur leise angedeutet, was einmal aus
r Abneigung gegen persönliche Polemik, dann aber auch viel-

leicht aus dem dunkeln Gefühle von der Unbilligkeit dieser Ch
terzeichnung sich erklärt.

Ist nun auch zum Genusse solcher Dichtungen, eben wei
sich aus ihren Beziehungen auf eine bestimmte Wirklichkeit her
gelös't haben, die Kenntniß ihrer eigentlichen Veranlassung kei
wegs nöthig, so gibt diese doch jenen Stücken noch einen beson
Reiz und rückt namentlich manches Einzelne in ein Licht, wori
pikanter, nachdrucksvoller, bedeutender erscheint. So freut es
hier unter der Maske eines Gewürzkrämers den ironischen, n
gen, scharfzüngigen Merck zu finden. Die Abneigung gegen
dürre Systematisiren, gegen das „Einrichten nach dem Alphal
welche der Würzkrämer zeigt, war ein Grundzug in Merck's G
„Er war in Allem Eklektiker," sagt Wagner im Vorwort zu
Briefen an Merck, „und darum auch mehr verneinend und zerstör
als vorschreibend und aufbauend. Keine feststehenden, überall g
gen Normen anerkennend, wollte er das in jeden Menschen nie
gelegte Schönheitsgefühl in Kunst und Literatur individuell
mannigfaltig, nicht stereotyp ausgebildet wissen." Und wie
der Würzkrämer mit scharfem Blicke das Treiben des Pfaffen
Nachbarhause durchschaut, so konnte, nach Wieland's Ausdruck
„vor Merck's verwünschter Scharfsinnigkeit kein Nebel schützen,
Täuschung bestehen." Daß Herder zu einem Hauptmanne unter
Dragonern gemacht ist, entspricht seinem frischen und kühnen re
matorischen Auftreten in der literarischen Welt. Ebenso stimmt
ganze Zeichnung des Paters mit dem, was über Leuchsenring
richtet wird, wenn auch nur wie ein Zerrbild mit dem Urbilde,
sammen. Auf sein unstetes Leben, sein Umherschweifen von Or
Ort, von Familie zu Familie, auf sein Geschick, sich überall ei
schmeicheln und einzunisten, deuten die Worte Balandrino's:

> Ich habe so viel Gut's vernommen
> Von Vielen, die da- und dorther kommen,
> Wie Sie überall haben genug
> Der Menschen Gunst und guten Geruch u. s. w.

---

*) Briefe an Merck, S. 340.

In köstlicher Weise veranschaulicht das Stück Leuchsenring's
hen, sich die Neigung der Frauen zu erschleichen, indem er es
uf Bildung ihres Geistes und Herzens abgesehen zu haben
*). Auf sein weichlich-süßliches, frömmelndes Wesen ist
urch den Namen Pater Brey hingedeutet. Dann erscheint
er als Repräsentant einer Menschenclasse, die da „Berg und
ergleichen, alles Rauhe mit Kalk und Gyps bestreichen will",
rtreter jener egoistischen Gleichmacher, die, wie Vilmar sagt,
s sich mengen und Alles vermitteln wollen, ohne eine Ahnung
m wahren Wesen der Dinge, ihrer innern Einheit oder ihres
pruchs zu besitzen, — eine Figur, die noch spät in dem
er der Wahlverwandtschaften, unter etwas verändertem Ge-
nkte, wiederkehrt.

)ie Opposition gegen Leuchsenring's Wesen und Treiben, die
dem Stücke ausspricht, kam jedoch in dem bei Frau von La
versammelten Zirkel noch nicht zum Ausbruche; denn Merck
n zur rechten Zeit das Signal zum Abschiede, so daß sich die
haft in gutem Vernehmen trennte; Goethe fuhr mit ihm und
inigen in einer rückkehrenden Yacht langsam den Rhein auf-
nach Mainz, und prägte sich, trotz jenes ungünstig scheinen-
akels, durch fleißiges Zeichnen die herrlichen Rheinufer tie-

Bei der Ankunft in Frankfurt brachte er, wie früher bei der
r von Leipzig und von Straßburg, die Schmerzen einer
Liebeswunde mit, und Cornelia, die Vertraute seines Her-
hatte wieder vollauf zu thun, ihn zu trösten und zu beschwich-
Er suchte sich durch einen lebhaften Briefwechsel mit dem
n „Deutschen Hause" in Wetzlar in steter Verbindung zu er-
und Kestner, den Schmerz des Freundes ehrend, ließ sich,
tet gehäufter Amtsgeschäfte, die Correspondenz eifrigst ange-
in, während Lotte, die zum Schreiben keine Zeit hatte, oder
ielleicht geflissentlich aus begreiflichen Rücksichten sich des
ens enthielt, ihm durch Kestner erbetene Gedächtnißgaben
en ließ. Blieben diese eine Zeit lang aus, so bat er drin-

*) Vgl. F. H. Jacobi's auserles. Briefwechsel. I. 401 f.

gend um neue, um irgend „ein sinnliches Zeichen“, — so drückt er sich selbst in einem Briefe aus, „wodurch die geistlichen unsichtbaren Gnadengüter u. s. w., wie's im Katechismus klingt.“ Noch im Laufe des Septembers (den 22.) hatte er die Freude, Kestner in Begleitung des Herrn von Hardenberg, des nachmaligen preußischen Staatskanzlers, damals Kammerraths in Hannover, und zweier andern Freunde aus Wetzlar, bei sich in Frankfurt zu sehen und in sein älterliches Haus einzuführen. Aber auch seine geliebte Lotte sollte er bald wiedersehen. Anfangs November begleitete er Schlosser, der Geschäfte halber nach Wetzlar mußte, und verweilte mit diesem dort vom 6. bis zum 10. November. Wie tief sein Gemüth noch immer erregt war, läßt ein Brief, den er am 10. November aus Friedberg an Kestner schrieb, deutlich genug erkennen. „Ich bin der Rechte!“ heißt es darin. „Ausgeschickt auf eine Local-Commission, phantasire ich über's Vergangene und Zukünftige. Gestern Abend war ich noch bei Euch, und jetzt sitz' ich im leidigen Friedberg und harre auf einen Steindecker, mit dem ich die Reparatur meines verwünschten Schlosses berathen will. Der Weg hierher ward mir sehr kurz, wie Ihr denken könnt; und wie ich heut vom Kronprinzen hinaufuhr, und ich die Deutschhaus-Mauern sah und den Weg, den ich so hundertmal (gemacht), und dann rechts in die Schmidtgasse lenkte — — ich wollte, ich hätte gestern Abend förmlich Abschied genommen; es war eben so viel, und ich kam um einen Kuß zu kurz, den sie mir nicht hätte versagen können. Fast wäre ich heute früh noch hingegangen; S. (Schlosser) hielt mich ab, dafür spiel' ich ihm nächstens einen Streich; denn ich will doch nicht allein leiden. Gewiß, Kestner, es war Zeit, daß ich ging. Gestern Abend hatt' ich recht hängerliche und hangenswerthe Gedanken auf dem Canapee — .... Und wenn ich wieder denke, wie ich von Wetzlar zurückkomme, so ganz über meine Hoffnung liebempfangen worden zu sein, bin ich viel ruhig. Ich gesteh's Ihnen, es war mir halb angst; denn das Unglück ist mir schon oft wiederfahren. Ich kam mit ganzem, vollem, warmem Herzen; lieber Kestner, da ist's ein Höllenschmerz, wenn man nicht empfangen wird, wie man *kommt*. Aber so — Gott gebe Euch ein ganzes Leben, wie mir die *paar Tage waren!*“ Zwischen und nach diesen Besuchen wanderten

Gaben der Liebe und Freundschaft von Frankfurt nach Wetzlar und umgekehrt. Goethe schickte Exemplare der Frankfurter gelehrten Anzeigen, des Büchleins von deutscher Baukunst, Kleiderzeug für Lotte, Bilder für die geliebten Buben in des Amtmanns Hause, Zeug zu Wams und Pumphosen u. dgl. In den begleitenden Briefen spricht sich überall die Fortdauer der wärmsten Zuneigung für Lotte aus. Sie beglückte ihn schon Anfangs October durch Uebersendung der fleischenfarbenen Busenschleife, die sie am 9. Juni trug, als er im Wagen zuerst ihre Bekanntschaft machte. Im November erhielt er von Kestner eine höchst wichtige Manuscript-Sendung, die „Nachrichten über den Tod Jerusalems", auf die wir später zurückkommen werden.

Bei der tiefen Bewegung, in die ihn namentlich die letztgenannte Sendung versetzen mußte, gereichte es zu seiner Beschwichtigung, daß er um die Zeit des Empfangs derselben mehrere Wochen hindurch zu Darmstadt an der Seite des nüchtern verständigen Merck verweilte. Von Friedberg war er nach Homburg gereis't, und hatte dort, wie er an Kestner schrieb, „das Leben wieder lieb gewonnen, daß das Erscheinen solch eines Elenden so trefflichen Geschöpfen (wie Fräulein von Ziegler und von Roussillon) Freude machen könne." Dann begab er sich, nach einer kurzen Rast in Frankfurt, Mitte November nach Darmstadt, und blieb dort bis gegen den 10. December. „Es hat mir viel Wohl durch meine Glieder gegossen der Aufenthalt hier," schrieb er den 6. December an Kestner, „doch wird's im Ganzen nicht besser werden. Fiat voluntas!" Indeß scheint es, nach dem heitern Sinne, den die folgenden Briefe an Kestner athmen, dennoch besser geworden zu sein; und hierzu möchte besonders der Verkehr mit einigen ihm befreundeten Mädchen und fleißiges Ueben im Zeichnen das Ihrige beigetragen haben.

Zu Goethe's damaligen Freundinnen in Frankfurt gehörten vor allen ein paar Töchter des für sehr reich geltenden Kaufmanns Gerock, der ein schönes Haus auf dem Markt bewohnte, entfernte Verwandte des Schlosser'schen Hauses. Eine derselben, Antoinette, hing von früher Jugend auf leidenschaftlich an Goethe, und soll Anlaß zum Bilde der Mignon im Wilhelm Meister gegeben haben. In welchem Verhältnisse Goethe zu den Mädchen stand, cha-

rakterisirt sich schon durch eine einfache Notiz aus Kestner's Tagebuch, der über seinen Besuch bei Goethe unter dem 22. September bemerkt: „Wir (Goethe und Kestner, Schlosser und Merck) gingen auf den Römer, wo die Mercken nebst der Demoiselle Goethe auch war. Wir gingen vor's Thor, auf dem Walle ꝛc. spazieren. Unvermuthet begegnet uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu, und in seine Arme. Sie küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette.“ So berichtet Goethe selbst (gegen Ende Januar 1773) an Kestner, er habe gestern Abend einige Freundinnen auf den Ball geputzt, obgleich er selbst nicht mitgegangen sei, und habe einer aus der Fülle ihres Reichthums eine prächtige Aigrette von Juwelen und Federn zusammengestutzt; dann habe er mit Antoinetten und einer andern Freundinn einen Nachtspaziergang auf der Brücke gemacht, und ihnen nach der Rückkehr in's Haus den Homer, die jetzige Lieblingslektüre, übersetzt. Es läßt sich denken, daß ein so freies Benehmen bei den guten Reichsstädtern mannigfachen Anlaß zu Gerede bieten mußte.

Goethe erwähnt in Wahrheit und Dichtung dergleichen „Anomalien des Betragens“ erst an einer spätern Stelle, und gedenkt dort auch einer besondern „Licenz“, die, wenn nicht zum Stadt-, doch zum Familienmärchen geworden sei. Jene Gesellschaft von jungen Männern und Frauenzimmern, womit er kurz vor seiner Abreise nach Leipzig viel umging, und welche eigentlich seiner Schwester Cornelia ihre Consistenz verdankte, pflegte sich noch immer einen Abend in der Woche zu versammeln. Auch der Timonische Humorist, den wir dort kennen gelernt, war nach mancherlei Schicksalen gescheidter und verkehrter zurückgewandert und spielte abermals den Gesetzgeber des kleinen Staats. Er hatte sich jetzt den Scherz ausgedacht, daß die Gesellschaft alle acht Tage auf's Neue losen sollte, um Ehepaare zu bestimmen. Es sei jetzt, bei zunehmenden Jahren, meinte er, vor Allem nöthig, daß die Mitglieder lernten, wie sie sich als Gatte und Gattin in Gesellschaft zu benehmen hätten. Indem nun das Loos durch manche barocke Paarungen zu großem Spaß und Lachen Anlaß gab, fügte es sich wunderlich genug, daß es Goethe'n gleich von Anfang zweimal dasselbe Frauenzimmer zu

[illegible]ilte. Er schildert sie als „ein sehr gutes Wesen, gerade von der [A]rt, die man sich gern als Frau denken mag. Ihre Gestalt war [sc]hön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen [w]altete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres [G]eistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig [gl]eich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne [da]ß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen [ein]en geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen." Als [ih]n aber das Loos sie und Goethe'n gar zum drittenmal zusammen[bra]chte, erklärte der neckische Gesetzgeber feierlichst, der Himmel habe [ge]sprochen und das Paar müsse nunmehr bei einander bleiben. Sie [lie]ßen es sich beiderseits gern gefallen und fügten sich nicht bloß für [de]n Gesellschaftsabend vortrefflich in die offenbaren Ehestandspflich[ten], sondern auch in der Zwischenzeit, wenn sie sich begegneten, re[de]ten sie einander ohne Weiteres mit dem gemüthlichen Du an; ja, [G]oethe bekennt, sie sei ihm allmählig so werth geworden, daß er sich [wo]hl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, mit ihr [hä]tte zusammengeben lassen.

Nach der Stelle, wo er von diesem „wunderlichen Mariage[s]piel" in Wahrheit und Dichtung spricht, sollte man geneigt sein, [es] in eine spätere Zeit zu versetzen. Da es aber, wie er selbst be[ric]htet, den Anstoß zum Clavigo gegeben, der, nach einem Briefe [an] Schönborn, bereits vor dem Juni 1774 gedichtet war, so habe [ich] schon in der frühern Auflage dieser Schrift es spätestens dem im [nä]chsten Capitel behandelten Zeitraume vom Frühlinge 1773 bis [zu]m Juni 1774 zutheilen zu müssen geglaubt. Nun ergibt sich [ab]er neuerdings aus Goethe's Briefen an Kestner, daß wenigstens die [er]sten Anfänge dieses Verhältnisses einer noch frühern Zeit angehö[re]n. Schon gegen Ende Januar 1773 schrieb er an Kestner: „Lot[te]n sagt: ein gewisses Mädchen hier, das ich von Herzen lieb habe, [un]d das ich, wenn ich zu heirathen hätte, gewiß vor allen andern [wä]hlte, ist auch den 11. Januar (wie Lotte) geboren. Wäre wohl [hü]bsch, so zwei Paare*)! Wer weiß, was Gottes Wille ist?"

*) *Man erinnere sich, daß auch Kestner's* und Goethe's Geburtstage zu[sa]mmentrafen.

In einem Briefe aus der ersten Hälfte des Februar heißt
weiter: „Das Mädchen grüßt Lotten . . . Hätten wir ein
lieb, wie Ihr zwei — ich heiße sie indessen mein liebes W
denn neulich, als sie in einer Gesellschaft um uns Junggesel
selten, fiel ich ihr zu. Sie sollte 17 abwerfen, hatte schon d
aufgegeben, und warf glücklich alle 6."

Durch die erste der eben angeführten Briefstellen sehen
dritte von Düntzer's „Frauenbildern aus Goethe's Jug
worin er mit so großer Zuversicht einen neuen Namen „A
bylla Münch" in die Goethe-Literatur eingeführt hat, sich
auflösen. Vermißte man schon früher jeden triftigen Bewe
die von Goethe als „die Mäßige, Liebe, Verständige, Tüch
immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose" chara
Halbgeliebte und Anna Sibylla Münch eine und dieselbe
seien, so zeigt sich jetzt vollends die gänzliche Unrichtigke
Annahme, da jene, wie Lotte, am 11. Januar ihren Ge
feierte, diese aber am 3. Juli 1758 geboren war. Dann er
ferner aus der zweiten der oben citirten Briefstellen, daß D
dem erwähnten Frauenbilde auch sonst, indem er von Goeth
ner Darstellung auf's Willkürlichste abwich, den wahren G
halt gänzlich entstellt hat. Goethe berichtet in seiner Selbstbi
von Lustparthien, die er im Sommer 1765 in zahlreiche
schaft jüngerer Freunde unternommen *), und von dem hu
schen Menschenverächter, der eine Hauptrolle dabei gespie
Bei einem jener Ausflüge sei dieser mit dem Vorschlage ein
rungslotterie hervorgetreten. Aus einem Beutel, worin sich
men der Herrn befanden, sollten die Damen sich ihr Loos
wen sie bis zur nächsten Versammlung als ihren begünstigten
anzuerkennen hätten, ein Lotteriespiel, welches so viel Beif
daß es bei der nächsten Versammlung für den ganzen Somm
festgesetzt ward. Mit Bezugnahme hierauf geschah es, daß
Timonische Humorist, wie wir oben erzählten, später den V
machte, nunmehr bei zunehmenden Jahren, statt liebender
Ehegatten durch das Loos zu bestimmen. Alles Jenes aber

*) Vgl. Thl. I, S. 136.

ls dem Sommer 1765 in den Sommer 1773, und zwar
ich aus dem Grunde, weil er in dem humoristischen Freunde
ings zu Goethe's Bekannten gehörigen Rath Bernhard
(geb. den 27. März 1747) sieht, dieser aber nachweis=
t August 1765 aus Paris nach einem längeren Aufent=
.bst zurückkehrte. Es unterliegt nun aber schon die Be=
daß Crespel und jener Humorist identisch seien, vielfachen
Schon das Alter von etwa zweiundzwanzig Jahren, das
:sem bei der ersten Erwähnung zutheilt, trifft nicht zu, da
n Sommer 1765 achtzehn, im Sommer 1773 sechsund=
Jahre alt war. Auch räumt Düntzer selbst ein, daß in
Charakter keine Neigung zur Menschenverachtung gelegen
daß kaum ein anderer Aehnlichkeitspunkt übrig bleibt, als
ie Hinneigung zum Barocken und eine kahle Stelle auf der
Kopfes, die sich Crespel durch einen unglücklichen Fall zu=
itte, was sich dann noch von dem „jungkahlen Haupte“
e'schen Humoristen unterscheidet. Wie dem auch sein mag,
:s wenigstens fest, daß an eine Verlegung jenes Lotterie=
liebenden Paare aus dem Sommer 1765 in den Sommer
t gedacht werden darf, indem sogar das spätere „Mariage=
nem ersten Ursprunge nach in den Winter 1772 bis 1773

mehr, als dieser heitere Umgang mit einem Kreise jün=
ndinnen und Freunde mochte die Beschäftigung mit bilden=
zur Beruhigung von Goethe's Gemüth gereichen, worin
r die leidenschaftlichen Wetzlarer Gefühle nachbebten. Er
lbst in Wahrheit und Dichtung, daß nach der Heimkehr
rch die Natur geschärfter Blick wieder auf die Kunstbe=
geworfen habe, wozu die Frankfurter Sammlungen reiche
.t boten. Die Natur in der Kunst zu sehen, war bei ihm
Leidenschaft geworden, daher er denn vorzüglich sich an
Werke der Niederländer hielt. Zugleich suchte er sich aber
n fördern und malte, unter Rothnagel's Anleitung,
fache Stillleben nach dem Wirklichen in Oel, worunter
ein Messerstiel von Schildpatt mit Silber, zum Erstau=

nen des Meisters gelang. Indeß blieb er in den meisten Unterne mungen stecken, weil er, nach Dilettantenart, mit dem Schwerst anfing, und nicht die erforderliche Geduld und Ausdauer bes Auch ward er wieder durch ein verwandtes Interesse höherer Art gelenkt. Es fand sich nämlich Gelegenheit, von Italienern, wel die Messe bezogen, einige schöne Gypsabgüsse antiker Köpfe, des Laokoon und seiner Söhne, anzukaufen; desgleichen Nachb dungen der bedeutendsten Werke des Alterthums im Kleinen aus Verlassenschaft eines Sammlers zu erwerben; und so finden wir h abermals die Keime einer spätern höhern Periode seines Kunstinteres neben der jetzt in Blüthe stehenden Begeisterung für die niederlä dische Kunst.

In den Briefen an Kestner*) tritt das Interesse an bilden Kunst wiederholt auf's Lebendigste hervor. „Gestern,“ schrieb am Weihnachtmorgen in seiner mit Köpfen nach Raphael ausgezi ten Stube, „gestern war ich mit einigen guten Jungen auf d Lande; unsre Lustbarkeit war sehr laut, und Geschrei und Geläch von Anfang zu Ende. Das taugt sonst nichts für die kommen Stunde; doch was können die heiligen Götter nicht wenden, wenn ihnen beliebt! Sie gaben mir einen frohen Abend; ich hatte kein Wein getrunken, mein Auge war ganz unbefangen über die Nat Ein schöner Abend, als wir zurückgingen; es ward Nacht. N muß ich Dir sagen: das ist immer eine Sympathie für meine Se wenn die Sonne lang hinunter ist, und die Nacht von Morgen h auf nach Nord und Süd um sich gegriffen hat, und nur noch dämmernder Kreis von Abend herausleuchtet. Seht, Kestner, das Land flach ist, ist's das herrlichste Schauspiel! Ich habe jün und wärmer Stunden lang so ihr zugesehn hinabdämmern auf m nen Wanderungen. Auf der Brücke hielt ich still. Die düstere St zu beiden Seiten, der stillleuchtende Horizont, der Wiederschein

*) Vgl. Goethe's Brief an Herder vom 5. December: „Ich bin jetzt g Zeichner, habe Muth und Glück,“ und den Brief von Herder's Braut v 27. November: „Unser guter Goethe ist hier, lebt und zeichnet, und wir si *beim Wintertisch* um ihn herum und sehen und hören. Es ist bei Merck *Akademie;* sie zeichnen und stechen in Kupfer zusammen.“

hte einen köstlichen Eindruck in meine Seele, den ich mit
rmen umfaßte. Ich lief zu den Gerock's, ließ mir Bleistift
nd Papier, und zeichnete, zu meiner großen Freude, das
ld so dämmernd warm, als es in meiner Seele stand. Sie
le Freude mit mir darüber, empfanden Alles, was ich ge-
tte, und da war ich's erst gewiß. Ich bot ihnen an, drum
n; sie schlugen's aus, und wollen, ich soll's Mercken schicken.
gt's hier an meiner Wand, und freut mich heute, wie ge-
Wir hatten einen schönen Abend zusammen, wie Leute, denen
k ein großes Geschenk gemacht hat, und ich schlief ein, den
im Himmel dankend, daß sie uns Kinderfreude zum Christ
wollen." Nicht lange nachher meldete er, er sei jetzt
hner, und besonders glücklich im Portrait, und bald nach
Januars schrieb er an Kestner: „Ich bin glücklich, ist in
t wohl; denn von außen fehlt mir nie was. Adieu, ihr
schreibt mir doch oft, Kestner; ich bin sehr Künstler jetzt,
stler, wißt Ihr, schreiben nicht gern."

ter solchen Bestrebungen, die edleren Talente in sich zu ent-
versäumte er aber nicht, sich, dem Wunsche seines Vaters
der Advocatur zu widmen. Sein Oheim Textor, der nach
vaters Tode in den Rath gekommen war, und die Gebrü-
offer übergaben ihm die kleineren Sachen. Er las und be-
t dem Vater die Acten und machte dann, unter Beistand
flichen, in den Canzleiförmlichkeiten bewanderten Copisten,
zen Aufsätze mit großer Leichtigkeit. Auch diese Bemühun-
n für seine allgemeinere Bildung nicht verloren, und ge-
ihm fast mehr Gelegenheit, sein schriftstellerisches Talent,
juristischen Sinn, zu üben. Denn nach der allgemeinen
jener Zeit war auch in das Rechtsgebiet der Humanismus
gen. Verbrechen wurden entschuldigt, Strafen gelindert,
ionen erleichtert, Scheidungen und Mißheirathen befördert,
keit der Religionsparteien, selbst gegen die Juden, gelehrt
t, so daß jetzt die Gegenstände rechtlicher Behandlung, zu
enugthuung der jüngeren Juristen, manchmal eine mehr ge-
Theilnahme und einen natürlichen, lebhaften Styl ver-

Amtsgeschäfte, Kunstbestrebungen und gesellschaftliche Zerstreuungen, Alles war doch beim Herannahen des Frühjahrs 177; nicht im Stande, ihn vor einem wachsenden Unmuthe zu schützen; denn es näherte sich die Zeit, auf welche Lottens Vermählung und ihre Abreise in die weite Ferne angesetzt war. Er beklagte sich bitter, daß die Verlobten einen Andern mit der Besorgung der Trauringe beauftragt hatten, und übernahm auch gegen ihre Absicht die Bestellung derselben. Den Hochzeittag, den Palmsonntag, hatten sie ihm geflissentlich verheimlicht; er hatte die Vermählung auf den ersten Ostertag erwartet, und schrieb, als er die Nachricht davon erhielt: „Gott segn' Euch, denn Ihr habt mich überrascht! Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch, und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl! Grüßt mir Euren Engel . . . Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen. Und Euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich!" Da die Vermählten von Wetzlar nach Hannover übersiedeln sollten, so knüpfte er mit einem Bruder Lottens, dem Primaner Hans, eine Correspondenz an, und wünschte von ihm auch das Geringfügigste, was sich auf Lotte und ihre Angehörigen bezog, zu erfahren. Aber auch mit Kestner ging der Briefwechsel noch eine Reihe von Jahren hindurch bis gegen dessen im Jahre 1800 erfolgten Tod fort. Goethe's letzter noch vorhandener Brief an ihn ist vom 16. Juli 1798.

Die oben erwähnten Beschäftigungen und Zerstreuungen in dem Wintersemester 1772 bis 1773 nahmen doch nur einen Theil des Tages in Anspruch, so daß ihm noch eine schöne Zeit für poetische Thätigkeit übrig blieb, welche der Vater, durch seine Leistungen in der Advocatur ganz befriedigt, um so eher unverkümmert ließ, als er den reichbegabten Sohn nun bald auch als Schriftsteller glänzen zu sehen wünschte. Goethe widmete seine Muße vorzüglich dem Götz von Berlichingen; namentlich scheint er sich im Februar lebhaft damit beschäftigt zu haben, wo er an Kestner schrieb: „Ich bereite jetzo ein stattlich Stück Arbeit zum Drucke; wenn's fertig ist, komm ich, es Euch vorzulesen." Schon in Straßburg hatte er sich mit dem Werke de pace imperii publica von Joh. Philipp Dat:

gemacht. Seine Hauptquelle war aber die „Lebens-Beschrei-
errn Götzens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern
Eines zu Zeiten Kaysers Maximiliani I. und Caroli V.
und tapfern Reichs-Cavaliers. — Mit verschiedenen Anmer-
erläutert und mit einem vollständigen Indices versehen, zum
eföřdert von Verono Franck von Steigerwald," wel-
e Abhandlung von Wilh. Friedr. Pistorius beigefügt
istorische Nachrichten von dem Ursprung, Art und Beschaffen-
derer in Teutschland ehemals im Schwang gegangenen Feh-
Diffidationen" (Nürnberg, 1731). Nachdem Goethe von
versität zurückgekehrt war, baute sich der Gegenstand mehr
hr in seinem Geiste zusammen. Als würdiger Hintergrund
r Dichtung diente der ernste Eindruck, den die Betrachtungen
raßburger Münsters in ihm zurückgelassen hatten. Was die
etrifft, so hatte er sich durch fortwährendes Studium der
eare'schen Werke so vollständig von den Fesseln der französi-
ramaturgie befreit und seinen Geist so ausgeweitet, daß ihm
Bühnenraum und die kurze einer Vorstellung zugemessene
s allzu beschränkende Rahmen für eine große, bedeutende
ng erschienen. Wie eifrig er aber auch sich mit Shakespeare
igt hatte, und wie enthusiastisch auch seine Verehrung dessel-
, so ist Götz darum doch keine sklavische Nachahmung der
es britischen Meisters geworden; er zeugt vielmehr von einer
aren Selbstständigkeit und Originalität, und erinnert an
eare hauptsächlich nur durch die freie Behandlung des Stof-
kräftige Objectivität und frische Natürlichkeit und Kühnheit
stellung.

ie Goethe es noch später mit größeren Werken hielt, daß er
bei sich hegte und bis ins Einzelne ausbildete, ehe er nur
lbe davon aufzeichnete, so behauptet er es auch mit seinem

des Zweifels an seiner Beharrlichkeit reizte sie ihn zur Fortsetzung und so hatte er in sechs Wochen die Freude, das ganze Manuscript geheftet zu erblicken. Er theilt es Mercken mit, der es verständig und wohlwollend beurtheilte; er sandte es an Herder, von dem er behauptet, daß er sich unfreundlich und hart geäußert habe. Es hat sich uns zwar nicht das Antwortschreiben Herder's erhalten, worin es geheißen haben muß, daß Shakespeare nachtheilig eingewirkt habe, und Alles nur gedacht sei; indeß wissen wir, daß damals wenigstens Goethe nicht unzufrieden über Herder's Kritik war; denn er schrieb ihm aus Wetzlar (etwa Anfang Juli): „Von Berlichingen ein Wort. Euer Brief war Trostschreiben; ich setzte ihn weiter schon herunter als Ihr. Die Definitio: „„daß Euch Shakespeare ganz verdorben 2c."" erkannte ich gleich in ihrer ganzen Stärke; genug, es muß eingeschmolzen werden, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerm Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen. Es ist Alles nur gedacht. Das ärgert mich genug. Emilia Galotti ist auch nur gedacht u. s. w." Daß Herder aber keineswegs die großen Vorzüge des Stückes verkannte zeigen die Briefe an seine Braut, worin er es „eine wirklich schöne Production" nennt und den Verfasser „des braven Berlichingen" recht sehr von ihm zu grüßen bittet. Im Juni (1772) schrieb ihr, er werde nächstens Goethe's Berlichingen zurückschicken. „ wird er ihn wohl Mercken schicken, und dann werden auch Sie ein himmlische Freudenstunden haben, wenn Sie ihn lesen. Es ist gemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich und wieder es auch nur gedacht ist." Wie es scheint, hatte He in seiner Antwort an Goethe aus pädagogischen Rücksichten über das Stück weniger günstig ausgesprochen, als er dachte. dem auch sein mag, Goethe ließ sich glücklicher Weise durch Tadel nicht niederbeugen; er hegte nun, ohne die Lebensbes bung seines Helden ganz außer Augen zu setzen, vorherrschen eigenes Werk im Sinne, und suchte die Mängel, auf die ihn der hingewiesen, oder die er selbst erkannt hatte, möglichst löschen.

Was wir oben von dem ersten Niederschreiben des Götz *ten, theilt* Goethe in seiner Selbstbiographie der Zeit

Aufenthalte zu. Wie aber bereits im ersten Capitel dieses
nserer Schrift angedeutet worden, war schon gegen Ende
s 1771 ein Manuscript des Götz an Herder abgesandt
desgleichen an Lerse und Salzmann. Goethe schrieb dem
im 3. Februar 1772: „Berlichingen und das Beige-
habe ich erhalten; es freut mich Ihr Beifall." Hiernach
ir das, was Goethe von der ersten Aufzeichnung des Dra-
der Einwirkung seiner Schwester auf dieselbe berichtet, in
Jahr 1771 zurückversetzen. In die uns jetzt beschäftigende
, in den Anfang des Jahrs 1773, gehört ohne Zweifel die
ng des Drama's, die Bearbeitung desselben für den Druck.
en von dieser dem Leser theilweise eine Anschauung zu geben
, nachdem wir vorher das Verhältniß der Dichtung zur
der Kürze angedeutet haben.

viel ist in dem Drama geschichtlich? Was verdankt der
nsbesondere der Lebensbeschreibung, die seine Hauptquelle
s ist seine eigene Erfindung? Das sind Fragen, über die
e Leser nur von dem Commentator der Dichtung, nicht
graphen des Dichters eine in's Detail gehende Auskunft
wird. Wir bezeichnen jedoch wenigstens einige Punkte.
ich begründete Hauptbegebenheiten, die in unserer Dich-
Behandlung kommen, sind: Die Fehde mit dem Bischofe
berg, die Fehde mit den Nürnbergern, die Reichsacht, die
Heilbronn, der Bauernkrieg. An Besonderheiten hat der
Manches aus seiner Quelle entnommen. Die Geschichte,
zu der eisernen Hand gekommen, die Goethe im Schauspiel
o ergreifenden Stelle benutzt hat, ist in der Lebensbeschrei-
führlich erzählt zu finden. Der fromme Ausruf: „Und
zwölf Händ hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, so
e mir doch nicht fruchten!" ist beinahe wörtlich von Götz
Die Vorbedeutungsgeschichte von den fünf Wölfen, die
Act der Reiter Elisabethen erzählt, ereignete sich bei einem
es Grafen von Waldeck. Der Jugendstreich, dessen sich
er Scene erinnert, wo er mit dem gefangenen Weislingen
he aussticht, ist gleichfalls keine Erfindung. Bei dem
uf der Treppe des Wirthshauses zum Hirsch in Heidelberg

(Goethe nennt Heilbronn, und Franz statt Martin von Sicking
wo der Bischof von Bamberg so zornig über Götz wurde, ha
Dichter Götzens eigene Worte benutzt. Eben so hat dieser das
glück der Nürnberger Kaufleute in seiner Selbstbiographie beri
Mit Wohlgefallen erwähnt er den Einfall des Kaisers über die
Hand und das Eine Bein und den Pfeffersack. Das Schmelzen
Kugeln bei der Belagerung gründet sich auf eine wirkliche Gesch
Die Antwort, die der Trompeter zum Fenster heraus beko
erhielt nach der Lebensbeschreibung der Amtmann von Kraut
u. s. w.

Hat so der Dichter keinen Anstand genommen, manchen
für sein Gemälde zu entlehnen, so hat er andrerseits auch kein
denken getragen, das ihm in der Quelle Dargebotene nach se
Bedürfnisse zu modificiren und Neues dazu zu ersinnen. So ho
wo es ihm zu seinen Zwecken nothwendig schien, die Begebenh
näher zusammengerückt, wie die Achtserklärung und den Bauernk
oder ihnen einen Einfluß auf das Schicksal seines Helden beig
den sie in der Wirklichkeit nicht gehabt haben. Dahin g
Götzens Tod, welcher, der Geschichte zufolge, erst in seinem h
Greisenalter, über dreißig Jahre nach dem Bauernkriege erf
Ueberhaupt kümmerte sich der Dichter nicht sehr um Anachronis
Götzens Gefangennahme und Befreiung verlegt er in Maximil
Regierungszeit, während sie in der Wirklichkeit erst unter se
Nachfolger stattfanden. Götzens Hausfrau spricht schon von
toffeln, Liebetraut und Adelheid kennen Ariost's rasenden Rol
und Adelheid erwähnt des Theuerdanks, der nicht vor 1517
schien. Es fehlt nicht an erfundenen Ortsnamen, und reine
schöpfe der Phantasie sind der Mönch, auf dem das Gefühl se
Standes so schwer lastet, die fromme Maria, die hochstrebende,
verführerischer Schönheit ausgestattete Adelheid, der brave Re
burſche Georg, in welchem die deutsche Lesewelt nach dem Phil
von Lessing und dem heroischen Burschen in der Hermannsch
den dritten Heldenknaben deutscher Poeten bewunderte, der l
glühende Franz, der schwankende Weislingen und andere
sonen.

Das dramatische Kunstwerk nun, welches auf diese W

Quelle benutzend, theils frei schaffend, des Dichters Phan-
bet hat, wich ursprünglich in seiner Gestalt bedeutend von
ab, worin es zuerst veröffentlicht wurde. Wir sind jetzt,
ie neuern Ausgaben der Goethe'schen Werke die Dichtung
ltesten Form mitgetheilt haben, im Stande, von der Um-
worüber Goethe schon in Wahrheit und Dichtung Andeu-
jeben hatte, uns eine genaue Anschauung zu verschaffen.
bedeutendste Aenderung wurde mit dem letzten Acte vor-
. Hier trat Adelheid in der ältesten Bearbeitung des
eit stärker hervor. Der Act eröffnet sich nicht mit den
g-Scenen, sondern mit einem schauerlichen Zigeunerliede
lgeriesel, im tiefen Schnee"), welches Goethe später, etwas
unter die geselligen Lieder aufgenommen. Unter die Zi-
t die im Nachtdunkel verirrte Adelheid. Goethe bekennt,
auf diese Scene viel zu gut gethan; und in der That ist
schauerlich romantische Leben des seltsamen Wandervolkes
und energischen Meisterstrichen gezeichnet. Adelheid's
wirkt überwältigend auf den ganzen Trupp, besonders auf
unerknaben. Als dieser sie eben, mit beiden Armen um-
iffen will, erscheinen Franz, Sickingen und Reiter. Auch
gen beginnt Adelheid's Schönheitszauber sogleich seine
bewähren; aber er macht auch auf ihr Herz, zu Franzen's
einen mächtigen Eindruck. Nun erst werden wir unter
rerischen Bauern geführt und begegnen auch hier in der
lsirten Geschichte Gottfriedens von Berlichin-
ist die älteste Bearbeitung überschrieben) zunächst anderen

bedenklichen Stelle rasch vorüberziehen und ihm zur Prüf
Motive keine Veranlassung bieten. Im Ganzen tritt, nach
sten Bearbeitung, Götz im fünften Acte weniger hervor.
auch das Zigeunerlager, wohin sich der verwundete Götz
und in dessen Nähe er gefangen wird. Wir finden ihn
nach seinem Streit mit den Bauernanführern als Gefang
Elisabeth im Kerker wieder. Um so breitern Raum hat
der Dichter Adelheiden und ihrem ehrgeizigen, buhlerischen
gegönnt. Uns will bedünken, daß mit der galanten Deut
sich hiervon in Wahrheit und Dichtung findet, der älter
dem jüngern, der Biograph dem Dichter etwas untergesch
Es läßt sich nicht wohl einsehen, warum der Dichter, wei
wirklich in dieß Geschöpf seiner Einbildungskraft verliebt
zu einem so ränkevollen, unweiblich ehrsüchtigen Wesen
Eine bessere Erklärung dürfte in Goethe's vorherrschender
gung zu dem Individuellen zu suchen sein. Mit Recht
Schäfer *), es sei ein charakteristischer Zug der Goethe'sche
am liebsten beim Individuellen zu verweilen, die Irrwege
kettungen leidenschaftlicher Neigungen zu verfolgen, worüber
historischen Dramen das Geschichtliche nothwendig in der
grund trete. Daß er aber gerade Adelheidens Schicksal g
Schluß hin so ausführlich darlegte, dazu mochte ihn, w
nicht das bestimmte Bewußtsein, doch das Gefühl leiten,
wie unten noch weiter dargethan werden soll, der am meister
tische Charakter des Stückes, die wirksamste Triebfeder des
ist. Sie verstrickt in der „dramatisirten Geschichte" — un
wieder ein Umstand, der bei der Umarbeitung wegfiel —
den Mann Mariens, Sickingen, wie früher Weislingen, den
gam, ganz in ihre Netze. Der Abschied Sickingen's von i
einer Nacht, die sie ihm geschenkt, erinnert, nicht zu seinem
an die bekannte Scene in Shakespeare's Romeo und Julie.
finden wir noch in der ältesten Bearbeitung Adelheidens grau
Tod dargestellt und mit Götzens gleich folgendem Tode in ei
samen Contrast gebracht.

---

*) Gesch. der deutsch. Lit. II, S. 236.

Indem Goethe dieß alles aus dem Stücke ausschied, näherte er sich allerdings, wie er selbst sagt, der Erfüllung des Gesetzes der höhern innern Einheit, die um so strenger gefordert wird, wenn man auf die Einheit der Zeit und des Ortes verzichtet. Aber daß er durch die Umformung dem Drama auch, wie er meint, „mehr historischen und nationalen Gehalt" gegeben, will uns nicht einleuchten. Er hat es so ziemlich beim alten Quantum desselben gelassen und für den tadelhaften Ueberfluß, den er aussonderte, nichts oder wenig Neues in die Dichtung gebracht. Freilich traten aber, durch die Auslöschung jener leidenschaftlichen individuellen Partien, Götzens Schicksal und die historischen Elemente von selbst kräftiger in den Vordergrund, und wurden wirksamer, ohne daß ihnen eine größere Breite gegeben ward. Ueberdieß gewann der Ausdruck, durch Tilgung mancher kraftgenialischen, überderben Auswüchse, an schönem Maß, Klarheit und Bestimmtheit.

Goethe wollte auch bei der zweiten Bearbeitung nicht stehen bleiben; er gedachte keineswegs sie drucken zu lassen, sondern betrachtete sie gleichfalls nur als Vorübung, die er künftig bei einer nochmaligen, ernstlichern Behandlung des Gegenstandes zu Grunde legen wollte. Aber Merck ermahnte ihn mit den Worten: „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" zur Herausgabe, und erbot sich, da Goethe die Verhandlungen mit Verlegern scheute, für den Druck zu sorgen, wenn der Dichter das Papier beschaffen wollte. So wurde denn das Drama auf ähnliche Weise, wie Schiller's dramatisches Erstlingswerk, an's Licht gefördert, und erregte sogleich ein außerordentliches Aufsehen. Der Gedanke an eine fernere Umarbeitung ward für den Augenblick aufgegeben, und erst 1804, als Goethe sich mit Schiller vereinigt hatte, allmälig ein würdiges Repertorium des deutschen Theaters zu bilden, versuchte er sich nochmals, jetzt im hohen Mannesalter von 55 Jahren stehend, an dem Jugendwerke, ohne sich jedoch bei dieser Arbeit zu genügen. Wir werden dieser dritten Bearbeitung an ihrem gehörigen Orte gedenken. Bei der folgenden Betrachtung halten wir uns vorzugsweise an die mittlere Bearbeitung (das Schauspiel), weil hier die Dichtung in ihrer vollendetsten Gestalt erscheint, besser gegliedert, als in der ältesten, und mehr aus Einem Guß, als in der neuesten Form.

Richten wir zunächst unsere Aufmerksamkeit auf die Handlung des Drama's, so entdecken wir bald, daß es ihr an einem stetigen und sichern Gange durchaus gebricht, ja, daß die Dichtung, strenge genommen, gar nicht, wie man bei einem eigentlichen Drama fordern darf, von einer bestimmten Handlung getragen wird. Götz ist der Hauptcharakter, ist der Mittelpunkt der ganzen Dichtung; in ihm müßten wir also auch erwarten, den Hauptträger der Handlung zu finden. Nun frage man sich aber einmal, welches bestimmte Ziel er sich vorgesetzt, welchem besondern Gedanken er die widerstrebenden Verhältnisse unterwerfen will. Im Anfange finden wir ihn von Racheplänen gegen den Bischof von Bamberg bewegt, der ihm einen Buben hat niederwerfen lassen. Er hat dem Bischof, als dieser aus dem Bad kam, aufgelauert; und weil ihm der Anschlag mißlang, will er nun den Weislingen, des Bischofs rechte Hand, seinen ehemaligen Freund und jetzigen Widersacher, aufheben. Weislingen wird gefangen; Götz hat seinen Zweck erreicht. Nun folgen die Scenen an der bischöflichen Tafel zu Bamberg, die lediglich, wenn ich so sagen darf, durch ein episches Interesse fesseln können; denn als Glied einer dramatischen Handlung fühlt sie der Zuschauer nicht; es sind ja keine Fäden angeknüpft, mit denen er sie zu verbinden gezwungen wäre. Am Schlusse jener Tischscenen erregt freilich die Hiobspost von Weislingen's Gefangennahme große Aufregung, und wir ahnen, daß der Bischof Alles aufbieten werde, ihn zu befreien; aber darin fühlt man kein entschiedenes Fortrücken einer bestimmten Handlung; wir streben und ringen hier wenigstens nirgendwo mit dem Haupthelden nach einem festen, klar gedachten Ziele. Unterdessen ist Weislingen's schwankendes Gemüth durch die biedere Treuherzigkeit seines alten Freundes so umgestimmt worden, daß er sich entschlossen hat, dem Bischof zu entsagen und sich mit Götz durch Verschwägerung fest zu verbünden. Er wird von Götz vertrauensvoll entlassen; und so würde sich der erste Act schließen, ohne irgend eine Spannung im Gemüthe des Zuschauers zu lassen, ohne irgendwie eine Fortsetzung, einen zweiten Act zu fordern, wenn nicht der Dichter noch ganz am Schlusse das Auftreten des Franz dazu benutzt hätte, uns für die Beständigkeit des eben

fenen oder vielmehr erneuerten Freundschaftsbundes einige
niß einzuflößen.

m zweiten Acte finden wir den Faden einer neuen Particu-
lung angeknüpft. Götz hat den Nürnbergern Fehde ange-
weil er in Erfahrung gebracht, daß sie seinen Buben an die
ger verrathen haben. Der zuletzt angeführte Grund bildet
wache Band, wodurch diese Particularhandlung doch wenig-
nigermaßen mit der Gefangennehmung Weislingen's im Zu-
hange steht. In der ersten Bearbeitung fehlte auch noch
Zusammenhang; denn da bindet Götz mit den Nürnbergern
il sie ihm vor Jahr und Tag einen gewissen Hans von Litt-
eggeraubt. Mittlerweile spinnt sich am Hofe zu Bamberg
benhandlung an, die in solcher Bedeutsamkeit und auf so
Raume uns vorgeführt wird, und neben welcher Götzens
eit und Verhältnisse im zweiten Acte so weit zurücktreten,
ın wohl begreift, wie Lessing's Bruder schreiben konnte:
weiß nicht, ob man sich für Götz oder Weislingen interessiren
Zu Anfang scheinen Beide durch ihre neue Verbindung Ein
e ausmachen zu wollen; aber das verliert sich nachher ganz,
Ende, könnte man sagen, werden von zwei Schauspielen die
untereinander gemischt." Mit noch größerem Rechte ließe
aupten, daß man vom zweiten Acte an zweifeln könnte, ob
delheid im Mittelpuncte des Ganzen stehe, wenn nicht der
, seinen Mißgriff bemerkend, bei der zweiten Bearbeitung
lle mit Gewalt eingeschränkt hätte. Sie ist die strebendste,
Figur des Stückes, und so erklärt es sich auch, warum der
in der „dramatisirten Geschichte" unwillkürlich in eine so
liche Darstellung ihres Schicksals hinein gerieth. Der Bi-
n Bamberg will sich ursprünglich ihrer als eines Werkzeuges
ı, um Weislingen wieder an sein Interesse zu ketten. Sie
rauf ein, verfolgt aber dabei ihre eigenen Plane. Der ge-
einflußreiche Weislingen, in gewisser Beziehung ein anderer
, soll für sie ein Mittel sein, zunächst ihre Güter wieder zu
n, die in der Gewalt ihrer Feinde sind; dann geht sie in
rgeizigen Entwürfen unaufhaltsam weiter; und als Weis-
ihre Absichten auf den Thronerben Carl ahnend, eine [illegible]

hende Sprache annimmt, enthüllt sie uns ganz ihren kühnen
in dem Monologe: „Fängst du's so an? Das fehlte noch.
Unternehmungen meines Busens sind zu groß, als daß du ihne
Wege stehen solltest u. s. w." Ihr gegenüber erscheint Weisl
als ein schwaches Rohr, mit dem Wind und Welle spielt, und
zwar als ein Felsen, der dem anstürmenden Unglück lange mit
brochener Kraft widersteht; aber leider in zu passiver Haltung
sehr in der Defensive. Adelheid allein ist Trägerin einer stetig
geführten Handlung.

Verfolgen wir Götzens Schicksal weiter, so finden wir ih
dritten Acte, aus Veranlassung eines Raubanfalls auf Nürnb
Kaufleute, in die Reichsacht erklärt. In dem Kampfe gegen
Executionsheer und besonders bei der Vertheidigung seines bel
ten Schlosses zeigt sich seine ritterliche Tüchtigkeit im h
Glanze. Da sich diese Vorgänge aus den Fehden mit den N
bergern folgerecht entwickelt haben, so können wir zugeben, da
hier die Handlung mit genügender Stetigkeit fortspinnt; eb
noch im vierten Acte, wo der gefangene Götz vor den kaiserl
Räthen sich mit unbeugsamem Sinne vertheidigt — bis zu
Befreiung durch Sickingen. Hier tritt aber wieder eine U
brechung in den Gang des Dramas, wie sie eigentlich nur dem
gestattet ist. Götz, dessen Muth durch den Verrath, den man an
verübt hat, besonders durch Weislingen's Treulosigkeit schon
brochen ist, benutzt den durch Sickingen erlangten Vortheil nur
um auf sein ritterlich Wort nach seiner Burg entlassen zu we
wo er sich still zu halten verspricht. So schließt der vierte Act,
daß man absieht, wie diese für ihn so drückende Mußezeit,
durch Beschreibung seiner Lebensgeschichte sich zu erleichtern
enden soll. Um ihn herauszureißen, bedient sich nun der D
im Anfange des fünften Actes des Bauernkriegs, eines Mittels
in mehrfacher Beziehung Bedenken erregt. Ein so bedeut
historisches Ereigniß tritt hier zu sehr als ein deus ex machi
das Stück hinein; wenigstens hätte es früher mit der Hand
verflochten und nicht durch bloße Andeutungen vorbereitet sein s
Auch lenkt es vielleicht zu stark die Aufmerksamkeit auf die Wi
keit der Epoche, worin sich die Handlung bewegt, und erinner

ichtheil des Stückes daran, daß das Historisch-Imposante,
öße jener Zeit, die Erschütterung der ganzen Geisteswelt durch
ormation nicht, wie man erwarten sollte, durch die ganze
g vibrirt.

öß würde durch seine Theilnahme an diesem Ereignisse, das
anz andern Eindruck macht, als seine Händel mit Bamberg
rnberg, zu einer bedeutsamern Gestalt vor unserer Phantasie
ichsen, wenn er nicht auch hier so passiv, so vom Strom der
iheiten fortgerissen erschiene. Goethe hat das Mißliche wohl
und in den verschiedenen Bearbeitungen des Stückes stufen-
mildern gesucht. In der dramatisirten Geschichte wird uns
tritt, wo Göß von den rebellischen Bauern zur Annahme der
iannsstelle bewogen wird, nicht vorgeführt; wir hören einfach
se, daß er gezwungen worden, obwohl er die Bedingung
Annahme geknüpft, daß sie keine Mordbrennereien mehr ver-
lten. Im Schauspiel wird uns doch wenigstens gezeigt, daß
ihrend der Unterhandlung als ein kühner und kräftiger Mann
bellen gegenüber gestanden, und der Dichter läßt uns in
, ob auf seinen Helden die Vorstellung der drohenden Gefahr
Guten, das er durch Uebernahme der Stelle stiften könnte,
Einfluß gehabt. Mit weit größerer Sorgfalt ist, wie wir
m Orte näher zeigen werden, diese Stelle im Bühnenstücke
hr 1804 behandelt, worin es der Dichter entschieden darauf
hat, uns zu überzeugen, daß Göß die Freiheit seines Ent-
den Drohungen der Bauern gegenüber behauptet.

s läßt sich nicht wohl leugnen, daß erst an dieser Stelle des
s, freilich etwas gar spät, sich ein ächt tragisches Interesse
Hauptperson des Stückes anknüpft, ähnlich wie in Schiller's
u von Orleans die Hauptperson erst weit über die Hälfte
gödie hinaus, in der Scene, wo sie Lionel gegenüber das
es Himmels verletzt, aus einem epischen Charakter zu einem
ft tragischen, zur Trägerin einer wahrhaft tragischen Hand-
ird. Gößens Kampf wird hier zu einem Seelenkampfe; der
wird in seine Brust verlegt. Er hat sein Wort gegeben, keine
einzugehen, sein Gebiet nicht zu verlassen, bis seine Sache
den ist; und dennoch läßt er sich von den Aufrührern

Hauptmannsstelle aufdringen. Dadurch wird der Frieden aus sein
Herzen gescheucht. Erfahren wir es nicht durch ihn selbst, so sagt
uns um so eindringlicher Elisabeth, die in seiner Seele las: „M
Verse, die Thränen stunden ihm in den Augen, wie er Abschied v
mir nahm. Es ist grausam, grausam!... Wenn er auszog, rühm
lichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh um's Herz; i
freute mich auf seine Rückkunft, vor der mir nun bang ist u. s. w.
In diesem innern Streite wird Götzens Kraft ganz gebrochen, un
wir finden ihn am Ende des Stückes in tiefer Seelenfinsterni
Man hat es schon einigemal ausgesprochen, daß Götzens Tod eine
zu niederbeugenden Eindruck mache, man vermisse das gigantisch
Schicksal, welches den Menschen *erhebt*, wenn es den Mensche
zermalmt. Mir scheint, der Dichter hätte leicht seinem Stücke ei
andere Wendung geben können, wodurch diese Forderung befriedi
wurde: er konnte seinen Helden unter den Empörern und im K
kämpfen gegen ihre Ausschweifungen und Grausamkeiten auf ei
Weise sterben lassen, daß seine moralische Kraft und sein Ruf si
glänzend aufschwangen im Augenblick, wo er physisch untergin
Wenn es der Dichter nicht that, so hatte dieß eine tief in seine
Innern liegende Ursache, worüber an einem andern Orte mehr.

Viele der Ausstellungen, die wir gemacht haben, fallen we
sobald wir das Stück nicht mehr aus dem streng dramatischen un
theatralischen Gesichtspuncte betrachten, sondern es als ein *Zeit*
und Charakter-Gemälde in dramatischer Form ansehe
In wie fern diese Gattung dramatischer Dichtungen eine berechtig
sei, lassen wir hier dahin gestellt. So viel ist aber gewiß, daß au
diesem Gesichtspuncte die Dichtung sogleich als ein geniales Me
sterwerk erscheint. Lessing legte den Maßstab eines strengen Drama'
an den Götz und urtheilte daher minder günstig; Wieland, der ih
liberaler ansah, schrieb im Merkur: „Immerhin sei dieß Schauspie
das man nicht aufführen kann, bis uns irgend eine wohlthätige Fe
ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubert, immer
hin sei es *ein schönes Ungeheuer*. Möchten wir viele solche
Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würd
dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn e
auch nicht sagen konnte, wie und warum), daß ihn nicht leicht ein

Lectüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher
t ergriffen, so durchaus vom ersten Zuge bis zum letzten in die
terung des Dichters hineingezogen, und an das ununterbrochene
hauen der lebendigen Gemälde, die er, ul Magus, an un=
ugen vorüberführt, angeheftet habe?"
Eine der trefflichsten Eigenschaften dieser großen Reihe von
den ist die Einheit, die in ihr herrscht, das Zusammenlau=
er Radien in Einen Mittelpunct. Götz beherrscht, wenn man
n der Forderung absieht, daß er der Hauptträger der drama=
Handlung sein soll, in viel höherm Grade die ganze Compo=
als man auf den ersten Blick vielleicht glauben mag. Aller=
das Stück ist ein Zeitgemälde, aber noch weit mehr ein Cha=
emälde. Alles, was man bei flüchtigem Zusehen für Züge
sollte, die lediglich zur Charakteristik der damaligen Welt=
dienen, enthüllt uns bei genauerer Betrachtung seine Bezie=
auf die Hauptperson. Goethe sagt selbst, er habe im Götz
auhen, biedern Selbsthelfer in wilder, anarchischer Zeit dar=
; wir müssen noch hinzufügen: er hat in ihm den Gegensatz
eraden, treuen Seele gegen ein schon zu ränkevoller Schlau=
d Hinterlist neigendes Zeitalter dargestellt, eines von natür=
Rechtsgefühl beseelten Mannes gegen ein Geschlecht, das sich
hinter künstlichen Gesetzen zu verschanzen begann, eines un=
tzigen, weiten Herzens gegen eine in Selbstsucht versinkende
en Gegensatz eines unabhängigen, freien Sinnes gegen poli=
lahmheit, frischer naturwüchsiger Einfachheit gegen überhand=
de Verschrobenheit der Gesinnung, gediegener, tüchtiger Kraft
pferkeit gegen wachsende Schlaffheit und Weichlichkeit. Soll=
se Gegensätze in dem Einen Götz alle veranschaulicht werden,
te der Dichter diese Gestalt unter den mannigfachsten Re=
eigen, und so finden wir es auch wirklich. Jene Tüchtigkeit
avheit, jene freie Menschlichkeit konnte unter den damaligen
nissen der Gesellschaft nicht wohl anders als in dem Stande
n, dem Götz angehörte. Um das zu zeigen, werden der Reihe
ie andern Stände damit in Contrast gestellt. Aus diesem
spuncte hat man sogleich im Anfange die Scene mit dem

Bruder Martin anzusehen, dem das Gefühl seines Standes
Herz frißt, eines Standes, „der die besten Triebe, durch die
werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde, (
näher zu rücken, verdammt." Dann wird uns weiterhin das L
der höhern Geistlichkeit am Hofe zu Bamberg an zwei charakter
schen Exemplaren, dem ränkevollen Bischof und dem „Weinfaß
Fulda", versinnlicht. Alles, was bei ihnen an der Tafel verhan
wird, steht in Beziehung zu Götz, besonders das Gespräch
Jurisprudenz. Die Reichsfürsten und ihr heuchlerisches, selbst
tiges Treiben werden in der Scene zwischen Götz und Weisli
im ersten Aufzuge und später an mehreren Stellen, dem niedern
tersmanne gegenüber, charakterisirt. Selbst der Kaiser wird un
der bedauerlichsten Lage vorgeführt, wie er mit seinem guten W
überall auf Hindernisse stößt und zuletzt entmuthigt wird.
Bauernstand, der Jahrhunderte lang unter schwerem Drucke gese
kann in dem Augenblicke, wo er zum ersten Male seine Band
brechen sucht, keine Menschlichkeit zeigen. Die aus dem Bür
stande zu Einfluß, Gunst der Großen und Theilnahme an den
theilen ihrer Lage emporstreben, wie Liebetraut und Olearius,
lieren entweder im Hofleben Geradheit und Würde des Chara
und werden zu verschmitzten, schmarotzenden Schmeichlern,
büßen über langwierigen und verwickelten Studien Geistesfr
und Natürlichkeit ein und werden dürre Pedanten. Und selbst
Götzens Standesgenossen gibt es viele, die den Werth eines fr
Rittersmannes verkennen, „der nur abhängt von Gott, seinem
ser und sich selbst." Ein Weislingen „verkriecht sich zum e
Hofschranzen eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen." So fi
wir einen ganzen Kreis von Ständen, hohen und niederen, um
Reichsritter gestellt, der aus ihnen allen allein in freier Mensch
keit hervorragt; und kunstvoll hat der Dichter das Ganze so a
ordnen gewußt, daß Alles auf ihn als Mittelpunct hinweis't.
niedere Geistliche bewundert ihn und beneidet sein Leben, die h
und die Fürsten hassen und verfolgen ihn; der Kaiser will im
zen ihm wohl, sieht sich aber genöthigt, Strafe gegen ihn zu
hängen; die Bauern, die ihn verehren, wollen gewaltsam ihr Sc
sal an das seinige ketten; die Bürger der Reichsstädte müssen

en, weil sie ihm zu nahe getreten: seine Standesgenossen sind,
h ihrer Denkart, entweder auf seiner Seite, wie Sickingen und
iß, oder seine Gegner, wie Weislingen. So ist Götz, wenn
nicht Träger einer kräftig und stetig fortschreitenden Handlung,
Centrum des ganzen dramatischen Gemäldes.

A. W. Schlegel nennt den Götz die „Darstellung des Kampfes
r Zeitalter, eines abscheidenden und eines beginnenden, des
hunderts rauher, aber kräftiger Unabhängigkeit, und des fol-
n politischer Feinheit und Zahmheit." Dieß ist richtig, sobald
hinzufügt, daß jene abklingende Zeit hauptsächlich durch Götz
sentirt wird, der somit als der letzte Ritter erscheint. Der
er hat durchaus auf diesen Eindruck hingearbeitet. Er hat
darauf angelegt, daß wir mit Götzens Tod jenen Zeitraum
schlossen betrachten sollen. Er hat den ritterlichen Kaiser, hat
tz und Georg vor ihm sterben lassen, Sickingen ist schon, wie
Gerücht meldet, von den Fürsten eingeschlossen und belagert,
is Sohn im Kloster. „Es kommen die Zeiten des Betrugs,"
er sterbende Götz, „es ist ihm Freiheit gegeben; die Nichts-
gen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze
" Was sonst befremdlich erscheinen könnte, daß der Dichter
 Helden einen so unähnlichen Sohn gegeben, das erklärt sich
aus jener Absicht; Götz soll am Schlusse einsam, ohne Hoff-
auf einen Erben seines Geistes und seiner Kraft, noch herein-
in die neue Zeit, und mit ihm soll die alte Zeit vollends zu
 getragen werden. Aber warum stellte ihn der Dichter nicht
hr als einen Kinderlosen dar? Abgesehen von anderen
en, wozu er den Knaben verwandte (Charakteristik der neuern
ungsweise, Vermittelung einer raschen Aussöhnung zwischen
und Weislingen u. s. w.), mochte der Dichter dadurch symbo-
andeuten wollen, daß der Stand, dem Götz angehörte, zwar
fortbestehen blieb, aber sich von seinem alten Beruf abwandte.
Schlegel's Bezeichnung der Aufgabe unsers Drama's scheint
noch einer andern nähern Bestimmung bedürftig. Wir müssen
etzen, daß Götz nicht sowohl das neu heraufziehende Zeitalter
pft, als sich vielmehr seiner erwehrt und die Idee offener,
Männlichkeit dagegen vertheidigt; und dieß ist ein Um-

stand, wodurch sich unser Drama von den meisten anderen modernen Trauerspielen unterscheidet, und worin der niederbeugende Eindruck, den es macht, eine Erklärung findet. Sonst erscheint gewöhnlich der Held der modernen Tragödie als Vertreter einer Idee, die in Kampf mit den bisherigen Formen der Gesellschaft, mit habituell gewordenen Zuständen, mit einer erstarrten Cultur tritt. Erliegt nun auch der tragische Held in diesem Kampfe seiner sinnlichen Existenz nach, ja wird selbst die ideale Welt, für die er streitet, augenblicklich noch überwältigt, so fühlen wir doch in der Regel, daß sein Kampf nicht vergeblich war, daß er an dem alten Gebäude machtvoll gerüttelt hat, daß aus seinem Streben in der Zukunft schöne Folgen emporblühen werden. So gesellt sich zu dem erhabenen Eindruck, den die muthvolle Vertheidigung einer Idee gegen die Macht des Herkommens, der Gewohnheit, der verderbten Zustände macht, noch die tröstliche Aussicht auf dereinstige Verwirklichung jener Idee. Anders im Götz von Berlichingen. Des Helden physische und moralische Kraft sinkt vor unseren Augen mehr und mehr zusammen, und die neue Zeit, gegen die er sich zu vertheidigen strebte, steht am Schlusse triumphirend da, ohne daß uns eine erhebende Perspective in eine bessere Zukunft geöffnet würde.

Daß es dem Dichter, wie wir schon oben sagten, weniger um ein Zeit-, als ein Charaktergemälde zu thun war, geht auch aus der fast gänzlichen Ignorirung der Reformation hervor. Hätte er ein treues Bild dieser Periode liefern wollen, so mußte er uns das Rauschen jenes gewaltigen Geistesstromes, der Staat und Kirche erschütterte, ganz anders vernehmen lassen. So sorgfältig ist vielmehr die Erinnerung daran vermieden, daß den wenigsten Lesern die Frage eingefallen sein wird, zu welcher Confession sich Götz bekenne. Ueberall ist die Kirchenspaltung, die in der Wirklichkeit damals in alle Verhältnisse schneidend eingriff, in der Dichtung weit aus dem Gesichtskreise weggerückt. Darin möchte ich nun weniger, wie es geschehen ist, Mangel an Fähigkeit, historische Stoffe ganz zu bewältigen, als vielmehr Klugheit des Dichters sehen, der seine Aufgabe sich rein begrenzt halten will. Goethe hatte nur die Wahl, entweder die Reformation möglichst zu ignoriren, oder sie auf eine Weise eingreifen zu lassen, daß ihm sein Plan dadurch gänzlich alterirt wor-

:e. Wohl aber müssen wir zugeben, daß Goethe nicht dazu
e, beim Großen und Imposanten in der Entwickelung der
ınd Staaten, bei historischer Charaktergröße zu verweilen,
ieber das allgemein Menschliche darstellte, wozu er den tief-
)alt aus seiner Seele schöpfen konnte. Götz verhält sich, den
historischen Begebenheiten gegenüber, ähnlich, wie Goethe
ı seinem nicht unwichtigern Zeitalter stand. Beiden war es
'm darum zu thun, die freie Entwickelung ihrer Persönlich-
er den Beschränkungen und Hemmnissen der Gesellschaft zu
n sich und ihrem Thun die Menschlichkeit in möglichst vollen-
:stalt darzustellen; nur so viel als dadurch geschehen kann,
:ht auf directere Weise wollten sie in den Strom der großen
;ebenheiten eingreifen. Auch Goethe verhielt sich mehr ab-
den Zeitereignissen gegenüber, und hätte man ihm, wie
eine Theilnahme daran aufdringen wollen, er hätte sich auch
r in dem Gedanken verstanden, Unheil verhüten oder mildern
n.
onst fehlte es Goethe'n wahrlich nicht an Talent für das
'e Schauspiel. Dieß zeigt schon die Meisterschaft, womit er
ungeheure Massen von Stoff auf verhältnißmäßig geringen
;usammenzudrängen und mit solchem Geschick anzuordnen
daß die Uebersicht nicht schwer wird. Nach unzähligen Sei-
wird eine Perspective eröffnet, und zwar immer im rechten
icke, wo die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers dafür
en ist. Eben so bewundernswürdig ist die Geistesgeschmei-
die Accommodationsgabe, wodurch er sich in den Ton einer
angenen Zeit, in die Lebensanschauung und Ausdrucksweise
ände versetzt. Mag er uns an die Tafel des reichen Präla-
den Saal des Ritters, in den der Rathsherren, in's Lager,
die Kinderstube, in die Schenke, den Stall, die Zigeuner-
hren, überall müssen wir den Dichter bewundern, der dem
le feinsten, die bezeichnendsten Züge abgelauscht hat; Jeder
ı Ton, der ihm zukommt. Und wie Schiller im Tell, so hat
im Götz durch hier und da eingestreute vestigia veteri[illegible]
die alterthümliche Färbung erhöht, dabei aber ebenso, w[illegible]
mit feinem Tacte das rechte Maß gehalten.

Es bliebe uns nun noch übrig, dem Leser die lange und wechs
reiche Galerie der Charaktere unsres Drama's vorzuführen u
auf die wundervolle Kunst aufmerksam zu machen, welche der Dich
in der Zeichnung und Gruppirung derselben bewährt hat; alle
wir müssen fürchten, in einer Schrift, deren Aufgabe ein übersich
liches Gesammtbild von dem Leben und Wirken unsers Dichters i
schon zu lange bei einer einzelnen Production desselben verweilt
haben, glauben jedoch eine Entschuldigung in dem Umstande zu fi
den, daß der Götz das erste Werk war, worin der Genius des Dic
ters sich auf eine glänzende Weise kund gab, und welches den Gru
zu seinem Ruhme gelegt hat.

Viertes Capitel.

Lebensbezüge vom Frühlinge 1773 bis zum Juni 1774: Aufenth
in Darmstadt. Merck's Entfernung. Johanna Fahlmer. Frau Jacol
Heirath der Schwester. Verhältniß zu Maximiliane La Roche. **Licenz**
im äußern Betragen. Frankfurter Freundeskreis. **Klinger, Wagn**
Lenz. Advocatur. Zeichnen. — **Werke dieses Zeitabschnittes: Leid**
des jungen Werther; Götter, Helden und Wieland; Jahrmarktsfest
Plundersweilern; Pater Brei; Bahrdt; Clavigo.

Mit der Beendigung des Götz finden wir uns in das Frül
jahr 1773 versetzt. Goethe brachte einen Theil desselben, die zwei
Hälfte des April, in Darmstadt bei seinem Freunde Merck zu, feier
dort am 2. Mai noch Herder's Hochzeit mit, und kehrte am folge
den Tage nach Frankfurt zurück. „Wir haben wunderbare Scen
gehabt," berichtete er sofort an Kestner, „und bald wird Alles au
gerauscht haben." Er sah einem einsamen Sommer entgege
„Meine arme Existenz starrt zum öden Fels," heißt es in eine
etwas frühern Briefe an Kestner. „Diesen Sommer geht Alle
Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schwei
meine Schwester (seit dem October vorigen Jahres mit Schlos

verlobt *), die Flachsland, Ihr, Alles!" Merck trat schon in der ersten Hälfte des Mai, als Begleiter der trefflichen Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt, eine Reise nach Petersburg an, und wurde hierdurch über ein halbes Jahr lang Goethe'n entzogen. Dieser entbehrte in dem Beginne seiner Autorlaufbahn höchst ungern des Freundes einsichtigen Rath; doch gaben ihm dafür Merck's ausführliche Briefe eine weitere Aussicht in die Welt, die er um so mehr sich zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von bekannter Freundeshand entworfen waren.

Doppelten Werth mußte für ihn, wegen der augenblicklichen Zerstreuung des Darmstädtischen Kreises, der Umgang mit einem anmuthigen Frauenzirkel in Frankfurt haben, dessen in Wahrheit und Dichtung erst bei einer spätern Zeit gedacht ist. Johanna Fahlmer, angeheirathete Tante von Fr. H. Jacobi, daher in der Familie meist die Tante genannt, jung und liebenswürdig, war von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen; sie sprach Goethe'n durch die große Zartheit ihres Gemüthes und ungemeine Geistesbildung an; er konnte damals nicht ahnen, daß sie ihm einst noch Schwester werden sollte. Bis dahin hatte er gegen den Jacobi'schen Kreis in einer gewissen Opposition gestanden; jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi sich öffentlich an einander erfreuten, hatten den muthwilligen oberrheinischen Gesellen, in ihrem grellen, durch Herder geschärften Humor, zu mancherlei Scherzen und Unarten Anlaß gegeben. Fritz Jacobi gesteht in einem Briefe an Wieland vom 22. April 1775, daß ihm Goethe Anfangs wie ein feuriger Wolf vorgekommen sei, der Nachts an honetten Leuten hinaufspringe und sie in den Koth werfe. Johanna Fahlmer beschämte Goethe und seine Genossen nach und nach durch Geduld, und lehrte ihnen Schonung, indem sie ihnen fühlbar machte, daß sie mit ihrer niederdeutschen Manier auch wohl der Nachsicht bedürften. Auf kürzere und längere Zeit fand sich von Düsseldorf Jacobi's Gattin zu Besuch ein, desgleichen seine Halbschwester, Charlotte Katharina, von Goethe die Hannöver'sche Lotte genannt, weil sie jüngst aus einer Erziehungsanstalt in Hannover zurückgekehrt war. Frau

---

*) Goethe und Werther, herausgeg. von A. Kestner, S. 59.

Jacobi, geborne Helene Elisabeth von Clermont, die in jenem Kreise den Beinamen Mamachen führte, nahm Goethe'n ganz durch ihre große Heiterkeit ein; er charakterisirt sie als richtig fühlend, ohne eine Spur von Sentimentalität, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte. Ihr Briefwechsel mit Goethe gibt merkwürdige Belege von dem naiven, freien, aller Prüderie feindseligen Tone, der in jenem Zirkel zwischen den jungen Frauen und Männern herrschte. Aus der Correspondenz sieht man, daß Frau Jacobi ein paar Monate vor ihrer Niederkunft (im October 1773) mit Charlotte eine Zeit lang in Frankfurt war, jedoch ihres Zustandes wegen sich manchmal von den größern Gesellschaften ausschließen mußte. Zu diesem Zirkel gehörten die oben genannten Schwestern Gerock, ferner ein Paar Töchter des Juwelenhändlers Crespel, Maria Catharina, und Franzisca Jacobea; so wie ohne Zweifel der ganze Kreis junger Männer und Frauen, dessen Mittelpunct Cornelia Goethe bildete, mit den Düsseldorfer Frauen in Verbindung trat. Die wöchentlichen Gesellschaftskränzchen desselben mit dem „Mariage-Spiel" müssen auch in dieser Zeit ihren Gang fortgenommen haben; erwuchs doch aus ihnen für Goethe noch der Anlaß zu seinem Clavigo. Durch den Umgang mit den Düsseldorferinnen aber wurde seine spätere persönliche Bekanntschaft mit Fr. H. Jacobi vorbereitet, und es ward ihm schon jetzt in Frankfurt, wie er sich ausdrückt, „ein Düsseldorf, ein Pempelfort dem Geist und Herzen nach zu Theil." Auch auf seine Schwester übten die beiden Frauen eine wohlthätige Wirkung, indem sie ihr ernstes und starres Wesen aufschlossen und erheiterten.

Indeß sollte Goethe die geliebte Schwester bald auf immer aus seiner Nähe verlieren. Am 1. November 1773 ward ihre Heirath mit Schlosser gefeiert, und am 14. November verließen die Neuvermählten Frankfurt. Schlosser war im Herbste von Karlsruhe als markgräflich-baden'scher Hof- und Regierungsrath, wie er in der Copulationsanzeige genannt wird, mit der Aussicht nach Frankfurt gekommen, seine Frau mit sich nach Carlsruhe zu führen. Leider ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung; Schlosser mußte als Oberbeamter der Markgrafschaft Hochberg nach Emmendingen zie-

so sah sich Cornelia aus dem heitern, anregungsvollen
:r Freunde und Freundinnen in Frankfurt an einen zwar
legenen, aber höchst einsamen Wohnort, aus der Nähe
alen Bruders an die Seite eines durchaus achtungswer-
: ernsten und etwas trockenen Gatten versetzt. Anfangs
) das Verhältniß noch ziemlich gut gestaltet zu haben;
schrieb Goethe am ersten Weihnachttage 1773 an Kest-
ine Schwester ist brav. Sie lernt leben, und nur bei ver-
mißlichen Fällen erkennt der Mensch, was in ihm steckt.
r wohl, und Schlosser ist der beste Ehemann, wie er der
und unverrückteste Liebhaber war." Goethe aber empfand
rz der Trennung von ihr auf's Tiefste, und fühlte eine
e in seinem Dasein.

die unversiegliche Huld des Glückes, das ihn Zeitlebens
gewährte ihm bald einen Ersatz. Frau von La Roche ver-
ihre älteste Tochter Maximiliane nach Frankfurt, die, wie
bekannt ist, Goethe'n gleich nach dem Abschiede von Char-
eine lebhafte Neigung einzuflößen vermocht hatte. Er
se Nachricht an Frau Jacobi am Sylvestertage 1773 mit
n: „Max La Roche heirathet hieher; ihr Künftiger scheint
zu sein, mit dem sich leben läßt und also heisa! u. s. w."
it es ferner in einem Briefe, ebenfalls an Jacobi's Gattin,
Februar 1774: „Diese dritthalb Wochen her ist ge-
worden, und nun sind wir so zufrieden und glücklich, als
kann. Wir sag' ich, denn seit dem 15. Jenner ist keine
leiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich
t herumgebissen habe, wird jetzt höflich betitelt das schöne,
cksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir
wester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat.
ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und
Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl,
r sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht
d, macht nun das Glück meines Lebens." Ihren Gatten
t in demselben Briefe als „einen würdigen Mann, von
starkem Charakter, großer Schärfe des Verstandes, und
tig zu seinem Geschäfte," also gewissermaßen als ein

zweiten Kestner, sowie Maximiliane in einiger Beziehung eine zweite Lotte gewesen zu sein scheint. Aus erster Ehe hatte Brentano schon einige „muntere, einfache und gute Kinder," mit denen Goethe, der Freund der Kleinen, sich gern zu schaffen machte. „Thun Sie noch," fährt er in dem Briefe fort, „den lieben Dumeiz dazu und eine Freundin, so haben Sie unser ganzes Klümpchen." Ohne Zweifel ist mit der Letztern die „wohlgebildete, obgleich nicht junge Frau Servières" (oder vielmehr Serviere) gemeint, deren in Wahrheit und Dichtung Erwähnung geschieht. Sie stand damals in den ersten vierziger Jahren und wird als eine geistreiche und angenehme, aber ernste Frau geschildert. Ihr Gatte, aus Lunel bei Montpellier stammend, besaß dort eine ansehnliche Parfümeriefabrik, und hielt sich jährlich nur um die Meßzeit einige Wochen in Frankfurt auf, wo seine Frau das Geschäft allein führte. Dumeiz (oder Dumeix, wie er selbst seinen Namen schrieb) war Dechant am kaiserlichen Collegiatstift zu St. Leonhardi, der erste katholische Geistliche, mit welchem Goethe in nähere Berührung kam, und der ihm, als ein helldenkender Mann, über Glauben, Gebräuche und Verhältnisse der alten Kirche schöne Aufschlüsse gab. Das Brentano'sche Haus stand außerdem in verwandtschaftlicher Verbindung mit der sehr reichen, katholischen Familie des Kaufmanns Schweizer, der mit einer geborenen Allesina vermählt war und in seinem prächtigen Hause auf der Zeil (dem jetzigen Russischen Hofe) heitere gesellige Zirkel um sich versammelte.

Es bleibe, nach Mittheilung der obigen Briefstellen, dem Leser selbst überlassen, zu beurtheilen, ob Goethe sein Verhältniß zu Maximilianen in Wahrheit und Dichtung ganz richtig charakterisirt, wenn er es ein geschwisterliches, bloß auf kindlichem Vertrauen beruhendes nennt, in das sich nichts Leidenschaftliches gemischt habe; wir erinnern nur noch daran, daß er das Gefühl für sie gleich im Beginne ihrer Bekanntschaft als eine „neue Leidenschaft" bezeichnet und zugibt, sein früheres Verhältniß zu ihr nach der Heirath fortgesetzt zu haben. So sehr wir ihn aber auch das „schöne, weise Schicksal" preisen hörten, das ihm seine Max wieder zugeführt hatte, so ward ihm doch auf die Dauer dieses Verhältniß sehr peinigend. Die junge Frau, obwohl mit Glücksgütern reich gesegnet, sah sich

1 heitern Ehrenbreitstein und einem fröhlichen Jugendleben
üster gelegenes Handelshaus und in Mutterpflichten versetzt,
ßte sich in die neuen Zustände nicht recht zu finden. Eben
e sich ihre Mutter, die oft zu Besuch kam, in den Verhält-
cht behaglich, die sie doch selbst ausgewählt hatte. Wandten
nun in verdrießlichen Fällen an Goethe, so pflegte er diese
idenschaftliche Theilnahme mehr zu verschlimmern, als zu
n; und so ward ihm dieser Zustand bald unerträglich, so daß
neuen gewaltsamen Entschlusses, wie in Wetzlar, bedurfte,
aus diesen Halbverhältnissen herauszuretten *).
die Zeit, wo die Freude über Maximilianen's Nähe noch
: Blüthe stand, in den Anfang des Jahres 1774, gehört
ne charakteristische Begebenheit, von der es uns nicht irren
ß Goethe sie in Wahrheit und Dichtung erst im Anfange
ten Theils erzählt; denn er bevorwortet diesen Theil aus-
mit der Erklärung, daß er in seinen Mittheilungen nicht
ronologisch verfahren wolle. In dem oben erwähnten Briefe
Jacobi aus dem Februar 1774 ist darauf in folgender

---

ine interessante Stelle über Goethe's Verhältniß zu Max La Roche
die „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner
ck," herausgegeben von Wagner (Leipzig 1847). Merck
m 29. Jan. 1774 an seine Gattin: „La semaine passée je fus à
voir notre amie de la Roche. C'est un assez singulier mariage
qu'elle a fait faire à sa fille. C'est un homme assez jeune, mais
5 enfants. D'ailleurs assez riche, mais un négociant qui a fort
it au-delà de celui de son état. C'était un triste phénomène pour
r chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des fro-
l paraît qu'elle s'est laissée induire par Mr. Dumeiz, qui n'a con-
la fortune et l'avantage particulier pour lui d'avoir une maison
fréquenter. Tu aurais dû voir Madame de la Roche faire tête à
propos et badinages de ces gros marchands, supporter leurs dîners
s et amuser leurs lourds personnages. Il s'est passé des scènes
et je ne sais, si elle ne sera pas accablée sous le fardeau de ses
Goethe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfants et
e le clavecin de Madame avec la basse. (Vergl. Thl. I, S. 98,
Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et
ument qu'il fréquente la maison." Man vergesse aber nicht, aus
r diese Andeutungen geflossen sind.

Stelle hingedeutet: „Vor zehn Tagen ohngefähr waren unsere D
men hinausgefahren, unsern pantomimischen Tanz mit anzuseh
Da haben wir uns prästirt!" Bettine Brentano, Maximilian
Tochter, berichtet die Geschichte in ihren Briefen an Goethe in fo
gender Weise: „An einem hellen Wintermorgen, an dem dei
Mutter Gäste hatte, machtest Du ihr den Vorschlag, mit den Fremd
an den Main zu fahren: Mutter, Sie hat mich ja doch nicht Schlitt
schuh laufen gesehen, und das Wetter ist heut so schön! Ich zo
meinen karmoisinrothen Pelz an (so läßt Bettine die Mutter erzäh-
len), der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit golde
nen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus. Da
schleift mein Sohn herum, wie ein Pfeil, zwischen den Andern durch;
die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war au
seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoisinrothen
Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich gan
freundlich an. Nun, was willst Du? sag' ich. — Ei Mutter, Sie
hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock.
— Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will
ich ihn anziehen. — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock
aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da
fährt er hin wie ein Göttersohn, auf dem Eise! Bettine, wenn du
ihn gesehen hättest! So was Schönes gibt's nicht mehr; ich klatschte
in die Hände vor Lust! Mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen
Brückenbogen hinaus und den andern wieder hereinlief, und wie da
der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug! Damals war
Deine Mutter mit auf dem Eise, der wollte er gefallen!"

Konnten solche Anomalieen in seinem Betragen, die unter den pedantischen Reichsstädtern kein geringes Aufsehen erregten, ihm den Verdacht der Eitelkeit zuziehen, so offenbarte sich in anderen ein sittlicher Enthusiasmus, der begierig nach jeder Gelegenheit griff, etwas wirklich oder scheinbar Gutes zu vollführen. In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai *) brach Feuer in der engen Judengasse aus, das

*) Brief an den dänischen Consul Schönborn in Algier vom 1. Juni 1774. Es ist auffallend, daß Goethe nirgendwo in Wahrheit und Dichtung dieses Ma

und gräßlich überhand nahm. Goethe eilte hin, stellte sich,
nen Schuhen und seidenen Strümpfen, mit ein paar vollen
n auf und bewirkte durch Beispiel und Zuruf, daß eine Gasse
et wurde, worin man die Eimer herauf und hinab reichte.
aber war diese lebendige, zweckmäßig wirkende Maschine, die
s noch etwas Neues gewesen zu sein scheint, in Thätigkeit, so
n sich in den Theilnehmenden der Muthwille zu regen. Arm-
Flüchtende, die mit ihrer elenden Habe auf dem Rücken in die
ne Gasse geriethen und nun unausweichlich hindurch mußten,
n von ausgelassenen Jünglingen angespritzt und verhöhnt.
e brachte sie durch rednerische Strafworte zur Einstellung des
s. Umsonst war aber sein Bemühen, Freunde, die sich aus
er eingefunden, zu dem feuchten Geschäft heranzuziehen; es ge-
hm nur bei Wenigen, die Andern lachten und schüttelten die
; denn es war damals noch nicht Sitte, daß sich Patricier zu
neinen Hilfsleistungen herbeiließen; und so ward denn
e's „wunderliche Licenz" zur Stadtgeschichte des Tages. Er
schrieb aber an den Consul Schönborn: „Ich habe bei dieser
nheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin
nd abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Men-
ind."

Der glänzende Erfolg, den unser Dichter durch sein erstes lite-
es Auftreten errungen hatte, mußte ihn natürlich in dem
seiner jüngeren Freunde, von denen einige sich selbst eine
tive Kraft zutrauten, mehr und mehr zum Haupt und Mittel-
machen. Shakespeare und die Alten waren hochverehrt in
reise; kraftgenialischer Witz, frische Natürlichkeit, sprudelnder
r und derbe Satyre belebten und würzten den gesellschaftlichen
r; der Geist der Sturm- und Drangperiode stellte sich hier
trirt dar. Besonders herrschte unter den jungen Gesellen die

---

denkt, zu dem er und seine Aeltern längere Zeit hindurch in freund-
hem Verhältnisse standen. Fr. Ernst von Schönborn, aus Stol-
eb. 1737, gest. 1817), entzückte die Stolberg, Gerstenberg und die Göt-
mit seinen schwungreichen Freiheitsoden. Von den Humanitätsideen
Zeit entzündet, machte er eine Reise von Algier nach Petersburg, um
d *zur Vertilgung der Raubstaaten* zu bewegen. (S. Gervinus, V, 42.)

Leidenschaft, Alles zu dramatisiren; die geringfügigsten Vor
riefen kleine dramatische Improvisationen hervor. Zu jenem Z
gehörten außer den mehrerwähnten Jugendgenossen Horn
Riese und dem Postaccessisten Bernhard Crespel wahrsch
lich jetzt schon Ludwig Passavant und der Componist J
André aus Offenbach, deren beider wir später noch zu geden
haben werden; ferner Fr. Maxim. Klinger aus Frankfurt,
einige Jahre jünger als Goethe (geboren 1753), ein ächter Re
sentant der Genieperiode, von dem daher auch Gervinus eine M
von Hauptzügen zur Charakteristik jener Zeit entlehnt hat. S
Drama „Sturm und Drang" hat bekanntlich der ganzen Per
den Namen gegeben. Als er damals mit Goethe zuerst in Be
rung kam, war seine Thätigkeit, wie die des Freundes, vorzü
auf's Dramatische gerichtet. Eben in der Zeit, worin unsere B
graphie weilt (im Jahr 1774), stritt er mit Leisewitz um e
Preis, den Schröder auf die beste Tragödie über Brudermord
gesetzt hatte. Das bessere Stück Leisewitzens, Julius von Tar
wurde Klinger's Zwillingen, als dem ungestümern und wild
nachgesetzt; und während Leisewitz, durch den Spruch der Preis
ter tief gekränkt, seine poetische Laufbahn mit dem ersten Vers
schloß, ward Klinger durch die ihm günstige Entscheidung zu e
so hastigen Production aufgestachelt, daß er im nächsten Jahre
nicht weniger als fünf Dramen auftrat, die in manchen Part
und Charakteren den Einfluß Goethe's erkennen lassen. Dieser
in Wahrheit und Dichtung ein ziemlich günstiges Urtheil über K
ger's Productionen ab, wenn er gleich zugesteht, daß der Genuß
selben hier und da durch ein bitteres Mißwollen verkümmert we
Dagegen lautet der Ausspruch unserer besten neueren Kunstric
ziemlich einstimmig dahin, daß Klinger's Charaktere durchgängig
in's Fratzenhafte unwahr seien, voll einer titanischen, gänzlich
wußtlosen Naturkraft, die sich in furchtbaren Phrasen und gräuli
Handlungen bloß gebe *).

Ein anderes Mitglied des jetzt in Frankfurt um Goethe
sammelten Kreises, wie früher der Straßburger Gesellschaft,

*) Vergl. Gervinus IV, 583 ff., Vilmar, S. 639 f.

leopold Wagner (geb. 1747 in Straßburg). Da Goethe ihm, als einem anhänglichen Gesellen, seine Absichten mit Faust, namentlich die Katastrophe von Gretchen, mittheilte, so griff Wagner den Gegenstand auf und benutzte ihn zu einem Trauerspiele, der Kindsmörderin, „einem Stücke voll entsetzender Gemeinheit und Rohheit, das des Beneidens nicht werth war" *). Unrichtig ist Gervinus' und Vilmar's Annahme, daß Goethe sich für diesen Gedankenraub durch die Figur des Famulus im Faust gerächt habe, indem schon im alten Volksbuche Faust's Famulus den Namen Christoph Wagner führt.

Als Geistesgenossen des Frankfurter Kreises, wenn auch nicht in Frankfurt wohnend, können wir Reinhold Lenz (geb. 1750 in Liefland) betrachten, dessen Verhältniß zu Goethe sich, wie das Wagner's, noch aus der Straßburger Zeit herschrieb: Goethe hatte ihn in den letzten Monaten seines dortigen Aufenthaltes kennen gelernt, und war seitdem mit ihm in brieflicher Verbindung geblieben. Ueber den Charakter dieses seltsamen Mannes, den Vilmar und Gervinus gleich strenge beurtheilen, spricht sich Goethe in Wahrheit und Dichtung, so wie in den „Biographischen Einzelnheiten" glimpflich und schonend, und vielleicht auch gerechter als jene beiden Literarhistoriker aus. Er nennt ihn ein „seltsamstes und indefinibelstes Individuum." „Neben seinem Talente," sagt er, „das von einer genialen, aber barocken Ansicht der Welt zeugte, hatte er ein Hauvers, welches darin bestand, Alles, auch das Simpelste, durch Intrigue zu thun, dergestalt, daß er sich Verhältnisse erst als Mißverhältnisse vorstellte, um sie durch politische Behandlung wieder in's Gleiche zu bringen. In dem Umgange mit seinen Freunden, Liefländern (er kam als Hofmeister liefländischer Cavaliere nach Straßburg) und Bekannten war es seine Art, sich die närrischsten Irrwege auszusinnen, um aus Nichts Etwas zu machen, und ohne in der damaligen Epoche etwas Böses oder Schädliches zu wollen, übte er sich doch immer dergestalt, um in der Folge bei anderen Zwecken, die er sich vorsetzen mochte, auf die tollste Weise zu einer Art von Schelmen zu werden." Eine „fast in jeder Beziehung unedle

---

*) Gervinus, IV, 380.

Natur," wie ihn Vilmar nennt, kann Lenz nicht gewesen sei
hätte er dann bei einem Salzmann, Goethe, Wieland, S
Oberlin, bei der Sesenheimer Familie u. A. so lebhafte Thei
erregen können? Auch in Beziehung auf seine Productionen
die Billigkeit, Gervinus' herber Kritik, der seine Stücke säi
als eine Art schauderhafter Komödien, als moralisch und ä
ungenießbare Conglomerate tragischer, grasser und lustiger
tionen bezeichnet, das Urtheil Goethe's gegenüber zu stellen.
nennt sein Talent „ein aus wahrhafter Tiefe, aus unerschö
Productivität hervorgegangenes, in welchem Zartheit, Bewe
und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten," wobei er in
gibt, daß es, bei aller seiner Schönheit, durchaus gekränkelt

Kaum war Götz von Berlichingen erschienen, als Len
weitläufigen Aufsatz, „Ueber unsere Ehe" betitelt, an Goeth
sandte, worin er Beider Talente neben einander zu charakt
suchte. Da er in diesen Blättern auf die innigste Verbindung
so theilte ihm Goethe von nun an Alles vertrauensvoll mit,
das schon Gearbeitete, als was er noch vorhatte, und um
schickte Lenz nach und nach seine Manuscripte: den Ho
(1774), den neuen Menoza (1774), die Soldaten (177
Nachbildungen des Plautus u. A. Wie ernstlich sich Goe
Productionen des Freundes angelegen sein ließ, davon m
gende, auf das letzte Werk bezügliche Stelle aus einem Br
Salzmann (vom 6. März 1773) als Beleg dienen, die uns z
einen Beweis gibt, daß sich mitten in der Sturm= und Dr
seine künstlerische Besonnenheit bis auf das kleinste Detail er
„Die Komödien anlangend," schrieb Goethe, „geht ja Alle
Wunsch; ein Autor, der sich rathen läßt, ist eine seltene Ersch
und die Herren haben auch meist nicht Unrecht, ein Jeder
nach seiner Art zu denken modeln. Also, lieber Freund, hie
Kritik, sondern nur die Seite, von der ich's ansehe. Unser T
seit Hanswurst verbannt ist, hat sich aus dem Gottschedia
noch nicht losreißen können. Wir haben Sittlichkeit und Lang
denn für jeux d'esprit, die bei den Franzosen Zoten und
ersetzen, haben wir keinen Sinn, unsere Societät und Ch
bieten auch keine Modelle dazu; und also ennuyiren wir uns

mäßig, und willkommen wird Jeder sein, der eine Munterkeit, eine Bewegung auf's Theater bringt. Und ich hoffe, von dieser Seite werden diese Lustspiele sehr Beifall haben. Nur wissen Sie, um in honnette Gesellschaft zu entriren, bedarf's eines Kleides, zugeschnitten nach dem Sinne des Publikums, dem ich mich produciren will, und über dieses Röckchen wollen wir rathschlagen. Zuvörderst keine Singularität ohne Zweck! Das ist, was gegen die lateinischen Namen spricht. Die allerunbedeutendsten sind besser. Leander, Leonora sind Geschöpfe, mit denen wir schon bekannt sind, wir sehen sie als alte gute Freunde auftreten. Besonders da übrigens das Costüm neu ist, der König in Preußen vorkommt und der Teufel. Bei Gelegenheit des Teufels muß ich meine Gedanken über's Fluchen und Schwören im Drama sagen. Wenn gemeine Leute streiten, ist die Exposition der Gerechtsame sehr kurz; es geht in's Fluchen, Schimpfen und Schlagen über, und der Vorhang fällt zu. Leute von Sitten werden höchstens in einem Anfall von Leidenschaft in einen Fluch ausbrechen, und das sind die beiden Arten, die ich dem Drama vergönnen möchte, doch nur als Gewürz. Nun aber die Betheuerungsflüche möcht' ich vom Theater ganz verbannen. Im gemeinen Leben sind sie schon lästig uud zeugen von einer leeren Seele, wie alle Gewohnheitsworte, und im Drama mag es gar leicht für einen Mangel der dialogischen Verbindungsfähigkeit angesehen werden. Auch hat der Uebersetzer sie oft hingestellt, wo Plautus gar nichts hat u. s. w." So einläßlich beschäftigte sich Goethe mit Lenzens Schriften und bemühte sich auch, Verleger dafür zu gewinnen, ohne zu ahnen, daß dieser ihn unterdessen zum Hauptgegenstande seines imaginären Hasses und einer grillenhaften Verfolgung ausersehen hatte. Wir werden auf diesen Punkt noch später bei zwei Gelegenheiten zurückkommen.

Kehren wir zu dem Frankfurter Freundeskreise zurück, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß Goethe's Verkehr mit demselben einer stillen, folgerechten Entwickelung seines Talents nicht günstig sein mußte. Er gesteht auch selbst, daß namentlich jene unwiderstehliche Lust, jedes nur einigermaßen bedeutende Begegniß zu einem kleinern dramatischen Produkt, wie wir deren bald ein Paar kennen

Natur," wie ihn Vilmar nennt, kann Lenz nicht gewesen sein; wie hätte er dann bei einem Salzmann, Goethe, Wieland, Schlosser, Oberlin, bei der Sesenheimer Familie u. A. so lebhafte Theilnahme erregen können? Auch in Beziehung auf seine Productionen gebietet die Billigkeit, Gervinus' herber Kritik, der seine Stücke sämmtlich als eine Art schauderhafter Komödien, als moralisch und ästhetisch ungenießbare Conglomerate tragischer, grasser und lustiger Situationen bezeichnet, das Urtheil Goethe's gegenüber zu stellen. Dieser nennt sein Talent „ein aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Productivität hervorgegangenes, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten," wobei er indeß zugibt, daß es, bei aller seiner Schönheit, durchaus gekränkelt habe.

Kaum war Götz von Berlichingen erschienen, als Lenz einen weitläufigen Aufsatz, „Ueber unsere Ehe" betitelt, an Goethe übersandte, worin er Beider Talente neben einander zu charakterisiren suchte. Da er in diesen Blättern auf die innigste Verbindung drang, so theilte ihm Goethe von nun an Alles vertrauensvoll mit, sowohl das schon Gearbeitete, als was er noch vorhatte, und umgekehrt schickte Lenz nach und nach seine Manuscripte: den Hofmeister (1774), den neuen Menoza (1774), die Soldaten (1776), die Nachbildungen des Plautus u. A. Wie ernstlich sich Goethe die Productionen des Freundes angelegen sein ließ, davon mag folgende, auf das letzte Werk bezügliche Stelle aus einem Briefe an Salzmann (vom 6. März 1773) als Beleg dienen, die uns zugleich einen Beweis gibt, daß sich mitten in der Sturm- und Drangzeit seine künstlerische Besonnenheit bis auf das kleinste Detail erstreckte. „Die Komödien anlangend," schrieb Goethe, „geht ja Alles nach Wunsch; ein Autor, der sich rathen läßt, ist eine seltene Erscheinung, und die Herren haben auch meist nicht Unrecht, ein Jeder will sie nach seiner Art zu denken modeln. Also, lieber Freund, hier keine Kritik, sondern nur die Seite, von der ich's ansehe. Unser Theater, seit Hanswurst verbannt ist, hat sich aus dem Gottschedianismus noch nicht losreißen können. Wir haben Sittlichkeit und Langeweile; denn für jeux d'esprit, die bei den Franzosen Zoten und Possen ersetzen, haben wir keinen Sinn, unsere Societät und Charakter bieten auch keine Modelle dazu; und also ennuyiren wir uns regel-

mäßig, und willkommen wird Jeder sein, der eine Munterkeit, eine Bewegung auf's Theater bringt. Und ich hoffe, von dieser Seite werden diese Lustspiele sehr Beifall haben. Nur wissen Sie, um in honnette Gesellschaft zu entriren, bedarf's eines Kleides, zugeschnitten nach dem Sinne des Publikums, dem ich mich produciren will, und über dieses Röckchen wollen wir rathschlagen. Zuvörderst keine Singularität ohne Zweck! Das ist, was gegen die lateinischen Namen spricht. Die allerunbedeutendsten sind besser. Leander, Leonora sind Geschöpfe, mit denen wir schon bekannt sind, wir sehen sie als alte gute Freunde auftreten. Besonders da übrigens das Costüm neu ist, der König in Preußen vorkommt und der Teufel. Bei Gelegenheit des Teufels muß ich meine Gedanken über's Fluchen und Schwören im Drama sagen. Wenn gemeine Leute streiten, ist die Exposition der Gerechtsame sehr kurz; es geht in's Fluchen, Schimpfen und Schlagen über, und der Vorhang fällt zu. Leute von Sitten werden höchstens in einem Anfall von Leidenschaft in einen Fluch ausbrechen, und das sind die beiden Arten, die ich dem Drama vergönnen möchte, doch nur als Gewürz. Nun aber die Betheuerungsflüche möcht' ich vom Theater ganz verbannen. Im gemeinen Leben sind sie schon lästig uud zeugen von einer leeren Seele, wie alle Gewohnheitsworte, und im Drama mag es gar leicht für den Mangel der dialogischen Verbindungsfähigkeit angesehen werden. Auch hat der Uebersetzer sie oft hingestellt, wo Plautus gar nichts hat u. s. w." So einläßlich beschäftigte sich Goethe mit Lenzens Schriften und bemühte sich auch, Verleger dafür zu gewinnen, ohne zu ahnen, daß dieser ihn unterdessen zum Hauptgegenstande seines imaginären Hasses und einer grillenhaften Verfolgung auserlesen hatte. Wir werden auf diesen Punkt noch später bei zwei Gelegenheiten zurückkommen.

Kehren wir zu dem Frankfurter Freundeskreise zurück, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß Goethe's Verkehr mit demselben der stillen, folgerechten Entwickelung seines Talents nicht günstig sein mußte. Er gesteht auch selbst, daß namentlich jene unwiderstehliche Lust, jedes nur einigermaßen bedeutende Begegniß zu einem kleinern dramatischen Produkt, wie wir deren bald ein Paar kennen

lernen werden, zu verarbeiten, ihn von der Vollendung größerer dramatischen Entwürfe abgehalten habe. Wie aus einem Briefe an Schönborn erhellt, trug er damals noch einige Plane zu umfassenden Dramen mit sich herum; namentlich beschäftigte er sich mit seinem Cäsar, dessen wir bei der Straßburger Zeit gedachten; aber das muntere Treiben im Kreise seiner Freunde, und der Zudrang von Personen, welche den so unvermuthet und kühn hervorgetretenen jungen Autor kennen zu lernen wünschten, zersplitterten Zeit und Kräfte. Dazu kam die fortdauernde juristische Praxis. Wie er im Juni 1773 an Kestner berichtete, daß er „garstige Prozesse führe", so finden wir ihn ein Jahr später als Bevollmächtigten der Erben der Vorstadt- und budneischen Handlung *) in öffentlichen Zahlungsaufforderungen die säumigen Schuldiger mit „ernsthaftern Maßregeln" bedrohen. Eben so wurden die Uebungen im Zeichnen fortgesetzt, und es gehören ungefähr in diese Zeit sein Portrait Crespel's, das jetzt im Besitz der Tochter desselben, der Frau Bergrath Buderus zu Frankfurt, sich befindet, die Zeichnung von Fräulein Klettenberg und ihrer Umgebung, deren Goethe selbst gedenkt, das Bild Riese's in schwarzer Kreide, das von Riese's noch lebendem Neffen aufbewahrt wird, so wie der gemalte Ofenschirm mit dem Kopfe Virgil's nebst Emblemen, den er seinem Freunde Hieronymus Peter Schlosser verehrte. Das lateinische Dankgedicht des Letztern **) erwiderte Goethe mit den Versen „An Schlosser", die sich in seinen Werken unter der Rubrik „An Personen" finden.

Damit hätten wir übersichtlich die Lebensbezüge Goethe's bis zum Ende des Zeitraums verfolgt, den wir für das vorliegende Capitel abgesteckt haben, und wenden uns nunmehr zur Betrachtung der in denselben fallenden Geisteserzeugnisse. Das erste unter ihnen, wenn auch vielleicht nicht der Zeit, doch jedenfalls der Wichtigkeit nach, sind die Leiden des jungen Werther's, die in noch höherm Grade, als selbst der Götz von Berlichingen, die Augen der Welt auf den jungen Dichter hinlenken sollten. Goethe erzählt selbst, wie die damals herrschende psychische Krankheit des Lebensüberdrusses

---

*) S. Maria Belli VI, 56. 59.

**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 452 f.

ergriffen, und er, nach seiner Weise, durch ein poetisches
ch davon zu befreien gesucht habe. Jene Zeitkrankheit, der
ige nach schon länger vorhanden, aber durch Klopstock, und
hr durch die Engländer, namentlich durch Young und Ossian
, bestand „in einer völligen Herabstimmung aller sittlichen,
aller physischen Kraft des Menschen; in einer schmerzlichen
ät, die sich von Gefühlen, Stimmungen, Launen, Anwand-
ller Art hin und her wiegen ließ, und in diesen Gefühlen
mmungen das eigentliche Leben und den Werth des Lebens
n einer Weichheit, die stets von Thränen überquoll und durch
igste Berührung mit der wirklichen Welt sich bis in's In-
erlezt, bis auf den Tod verwundet fühlte; in einer Empfind-
die vor den Menschen und den menschlichen Verhältnissen,
usamen Zerstörern der innern Welt, der süßen Gefühle,
und Träume, zurückfloh, und sich dafür mit krankhafter
it, mit brennender, verzehrender Leidenschaftlichkeit an die
e Natur und die Thierwelt anschloß, als die einzigen wah-
nde, die das geheime Weh verstünden, achteten und darum
t ließen; in einer Todessehnsucht und Verzweiflung am Le-
lche alsbald eintrat, wenn der Conflict des reizbaren Ge-
id der träumerischen Ideale mit der Wirklichkeit des prosai-
bens sich offenbarte" *).

unserm Roman ist nun diese herrschende Krankheit in einem
Individuum dargestellt, das seine Aehnlichkeit mit dem
nicht verleugnet. Er selbst hatte diese Zustände, alle Sta-
ser Krankheit bis zu den Gedanken an Selbstmord in sich
bt, und mit um so größerer Energie, je reger und reicher
müthsleben, je weicher sein Herz, je schwungvoller seine
ie war. Schon seit ein paar Jahren her, so erzählt er,

Selbstmord eines jungen Mannes, dessen oben bei seinem Aufenthalte zu Wetzlar gedacht ist, des jungen Jerusalem, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte die umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und „in diesem Augenblicke", sagt er selbst, „war der Plan zu Werther'n gefunden; das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäße, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung in Eis verwandelt wird." Er suchte sich jetzt äußerlich völlig zu isoliren, verbat sich sogar die Besuche seiner Freunde, legte auch innerlich Alles bei Seite, was keinen unmittelbaren Bezug auf seinen Vorsatz hatte, und schrieb „nach so langen und geheimen Vorbereitungen" den Werther in vier Wochen, ohne daß vorher ein Schema des Ganzen oder der Behandlung eines Theiles aufgesetzt gewesen wäre.

Nun bringt aber Goethe in seiner Selbstbiographie auch das Verhältniß zu Maximiliane La Roche mit dem Ursprunge des Romans in Verbindung, und erklärt die leidenschaftliche Wärme, die er seiner Dichtung eingehaucht, theilweise daraus, daß ihm zur Zeit der Abfassung etwas Aehnliches mit der jungen Frau Brentano, wie dem Helden des Romans mit seiner Geliebten, widerfahren sei. Hier muß aber Eines von Beiden, entweder der Zusammenhang des Romans mit diesem Verhältnisse, oder die Angabe über die Zeit der Abfassung, auf einer irrthümlichen Erinnerung beruhen. Denn, wie oben gezeigt worden, knüpfte sich ein näheres Verhältniß zur jungen Frau Brentano erst in der zweiten Hälfte des Januars 1774 an; die ausführlichen Nachrichten üben den Tod Jerusalems*) sandte ihm aber Kestner bereits im November 1772 zu. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß Goethe den ersten Plan zu seinem Werther, wenn auch nur in ganz allgemeinen Umrissen, schon gleich nach dem Empfange der Kestner'schen Mittheilungen gefaßt, daß also die erste innere Conception der Dichtung schon dem Ende des Jahrs 1772 angehört. Aber wahrscheinlich trug er den Gedanken eine geraume Zeit im Stillen mit sich herum, ehe er die Feder dazu ansetzte. Daß

*) S. „Goethe und Werther", herausgeg von A. Kestner, S. 86 ff.

dieses jedoch erst 1774 nach der Vermählung von Maximiliane La Roche geschehen sei, steht nicht so fest, als Düntzer in seinen Studien zu Goethe's Werken es (S. 114) behauptet. Um die Mitte Juni 1773 meldete Goethe an Kestner: „Und so träume ich denn und gängle durch's Leben, schreibe Dramata und Romane und dergleichen." Eine bestimmtere Hindeutung auf unsere Dichtung finden wir schon in einem Briefe an Kestner aus dem Juli 1773. Mit Beziehung auf den Götz heißt es darin: „Ich bin recht fleißig, und wenn's Glück gut ist, kriegt Ihr bald wieder was, auf eine andere Manier .... Heute vorm Jahr war's doch anders; ich wollte schwören; in dieser Stunde vorm Jahr saß ich bei Lotten. Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel*), zum Trutz Gottes und der Menschen. Ich weiß, was Lotte sagen wird, wenn sie's zu sehen kriegt, und ich weiß, was ich ihr antworten werde." Am 15. September 1773 vertraute er Kestner'n, daß das Gedicht „der Wanderer" in Wetzlar entstanden sei, und unter der Allegorie Lotte und ihn verhülle. „Ich hab' Euch immer," fügte er hinzu, „bei mir, wenn ich etwas schreibe. Jetzt arbeite ich einen Roman, es geht aber langsam." In einem andern Briefe an Lotte, von dem der Herausgeber freilich nicht wußte, ob er ihn dem Jahr 1773 oder dem Jahre 1774 zutheilen sollte (er hat ihn zwischen beiden Jahrgängen eingereiht), heißt es: „Liebe Lotte, es fällt mir den Augenblick so ein, daß ich lange einen Brief von Dir habe, auf den ich nicht antwortete. Das macht, Du bist diese ganze Zeit, vielleicht mehr als jemals, in, cum et sub (laß Dir das von Deinem gnädigen Herrn erklären) mit mir gewesen. Ich lasse es ehestens drucken — es wird gut, meine Beste." Hierzu kommt, daß Frau Jacobi am 6. November 1773 an Goethe schrieb: „Ueber Ihren mir zugeschickten Roman freue ich mich herzlich." Der Zusatz „er hat mich amüsirt" läßt freilich nicht gleich an Werther denken, ließe sich aber, bei der Annahme einer Beziehung auf denselben, daraus erklären, daß es die ersten Bogen des Romans sein mochten,

---

*) Goethe will damit nicht sagen: zum Drama, sondern zur Scha[u] für die Menschen, und zum Trutz Aller, die sich daran ärgern mögen.

worin sich Werther's tragisches Schicksal noch nicht entwickelt. Wie dem auch sein mag, so bleibt es wahrscheinlich, daß unser Roman, wie ich bereits in der ersten Auflage dieser Schrift angenommen habe, zum Theil wenigstens im Jahr 1773 abgefaßt worden; und auf Goethe's Behauptung, ihn auf Einen Guß in vier Wochen geschrieben zu haben, möchte nicht viel zu geben sein. Die Nachricht, welche Merck seiner Gattin am 14. Februar 1774 gab, daß Goethe, von dem Erfolge seines Götz berauscht, jetzt ganz in neuen Compositionen lebe (»il n'existe que dans les compositions qu'il prépare pour le public«), dürfte nicht sowohl auf Werther, als auf jene projectirten dramatischen Stücke zu beziehen sein, worin Goethe, gleich nach Vollendung des Götz, „sich von diesem Wendepunkt der deutschen Geschichte vor- und rückwärts zu bewegen und die Hauptereignisse in gleichem Sinne zu bearbeiten" suchte. Den Roman aber mußte Merck damals wohl schon gelesen oder gehört haben; auch war schon die Zeit des Erscheinens vorläufig festgesetzt; denn er schreibt an seine Gattin: »Je prévois qu'un roman, qui paraîtra de lui à pâques, sera aussi bien reçu que son drame.«

Immerhin ist es aber möglich und selbst wahrscheinlich, daß Goethe nach der Vermählung von Maximiliane La Roche das Ganze noch einmal überarbeitet, und aus dem neuangeknüpften Verhältnisse noch Einiges eingewebt habe; und diese schließliche Redaction der ersten Ausgabe mochte etwa in den März 1774 fallen, wo er an Kestner schrieb: „Die Max La Roche ist hierher verheirathet, und das macht einem das Leben noch erträglich, wenn anders dran etwas erträglich zu machen ist. Wie oft ich bei Euch bin, heißt das in Zeiten der Vergangenheit, werdet Ihr vielleicht ehestens ein Document zu Gesichte kriegen." Weiterhin in den Briefen an Kestner ist von dem Roman als einem bereits fertigen die Rede. So schrieb er im Mai: „Ich sehe sie (Lotte'n) immer noch, wie ich sie verlassen habe, daher ich auch weder Dich als Ehemann kenne, noch irgend ein ander Verhältniß als das alte, — und sodann, bei einer gewissen Gelegenheit, fremde Leidenschaften aufgeflickt und ausgeführt habe, daran ich Euch warne, Euch nicht zu stoßen," — und in

ndern Briefe desselben Monats: „Adieu, ihr Menschen, die
ebe, daß ich auch der träumerischen Darstellung des Unglücks
Freundes die Fülle unserer Liebe borgen und anpassen mußte."
man erschien nicht, der anfänglichen Absicht gemäß, zu
Erst im September schickte er ein Exemplar an Kestner; und
ziger Messe brachte ihn um jene Zeit ins Publikum. Viel-
tte ihn die Besorgniß, daß Kestner und Lotte an dem Buche
nehmen würden, die Veröffentlichung hinausschieben lassen.
oethe sagt in einem Briefe an Lavater (den 26. April 1774),
der Geschichte Jerusalem's seine Empfindungen geliehen, und
e es ein wunderbares Ganze. Richtiger könnte man noch
r habe die Fabel aus eigenen Erlebnissen und der Geschichte
m's zusammengeschmolzen, und das Ganze mit seinen Em-
en und Gedanken beseelt. Während im ersten Buche das
s Verfassers in Wetzlar vorherrschend zu Grunde gelegt ist,
das factische Gerüst des zweiten Buches zum guten Theile
Schicksalen Jerusalem's. Freilich fehlt es in beiden Thei-
nicht an mehrfachen Abweichungen von den wirklichen Um-
und dem thatsächlichen Verlauf; und diese Abweichungen
heils durch dichterische Zwecke bedingt, theils flossen sie wohl
s dem Bestreben, die copirten Figuren und Verhältnisse
ränderung einzelner Züge unkenntlich zu machen. So läßt
im Roman den Amtmann auf einem fürstlichen Jagdhofe
lb Stunden von der Stadt wohnen, während das deutsche
ie Wohnung des Amtmanns Buff, in Wetzlar lag. Albert
eit, wo Werther Lotten's Bekanntschaft macht, abwesend,

vom 7. November 1774, hätte Goethe darin seine Lo
schildern sollen, daß sie viel zu klug und zu delicat wa
einmal so weit kommen zu lassen, als im ersten Theil
doch gab er zu, daß im Ganzen Lottens Portrait das
sei, so wie auch Werther viel von Goethe's Charakter u
habe; Albert aber hätte ein wenig wärmer sein müssen,
Original zu gleichen. — Es begegnet uns hier eine wund
kehrung des gewöhnlichen Verhältnisses von Dichtung un
keit zu einander. Sind in der Regel die aus der Wir
nommenen Charaktere in der Dichtung veredelt und ideal
sich Goethe hier genöthigt, wie seinen eigenen Charakt
die von Kestner und Lotte, tiefer zu stellen, um die poet
scheinlichkeit zu retten. Er selbst hatte Werther's See
wie sie im ersten Buche geschildert werden, durchgelebt,
eine zu kräftige und gesunde Natur, um wie Werther un
er besaß, besonders in seinem poetischen Talent, eine u
Wiederherstellungskraft. Aber auch Kestner's und Lott
adel hatten wesentlich dazu beigetragen, ihm den Sie
selbst zu erleichtern; und so rückte er denn im Roman all
raktere tiefer hinab, damit es möglich würde, aus seinen
salem's Erlebnissen ein Ganzes zu bilden.

Goethe stand, ebensowenig wie Kestner, mit dem u
jungen Manne zu Wetzlar in einem nähern Verhältnisse;
nur bisweilen bei Freunden. „Der arme Junge!" sch
auf die Nachricht von seinem Tode an Kestner, „wenn ic
vom Spaziergange, und er mir begegnete hinaus im M
sagte ich: er ist verliebt. Gott weiß, die Einsamkeit h
untergraben und —. Seit sieben Jahren *) kenn' ich i
ich habe wenig mit ihm geredet; bei meiner Abreise na
ein Buch mit, das will ich behalten und sein gedenken,

*) Der Herausgeber der Schrift „Goethe und Werther" be
„Es ist uns nicht bekannt, daß Er den Jerusalem in frühern J
habe. Sollten etwa sieben Monate gemeint sein?' Schwerlich, d
ist eine etwas zu lange Zeit für den Aufenthalt in Wetzlar; wi
Goethe und Jerusalem zusammen in Leipzig gewesen sein.

lebe*)." Er schildert ihn als einen hübschen, blonden, blauäugigen Jüngling von weichen, ruhigen Zügen und mehr rundem, als länglichem Gesicht, wohlgebaut und mittlerer Größe. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider, und Stiefel mit braunen Stolpen. Seine Aeußerungen waren mäßig und wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Antheil; besonders liebte er Zeichnungen und Skizzen, worin man einzelnen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Nach Kestner las er sehr viele Romane, und von den Trauerspielen gerade die tragischsten am liebsten; auch liebte er philosophische Schriftsteller, besonders Leibnitz und Mendelssohn's Phädon, und grübelte darüber viel. Er schrieb selbst einige philosophische Aufsätze, die Lessing 1776 mit Zusätzen und einem Vorwort herausgab, worin es unter Anderm heißt: „Seine Laufbahn war kurz, sein Leben schnell; doch lange leben ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist, so waren seiner Jahre nur für uns zu wenig. — Der junge Mensch, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn."

Jerusalem war im September 1771 als Braunschweig-wolfenbüttel'scher Gesandtschaftssecretair nach Wetzlar gekommen und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode gegen Ende October 1772. An jenem Ritterwesen und Mummenspiele nahm er keinen Antheil, sondern lebte sich und seinem Sinnen und Träumen. Er besuchte häufig das Haus des Geheim-Secretairs H... von der pfälzischen Gesandtschaft und faßte eine entschiedene Leidenschaft für die Gattin seines Freundes. Nach den Nachrichten Kestner's verbot dieser ihm zuletzt, auf das Verlangen der Gattin, den fernern Besuch des Hauses; und dieß gab ohne Zweifel den Ausschlag zur Ausführung des Selbst-

---

*) Goethe hat Wort gehalten. Noch nach fünfzig Jahren widmete er dem „vielbeweinten Schatten" in der Trilogie der Leidenschaft ein tiefempfundenes Gedicht.

mordes. Die „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther“ leitet dagegen die Motive seiner letzten That nicht sowohl aus leidenschaftlicher Liebe, als aus Ehrbegierde und den Verdrießlichkeiten her, die ihm sein Beruf und das Verhältniß zu einem störrischen Vorgesetzten (dem braunschweigischen Gesandten Höffler) bereiteten; und auch Kestner räumt ein, daß diese, nebst Jerusalem's Hang zur Einsamkeit, mitgewirkt haben können, den schrecklichen Entschluß zur Reife zu bringen. Er hatte sich schon lange mit dem Gedanken des Selbstmordes beschäftigt und dessen Rechtmäßigkeit bei mehreren Gelegenheiten zu vertheidigen gesucht. Der im zweiten Buche, im Briefe vom 15. März, erzählte Vorfall ereignete sich, nach der „Berichtigung“, bei dem Präsidenten Grafen von B. (Bassenheim), gleich nach Jerusalem's Ankunft zu Wetzlar, unter etwas abweichenden Umständen. In der Darstellung des Selbstmordes folgte, wie sich jetzt aus der Schrift „Goethe und Werther“ zeigt, der Dichter genau dem Berichte Kestner's; und so wurde dieser, ohne es zu ahnen, Mitarbeiter an einem Werke, dessen Erscheinen ihn auf's tiefste kränken sollte. Einzelne Stellen sind aus seinen Nachrichten wörtlich in den Roman aufgenommen worden; auch das Schlußwort: „kein Geistlicher hat ihn begleitet.“ Kestner's Pistolen haben wirklich als Werkzeug des Selbstmordes gedient; ein Facsimile des Billets, worin er sie von Kestner verlangte, ist in der Schrift „Goethe und Werther“ mitgetheit; Goethe hat auch dieses Billet für den Roman benutzt.

So finden wir in dem Kunstwerk Wahrheit und Dichtung, fremde und eigene Erlebnisse, allgemeine Zeitstimmungen und individuelle Gefühle zu einem Ganzen verbunden; aber die Verschmelzung ist so innig, daß kaum irgendwo eine Spur von Heterogenität zu bemerken ist. Ueberhaupt gehört diese Dichtung in Beziehung auf Darstellungskunst zu den Meisterwerken ersten Ranges, obwohl ihr weder eine complicirte, kunstreich durchgeführte Handlung zu Grunde gelegt ist, noch eine Fülle mannichfaltiger Charaktere sich darin ausbreitet. Für Beides war in dem Werke kein Raum, weil es Schilderung einer Seelenstimmung, ein psychologisches Gemälde sein sollte. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann man die Production nicht genug bewundern; je näher man sie analysirt, desto

aunt man, wie ein Werk, das auf den ersten Blick ein blo-
iß des feurigsten Gefühls, der jugendlichsten Einbildungs-
'ein scheint, sich zugleich als eine weise berechnete Schöpfung
:nden Künstlerverstandes darstellt. Der Fortschritt ist höchst
, die retardirenden, wie die beschleunigenden Motive sind
'irksam und klug vertheilt; kein Stadium jener allgemeinen
mmung und der besondern Leidenschaft der Liebe, die aus
jöchste Kraft schöpft, so wie sie umgekehrt zu ihrer Steige-
d Zeitigung gereicht, ist übersprungen; wir sehen ein Ge-
ırch hundert kleine Stufen hindurch, in unheilbare, ver-
Leidenschaft und Verwirrung gerathen, aus der es sich nur
ı Tod zu retten weiß.
nn wir sagten, daß für einen großen Reichthum verschie-
r Charaktere sich in dem Werke kein Raum darbot, so ist
anzuerkennen, daß die wenigen Hauptcharaktere mit desto
Sorgfalt ausgeführt sind; und zwar ist der erste derselben,
r, durchaus nicht als ein stehender und fertiger, sondern,
terisch, als ein werdender und wachsender, in steter Ent-
begriffener dargestellt. Goethe charakterisirt ihn selbst in
iefe an Schönborn als „einen jungen Menschen, der, mit
:n, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich
mende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt,
etzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, beson-
endlose Liebe, sich eine Kugel vor den Kopf schießt." Es
sich in ihm ein Charakter vor uns, dem, wie Gervinus
ıd skizzirt, „alles Bestehende Hinderniß und Schranke ist."
ı der Kunst der Regel spottet, so auch in der bürgerlichen
ft, welche die Natur in uns zerstöre und nichts als Anstän-
ıfür biete. Collegien und Aemter scheinen ihm den Men-
zu vernichten, und an seiner Stelle nur Philister und
nner zu bilden; die Gesetze sind ihm kaltblütige Pedanten;

sen gelernt, warum man alle außerordentlichen Menschen von je
für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Ein sol
Mensch bekriegt alle Welt und verzärtelt nur sein eigenes Herz; le
ihm ganz zu Gefallen, und verübelt sich's nicht, weil ein Gef
des Menschlichen in diesem Herzen schlägt; er wendet sich von d
Erwachsenen weg zu den Kindern, die ihm nicht wehe thun, von d
Menschen zur Natur, die ihm nicht widerspricht, von der Wirklichk
weg zur Dichtung, und innerhalb der Dichtung von der bewegt
Welt des Homer zu den formlosen, schwermüthigen Schatten O
sian's; über Klopstock und Kleist begegnet seine Seele einem glei
gestimmten Wesen, das ihm die Verhältnisse entziehen; an Entbe
ren ist er nicht gewöhnt, an einen Vertrag, das Band des Lebe
nicht einseitig aufzulösen, kann der Feind des Lebens nicht glaube
Er wird ein Raub der Empfindung, die mit einer Gluth und Wa
heit geschildert ist, daß wir nie ohne Seelenbewegung der Entf
tung dieses Charakters folgen werden, der die Marionetten
Grandison und in der Heloise in gewaltigen Schatten warf."

Ihm steht contrastirend gegenüber der Charakter **Albert**
Seine Gesetztheit, Fassung und Mässigung bilden einen starken G
gensatz zu der Erregtheit und den Maßlosigkeiten Werther's. Er i
ohne darum kalt und gefühllos zu sein, frei von der düstern Schw
muth, der zerfließenden Weichheit, dem schmerzhaften Naturgefüh
der Selbstquälerei mit gemachter oder wenigstens durch Grübeln g
steigerter Empfindung, kurz von der psychischen Krankheit der Ze
woran Werther leidet. Ohne den Sinn für höhere Gemüthsford
rungen, für edlere Geistesbildung ganz zu entbehren, weiß er s
in die Ansprüche des Lebens, in die Pflichten des Amtes, in d
Convenienzen der Gesellschaft mit Geduld zu fügen. Scheint es hie
nach nun, als ob er, als der geistig Gesunde, dem Bilde des ps
chisch Kranken zur Folie dienen sollte, so ist doch nicht zu verkenne
daß das Gleichgewicht seiner Seele eher die Folge einer gewiss
Schwäche der Empfindung und der Phantasie, als einer stark
Willenskraft und Selbstüberwindung ist. Wo nur ohnmächti
Feinde sind, da ist der Sieg leicht und nicht ruhmvoll. Albert e
scheint als ein wohlgerathener Zögling der damaligen Gesellsch
mit ihren geistlosen und verknöcherten Formen, die ihm unverkenn

etwas von dem Gepräge der Philisterei und Pedanterei aufgedrückt hat.

Zwischen ihm und Werther in der schönen Mitte steht Lotte. Sie vereinigt Tiefe und Reizbarkeit des Gefühles mit Selbstbeherrschung, reiche Fülle des Geistes und Herzens mit schönem Maße. In mancher Hinsicht gleicht sie der Heldin in dem epischen Gedicht Hermann und Dorothea, dessen Held dagegen ein ächter Anti-Werther ist. Es gewährt einen hohen Genuß, die Kunst des Dichters in der Entfaltung dieses Charakters zu verfolgen. Gleich in dem Briefe vom 16. Junius, wo wir zuerst Lottens Bekanntschaft machen, werden uns für ihr Körper- und Geistesbild so feste und prägnante Grundzüge gegeben, daß weiterhin nun eine deutliche Gestalt vor unserer Seele steht. In Beziehung auf ihr körperliches Bild befolgt der Dichter die Regeln, die alle großen poetischen Gestaltenmaler, wenn auch unbewußt und bloß von genialem Instinct geleitet, angewandt haben. Zuerst prädisponirt er Werther's, und zugleich des Lesers Phantasie: „Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennen lernen, sagte mir meine Gesellschafterin, da wir durch den weiten, schön ausgehauenen Wald fuhren. Nehmen Sie sich in Acht, versetzte die Base, daß Sie sich nicht verlieben u. s. w." Dann kommt die genaue Bezeichnung des Locales, die glücklich gewählte Umgebung unserer Einbildungskraft zu Hilfe; sie erscheint im Vorsaal als ruhig hervorragende Gestalt unter den wimmelnden Kleinen, in einfach schöner Tracht. Darauf setzt der Dichter sie in Bewegung; sie holt Handschuh und Fächer und zeigt sich in ihrer leichten Behendigkeit, in ihrer ganzen gefälligen Art zu sein. Weiter malt uns der Dichter ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit in dem plötzlichen Eindrucke, den sie auf Werther macht; er weidet sich an den schwarzen Augen, den blühenden Lippen, den frischen, munteren Wangen. Solche speciellere schildernde Züge sind wie absichtslos und mit großer Sparsamkeit eingeflochten, um der Phantasie des Lesers freiern Spielraum zu lassen. Ebenso kunstreich wird gleich in dem Briefe vom 16. Juni ihr Charakterbild skizzirt. Erst spiegelt sich allgemein und unbestimmt der Werth und die Schönheit ihres Charakters in der Wirkung ab, die sich in Werther's Aufregung schon zu Anfange des Briefes kund gibt. Dann läßt der Dichter unmittelbar

die anmuthige, leichte und gefällige Seite ihres Wesens hervortreten und zeigt sie zugleich, wie Dorotheen, in liebevoller Geschäftigkeit, wobei ihr der Umstand, daß sie die Geschäfte der Mutter übt, eine gewisse Würde gibt. Der Eindruck, den sie auf die Kinder macht, ist das zuverlässigste Zeugniß für ihre Herzensgüte, das bestgewählte Mittel einer indirecten Darstellung ihres Charakters, weil die Kinder fein fühlen und wahr sind im Ausdrucke ihrer Zuneigung und Abneigung. Und nun werden sogleich die zwei Hauptseiten ihres Wesens hervorgekehrt: einmal ihr reiches Gefühl, die Fülle ihres Gemüthes, der ideale Zug ihres Herzens, wodurch sie Werther'n verwandt ist, und dann ihre harmonisch beglückte Natur, die Zufriedenheit mit ihrem engen Dasein, ihre kindliche Theilnahme an den Freuden und Genüssen des Augenblickes, worin Werther ihr so wenig gleicht. Sie denkt nicht daran, sich vor anderen Mädchen auszuzeichnen, sie schwatzt mit ihnen über Kleider und Hüte, sie liebt leidenschaftlich, wie sie, den Tanz. Dagegen läßt der Dichter am Schlusse des Briefes, wo sie und Werther am Fenster stehen, und in die Gewitterlandschaft hinausschauen, ihr Charakterbild idealisch aufstrahlen; höchst glücklich ist das Klopstock'sche Gedicht benutzt, um mit Einem Schlage eine mächtige Wirkung zu erzielen.

Wir müssen darauf verzichten, die bewunderungswürdige Charakteristik Lotten's weiter zu verfolgen, so wie auch die Kunst zu betrachten, womit die Localitäten vergegenwärtigt, und Jahreszeiten, Landschaftbilder und Natur überhaupt als Hintergrund und Folien der Dichtung behandelt sind. Nur über Form und Styl derselben im engern Sinne seien uns noch ein paar Worte erlaubt. Wie das Werk mitten in einer Reihe dramatischer Productionen entstanden ist, so nähert es sich auch in seiner Darstellungsart der dramatischen Gattung; denn der Briefwechsel hat, wenn er lebhaft geführt wird, mit dem Dialog eine innige Verwandtschaft. Der Verfasser erzählt uns selbst in Wahrheit und Dichtung von einer Eigenheit, die ihn sogar das einsame Selbstgespräch zum Zwiegespräche umbilden ließ. Gewöhnt, seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das stille Denken zur geselligen Unterhaltung, indem er irgend *eine* Person seiner Bekanntschaft, meist solche, die mehr empfänglicher, als ausgebender Natur waren, im Geiste zu sich rief, und

mit ihnen einen ideellen Dialog anknüpfte. Mit einem Gespräche dieser Art sind die Werther'schen Briefe fast identischer Natur; und eine angemessenere Form läßt sich kaum für die Herzensergüsse eines in seinen Gefühlen verstockten Lebensüberdrüssigen ersinnen, dem jede heitere Gesellschaft zuwider, jeder frohe Lebensgenuß Anderer ein peinlicher Vorwurf, jeder rasche Widerspruch und Tadel unerträglich sind. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche die epistolarische Form in der Regel bei Romanen verursacht, traten hier weniger hervor, wo nicht sowohl ein Verlauf äußerer Begebenheiten, als die verschiedenen Phasen eines Gemüthszustandes darzustellen waren.

Die ungemeine Frische des Styls, die seelenvolle Lebendigkeit der Sprache, der wechselnde Reiz der Darstellung erklärt sich nun zum Theil daraus, daß, wie Goethe selbst bekennt, der Inhalt der Werther'schen Briefe erst in solchen ideellen Unterhaltungen mit mehreren Individuen durchgesprochen wurde, ehe er in der schriftlichen Abfassung an einen Freund und Theilnehmer gerichtet ward. Eine so natürliche und hinreißende, so von Wärme und Leben pulsirende Prosa war bis dahin nicht, und ist auch vielleicht seitdem nicht wieder in deutscher Sprache geschrieben worden. Vermißt man bei anderen erzählenden Productionen Goethe's bisweilen die Gleichmäßigkeit der Darstellung, so ist hier Alles Ein Geist, Ein Feuer, Eine Haltung des Ganzen, was sich freilich auch leichter, als etwa in Wilhelm Meister erreichen ließ, weil der Umfang des Werkes kleiner war und die volle, reife Frucht rasch vom Baume abgeschüttelt werden konnte. An einzelnen Stellen erhebt sich Sprache und Darstellung zur höchsten Sphäre der Poesie. So werden namentlich die beiden Landschaften im Werther, musikalisch und plastisch zugleich, wie Jean Paul sagt, „als ein Doppelstern und Doppelchor durch alle Zeiten glänzen und klingen."

Bei solcher Macht der Darstellung und der nahen Beziehung des Stoffes zu den herrschenden Gefühlen der Zeit begreift sich denn auch die ungeheure Wirkung, die das kleine Werkchen hervorbrachte. Schon vor der Veröffentlichung durch den Druck richtete es Verwirrung unter Goethe's näheren Freunden an, denen er es im Manuscript mittheilte. Fühlte er sich selbst nach der Abfassung, wie nach

einer Generalbeichte, leicht und frei und wie zu einem neuen
berechtigt, weil er die Wirklichkeit zur Poesie verklärt hat
glaubten sie umgekehrt die Poesie in Wirklichkeit verwandel
den Roman nachspielen zu müssen, und weckten und steigerten d
die Krankheit, deren Keim schon in ihnen lag. Dasselbe wiede
sich, nach der Herausgabe der Schrift, in weiteren und we
Kreisen: alle Welt wurde von dem „Wertherfieber" ergriffe
Schrift und Bild wanderten Werther und Lotte durch ganz Eu
bis nach China hin; mit leidenschaftlichem Eifer suchte man d
storische Grundlage des Romanes zu ermitteln, der junge Jeru
ward wie ein Heiliger verehrt, und noch heut zu Tage pilgern
quiensüchtige Engländer nach einem Erdhaufen, den ein specul
Wirth bei Wetzlar in seinem Garten als „Werther's Grab" b
zeichnen lassen*).

Zur Erklärung und Entschuldigung dieser krankhaften sto
gen Theilnahme des Publikums an dem Werke muß man ges
daß es freilich auch nur eine Krankheit der Zeit und nich
Heilung darstellt. Ist es wahr, daß ein ächtes Dichterwerk
die Achilleus-Lanze, die Wunden heilen muß, die es schlug, s
sprechen Werther's Leiden nicht in jeder Beziehung vollkommen
Begriffe eines wahrhaft poetischen Kunstwerkes. Wir sehen
wie ein edles Gemüth von einer verzehrenden Leidenschaft meh
mehr umstrickt wird, zwar nicht ganz ohne Kampf, und über d
Kampfe zeigen sich uns allerdings schöne Seiten des Geistes
Herzens; allein der Widerstreit ist doch zu schwach, um einen
benden Eindruck zu machen; und die Katastrophe wirkt vollends
derbeugend. Werther reißt sich vom Leben los, nicht etwa um
Geliebte aus unlöslichen Verwickelungen zu retten, sondern wei
sein Zustand unerträglich geworden. Ebenso wenig als ein S
mord, um physischen Leiden zu entgehen, im Drama oder Ro
behandelt werden dürfte, ebenso wenig eignet sich dazu ein S
mord, der psychische Schmerzen abschneiden soll. Man könnte
gegen einwenden, daß, wenn auch nicht im Hauptcharakter eine
nigung der Leidenschaft vor sich gehe, der Roman im Ganzen

*) Vilmar, S. 551.

Wirkung hervorbringe, indem er Albert und Lotte dem Werther
verstellt. Allein da Werther das Interesse zu vorherrschend
concentrirt, da der Dichter selbst mit dem Haupthelden und
Grundsätzen zu sympathisiren scheint, so stellt sich sein Werk
That beinahe als eine Apologie der Naturgewalt, als ein
gegen die menschliche Willenskraft dar. Auch das müssen
Gunsten Goethe's einräumen, daß sein Werk die Heilung je-
itkrankheit vorbereitete, es verwandelte das schleichende,
he Wertherfieber in ein acutes und beschleunigte die Krisis;
ie nächste Wirkung war immer doch eine Steigerung der
eit.

Schon Lessing war der Ansicht, wenn ein so warmes Product
ehr Unheil, als Gutes stiften solle, so müsse es noch eine
kalte Schlußrede haben, ein paar Winke, wie ein anderer
ng, dem die Natur einen Werther'schen Charakter gegeben
sich vor einem gleichen Schicksal bewahren könne. Goethe
selbst, nach einem von Schöll veröffentlichten Blatte zu ur-
, ursprünglich die Absicht gehabt zu haben, im Vorwort einige
der Warnung an den Leser zu richten. „Schöpfe nicht nur
ge Linderung aus seinen Leiden," heißt es im Entwurf, „laß,
u es liesest, nicht den Hang zu einem unthätigen Mißmuth
sich vermehren, sondern ermanne dich, und laß dir dieses
n einen tröstenden, warnenden Freund sein, wenn du aus
l oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst, dem du
en magst u. s. w." Statt dessen brachte die erste Ausgabe
s kurze, leicht mißzuverstehende Vorwort, worin der Dichter
Bewunderung und Liebe" spricht, die man „dem Geist und
akter" Werther's nicht versagen könne. Erst der zweiten
be waren einige Verse vorangeschickt, die mit der Mahnung
n:

> Sieh, dir winkt sein Geist aus jener Höhle,'
> Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

In der neuen, im Jahre 1787 erschienenen Bearbeitung des
ns, worauf wir später zurückkommen werden, fielen diese Verse
weg.

Es konnte nicht fehlen, daß Werther's Leiden, bei mannichfacher enthusiastischer Anerkennung, auch vielseitigen Widerspruch hervorriefen *), wie denn namentlich Nicolai mit seinen „Freuden des jungen Werther's" dagegen auftrat. Goethe, der über die Schrift nur aus ferner Erinnerung urtheilte, — denn sie war ihm seitdem nie wieder unter Augen gekommen, — bezeichnet sie treffend als ein „aus roher Hausleinwand zugeschnittenes Machwerk"; allein sie hat ohne Zweifel das Ihrige dazu beigetragen, der grassirenden Sentimentalität zu steuern. Bei Manchem mochten doch Stellen, wie die folgende, nicht ohne Anklang bleiben: „Werther hatte, seit er an der Mutter Brust lag, die Wohlthaten der Gesellschaft genossen, er war ihr dagegen Pflichten schuldig. Sich ihnen entziehen war Undank und Laster; sie ausüben würde Tugend und Beruhigung gewesen sein. Selbst nachdem er schon die hoffnungslosen Todesbriefe geschrieben hatte, selbst da noch, hätt' er gedacht, daß er Sohn, Bürger, Vater, Hausvater, Freund sein könnte und sein müßte, so konnte noch Trost und Zufriedenheit von vielen Seiten her auf seine bedrängte Seele fließen, wenn er nicht mit einem Stoße die Thüre zuwarf." Die Schrift enthält „voran und zuletzt ein Gespräch" über Goethe's Roman; den Kern derselben bilden „die Freuden des jungen Werther's", worin die Katastrophe der Goethe'schen Dichtung so abgeändert wird, daß daraus, wie Goethe sagt, zwar ein schmutziger Spectakel entsteht, aber die Sache doch zu Jedermanns Zufriedenheit endigt. Dann folgen noch zwei Abschnitte: „Leiden und Freuden Werther's des Mannes," worin Werther noch manche Prüfungen erleben muß, sogar für einige Zeit eine Scheidung von Lotte, bis wir ihn zuletzt als glücklichen Hausbesitzer, Gatten und Vater, gemäßigt in seinen Lebensansprüchen und mit einem bescheidenen Loose begnügt, verlassen.

So wenig Goethe übrigens von der Kritik Notiz nahm **), so

---

*) Eine lange Reihe durch Werther veranlaßter Schriften, die bis zum zweiten Viertel unsers Jahrhunderts reicht, hat Boas in seinen Nachträgen zu Goethe's Werken (I, 229 ff.) verzeichnet. Vergleiche ferner Studien zu Goethe's Werken von H. Düntzer (S. 183 ff.) und Lewes' Leben Goethe's. Wir glauben den Leser damit verschonen zu müssen.

**) Nach einem Briefe von F. Jacobi an Wieland (vom 22. März 1775)

hn doch Nicolai's Angriff etwas näher berührt zu haben.
ns verfaßte er „zur stillen und unverfänglichen Rache" ein
dicht: Nicolai auf Werther's Grabe. Goethe erklärt
heit und Dichtung, es lasse sich nicht mittheilen; dennoch
on Böas in seinen Nachträgen zu Goethe's Werken *) an's
ogen worden. Mit cynischer Derbheit, die aber nicht über
heit gewisser Stellen in den Fastnachtspielen oder im Götz
geht, geißelt es Nicolai's philisterhaft beschränkte Sinnes-
uch schrieb er noch gegen den unberufenen Kritiker einen pro-
Dialog zwischen Lotte und Werther, der verloren gegan-
m Hauptinhalte nach aber in Wahrheit und Dichtung skiz-
*).
ie Werther's Leiden, so fällt auch die Farce „Götter, Hel-
d Wieland" spätestens in das erste Viertel des Jahrs
In einem Briefe ohne Datum an Johanna Fahlmer, der
Stelle, wo ihn der Herausgeber eingereiht hat, dem Ende
res 1773 angehören müßte, von Düntzer aber in den
oder März 1774 gesetzt wird, heißt es: „Ich muß Ihnen
gute Tante, daß ein gewisses Schand- und Frevelstück,
Helden und Wieland, durch öffentlichen Druck vor Kurzem
gemacht worden. Ich habe der Erste sein wollen, Sie da-
enachrichtigen, daß, wenn Sie etwa darüber mit dem Ver-
brechen Willens wären, Sie's de bonne grace thäten,
e weiter zu brummen und zu mutzen, ihm einen Tritt vor'n
ben und sagten: Schert Euch zum Teufel, ich habe nichts
s mehr mit Euch***!" In einem Briefe an Schönborn vom
1774 nennt er das Stück „ein schändlich Ding, worin er
en auf eine garstige Weise über seine moderne Mattherzigkeit
ellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt turlupi-

oethe an demselben Abend, wo er die Freuden Werther's erhielt, die
rwin und Elmire: „Ein Schauspiel für Götter ꝛc."
, S. 13. Vergleiche meinen Commentar zu Goethe's Gedichten. I,

Goethe's W. B. 22, S. 175.
Vgl. Goethe's Brief an Kestner, Mai 1774 (S. 206): „Mein gar-
gegen Wieland macht mehr Lärm, als ich gedacht u. s. w."

nire." Es verdankte seinen Ursprung dem oben erwähnten Kreise junger Männer. Als ächte oberrheinische Gesellen kannten sie in Neigung, wie in Abneigung, keine Grenzen, und so ging auch die Verehrung Shakspeare's bei ihnen bis zur Anbetung. Wie sehr sie nun auch Wieland als Dichter schätzten, so verdroß es sie doch auf's Aeußerste, daß er in den Noten zu seiner Uebersetzung des großen Briten Mancherlei auf eine launische, einseitige Weise getadelt. Außerdem hatte er das Vergehen begangen, sich gegen die Abgötter jenes Zirkels, gegen die Griechen, zu erklären. Daß er in seiner Alceste Helden und Halbgötter zu modernen Gestalten umgebildet, hätte man ihm vielleicht hingehen lassen; aber unverzeihlich schien es und einer Züchtigung werth, daß er in einer Reihe von Briefen im Merkur (Febr. u. März 1773) seine Behandlungsweise der antiken Fabeln allzu parteiisch hevorhob und die derbe gesunde Natur, die den Productionen der Alten zu Grunde liegt, nicht anerkennen wollte. Und so ward denn eines Sonntags Nachmittags, als man eben diese Beschwerden leidenschaftlich durchgesprochen hatte, unser Dichter von der in der kleinen Societät herrschenden Wuth, Alles zu dramatisiren, plötzlich ergriffen, und schrieb, bei einer Flasche guten Burgunders, das ganze Stück in einer Sitzung nieder. Seine Genossen begrüßten es bei der Vorlesung mit großem Jubel, und das Manuscript ward sofort an Lenz nach Straßburg geschickt, der gleichfalls davon entzückt schien und sich vom Dichter die Erlaubniß zu erwirken wußte, es in Straßburg unter die Presse zu geben. Goethe erfuhr erst sechs Jahre nachher, von Friederike Brion, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten war, wodurch er ihm zu schaden gesucht hatte. Wieland benahm sich klug genug und empfahl in seinem Merkur „die kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze', der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und dann sich recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist."

Die Farce hat für uns noch ein besonderes Interesse, weil sie *den Geist*, der in dem kleinen Gesellschaftskreise herrschte, auf's Le*bendigste* veranschaulicht und die ästhetischen, moralischen und religi

sen Principien desselben unumwunden darlegt. Als Vertreter der Poetik der jungen Starkgeister erscheint Euripides, ihre sittlichen und religiösen Grundsätze verficht besonders Herkules. Euripides hält so wenig, wie der Verfasser des Götz, etwas auf das Talent, „ein Theaterstück so zu lenken und zu ründen, daß es sich sehen läßt.“ Er meint, bei Licht betrachtet, sei es nichts, als „eine Fähigkeit, nach Sitte und Theaterconventionen und nach und nach aufgeflickten Statuten, Natur und Wahrheit zu verschneiden und einzugleichen.“ Was die moderne Welt Tugend nennt, ist dem Herkules ein „Unding, wie alle Phantasie, die mit dem Gange der Welt nicht bestehen kann.“ Ein braver Kerl ist ihm, wer (wie Götz und Egmont und Goethe selbst) mittheilt, was er hat. Als die Cardinaltugend wird die Liebe gepriesen, Freude am Lebensgenuß Anderer, die Erweiterung des eigenen Daseins durch das Mitempfinden fremder Lebenslust. Selbstbeherrschung, Keuschheit, Friedsamkeit stehen nicht in dem Canon der jungen Titanen. Ein Halbgott kann, seiner Gottheit unbeschadet, auch mitunter ein Flegel sein und sich betrinken. Tugend und Religion zählt Herkules zu den phantastischen Wolkengebilden; „die überläßt ein gescheidter Mann dem Winde, der sie zusammengeführt hat, wieder zu verwehen.“ Das Christenthum nennt Euripides „eine Secte, die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger sein.“

War der Kreis junger Leute, der sich um Goethe versammelt hatte, mit seiner Leidenschaft Alles zu dramatisiren, der Ausführung größerer Compositionen hinderlich, so begünstigte er dafür um so mehr die Entstehung kleinerer dramatischen Arbeiten. „Ein einzelner, einfacher Vorfall“, berichtet Goethe selbst, „ein glücklich naives, ja albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten, rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfter in Versen.“ Dabei

habe man nun, berichtet Goethe weiter, die Gegenstände, Begebenheiten, Personen so gelassen, wie sie sich vorfanden, d. h. man habe sie nicht idealisirt, nicht ihrer individuellen Beziehungen entkleidet, sondern nur sie deutlich zu fassen und lebhaft abzubilden gesucht. Alles Urtheil, billigend oder mißbilligend, sollte sich vor den Augen des Zuschauers in lebendigen Formen bewegen. Solche Productionen, meint er, könne man belebte Sinngedichte nennen, die, ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet wären; und als eine Sammlung solcher Epigramme bezeichnet er das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Unter allen darin auftretenden Masken seien wirkliche Mitglieder der Societät, worin er sich damals bewegte, oder wenigstens ihr verbundene oder einigermaßen bekannte Personen gemeint.

Es möchte indessen bei den unzureichenden Nachrichten, die uns über die einzelnen Charaktere jenes Kreises zu Gebote stehen, schwer, ja unmöglich sein, die unter den Masken steckenden Personen herauszufinden; und wenn man sich das Jahrmarktsfest genauer ansieht, so kann man sich einiger Bedenken gegen die eben mitgetheilten Eröffnungen des Dichters nicht erwehren. Schwerlich möchten doch der Tyroler, der Bauer, der Nürnberger, die Tyrolerin, das Pfefferkuchenmädchen, der Wagenschmiermann, der Schweinmetzger und Ochsenhändler, der Zigeunerhauptmann und sein Bursche, der Citherspielbub, Marmotte, Ahasver, Esther, Haman, Mardochai sämmtlich als Masken von Mitgliedern jener Societät oder von Personen, die zu ihr in Beziehung standen, angesehen werden können; wenigstens sind nicht die Verhältnisse, die Personen gelassen, wie sie sich im Leben darboten, sondern das Ganze ist in ein phantastisches Licht gerückt, welches die individuellen Farben und Züge nicht hervortreten läßt, wie denn auch Goethe selbst sagt, der Sinn des Räthsels sei den meisten Betheiligten verborgen geblieben, alle hätten gelacht, aber nur wenige gewußt, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten. Vielmehr erscheint das Jahrmarktsfest, wenn man es unbefangen betrachtet, troß seines engen Rahmens und des kleinen Raumes, worauf es ausgeführt ist, als ein sehr *universelles* Gemälde, als ein mit kecken und flüchtigen Pinselstri-

en hingeworfenes mikrokosmisches Miniaturbild*). Es
das ganze große Spiel des Lebens, welches der Dichter in der
einen, anspruchlosen dramatischen Skizze uns vorführt. Die Haupt-
assen und Stände, die Haupthebel des gesellschaftlichen Lebens,
e Leidenschaften und Bedürfnisse, die es in Bewegung setzen, wer-
n uns veranschaulicht; und so erscheinen Personen wie Begeben-
eiten in dem „neu eröffneten moralisch-politischen Puppen-
iel“ als durchaus symbolisch.

Der Zusatz moralisch könnte aber leicht etwas Anderes er-
arten lassen, als man findet. Der Dichter betrachtet hier nicht
it sittlich bewegtem Antheil, sondern in humoristisch satyrischer
aune das Spiel des Lebens. In dieser Beziehung verdient das
Stück eine besondere Aufmerksamkeit. Vielleicht in keinem andern
einer komischen Dramen erscheint die Geistesfreiheit, die objective
Weltanschauung, welche den ächt komischen Dichter charakterisirt, in
olcher Reinheit wie im Jahrmarktsfest. In der Regel hat, wie
Ulrici**) richtig bemerkt hat, das Komische bei Goethe zu sehr den
Ernst und das Absichtliche der Satyre. „Jene harmlose, lustige,
herzende Stimmung, jene Shakespeare-Sterne'sche Laune, das
'ive la bagatelle!“ welche das Herz der komischen Lebensansicht
ildet, konnte bei ihm über dem lyrischen Ernst, dem regen Gefühl,
er tiefgemüthlichen Theilnahme, womit er die Welt betrachtete,
icht recht aufkommen. Daher wird seine Poesie, wo sie das Leben
on seinen komischen Seiten auffaßt, meist bestreitend und verspot-
nd; so im Pater Brey, im Satyros, im Prolog zu Bahrdt's
euesten Offenbarungen, im Groß-Cophta, im Bürgergeneral und
den Aufgeregten; ja im Triumph der Empfindsamkeit verhöhnt er
gar die von ihm selbst genährte Werther'sche Gefühlsschwärmerei.
ei Weitem humoristischer, harmloser und freier, als in all' diesen
tücken, ist nun die Satyre in unserm Jahrmarktsfeste, und dieses

*) Den Beweis dieser Behauptung, sowie eine Erläuterung des Einzelnen,
be ich in dem „Archiv für das Studium moderner Sprachen und Literaturen“
eft II, S. 351 ff.) zu geben gesucht.

**) Ueber Shakspeare's dramatische Kunst u. s. w. (Halle, 1839)
. 575.

erklärt sich am leichtesten aus der universalen Natur der Dichtu
Hier bildet weniger eine der besondern Verkehrtheiten, Thorheit
und Gebrechen der Zeit, wie sie dem Dichter in seinen eigenen V
hältnissen störend und widerwärtig entgegengetreten waren, als vi
mehr das ganze Treiben der Menschen den Gegenstand der Saty
wenn gleich der literarische Jahrmarkt und namentlich die Unna
des französischen Trauerspiels besonders in's Auge gefaßt sind.

Ursprünglich hatten die zwei Acte der im Stücke vorkomme
den Tragödie einen ganz andern Inhalt und eine andere Form
jetzt. In seiner ersten Gestalt nämlich, wie das Jahrmarktsfest
Jahre 1774 zu Frankfurt und Leipzig anonym erschien, waren
beiden Acte, wie alles Uebrige, in den kurzen Reimpaaren
Hans Sachsischen Schauspiele verfaßt. Der erste bezog sich auf
damalige Freigeisterei und Aufkläreri, der zweite geißelte die frö
melnden Lämmleinsbrüder, so daß das Jahrmarktsfest damals
Satyre gegen Bahrdt und den Pater Brey dem Inhalte nach in
vereinigte. Vielleicht eben weil in den genannten Stücken sich
Polemik der Tragödie wiederholte, hat Goethe diese Scenen spä
gänzlich umgeschmolzen.

Wie aber die letzterwähnten drei Productionen ursprünglich
einem Ideenkreise lagen, so sind sie auch wahrscheinlich bald n
einander entstanden und zwar zuerst das Stück von allgemeinerm I
halte, das Jahrmarktsfest. Nach einer Andeutung in einem Bri
der Frau Jacobi muß es schon vor dem Ende Octobers 1773 fer
gewesen sein. „Orgelum Orgeley Dudeldumdey," schrieb sie a
Düsseldorf den 6. Nov. an Goethe, „haben wir gestern einigen
angestimmt." Das nächste Stück mochte nun das bereits oben
sprochene Fastnachtsspiel vom Pater Brey sein, das er gegen En
des Jahres 1773 der Frau Jacobi in Aussicht stellte: „Ich ha
gar keine Zeit, meine Sinne zu sammeln, und habe dazu ein Stü
chen Arbeit angefangen, stricte für Sie und alle lieben Seel
die Ihnen gleichen, nicht zur Nahrung, doch hoff' ich zur E
götzung *). Auf Fastnacht könnt's anmarschiren, wenn die Ster

*) Man vergleiche damit den Zusatz beim Titel: „Zur Lehr, Nutz

nicht gar zu grob zuwider sind.“ Und am Sylvestertage 1773 bestätigt er das Versprechen: „Auf Fastnacht, bleibt's dabei, kommt was angefahren.“ Da aber nun, nach der Ankunft von Maximiliane La Roche, eine ganze Zeit lang „geschwärmt ward,“ so mochte sich die Vollendung des Stücks bis gegen Ostern hinziehen *).

Hatte er so die herrsch- und genußsüchtige pfäffische Frömmelei in einem besondern Stücke gezüchtigt, so drängte es ihn, auch andererseits den Dünkel eines seichten Rationalismus eigens zu strafen. Wir wissen, wie er einen Hauptvertreter dieser Richtung, den Dr. Carl Friedr. Bahrdt zu Gießen, bereis in den Recensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen angegriffen. Bahrdt, der anfangs ein Hyperorthodoxer, ein Schwärmer und Exorcist gewesen war, hatte sich allmälig bis in die kahlsten Höhen eines ganz nüchternen, gefühl- und phantasielosen Rationalismus verstiegen, wo er das Christenthum nur als eine Art von Moralreligion und seinen Stifter als einen ausgezeichneten Menschen, als einen Wohlthäter und Aufklärer der Gesellschaft ansah, mit dem er sich, neben Luther, Sokrates und Semler, ungefähr auf einer Linie glauben zu dürfen meinte **). Daher schleuderte Goethe gegen ihn den Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. C. Fr. Bahrt. Gießen, 1774. Bahrdt machte gute Miene zu dem bösen Spiel, besuchte Goethe'n, scheinbar höflich und zutraulich, scherzte über den Prolog und wünschte ein gutes Verhältniß. Der Kreis der geistreichen jungen Männer fuhr indeß fort, kein geselliges Fest zu begehen, „ohne mit stiller Schadenfreude sich der Eigenheiten zu erinnern, die sie an Andern bemerkt und glücklich dargestellt hatten.“ Viele dieser lustigen Productionen sind zerstoben und verloren gegangen; andere mußten als unmittheilbar zurückgehalten werden, die kleinsten bekennt Goethe unter die gemischten Gedichte gereiht zu haben; und dahin gehören vielleicht: „Den

---

Kurzweil gemeiner Christenheit, insonders Frauen und Jungfrauen zum güldenen Spiegel.“

*) Darauf deutet vielleicht der Zusatz beim Titel: „auch wohl zu tragiren nach Ostern.“

**) Gervinus V, 263 f.

Männern zu zeigen" ("Ach! ich war auch in diesem Falle") „Ein Gleichniß" („Ueber die Wiese, den Bach herab"), „Der Recensent" („Da hatt' ich einen Kerl zu Gast") und „Sprache" („Was-reich und arm"), die in der Ausgabe von 1780 den Schluß der vermischten Gedichte bilden.

Endlich bleibt uns hier noch einer größern dramatischen Production unsers Dichters, die, wenn sie auch nicht zu seinen Werken ersten Ranges gehört, doch jedenfalls ein schätzenswerther Beweis seines dramatischen und theatralischen Talentes ist, seines Clavigo zu gedenken. Den Anstoß dazu gab ihm jenes wöchentliche Gesellschaftskränzchen, worin man sich unter Andern mit dem „wunderlichen Mariagespiel" belustigte. Er brachte in dasselbe eines Abends, als frischeste literarische Novität, das erst im Januar 1774 geschriebene vierte Memoire des Beaumarchais mit, worin dieser eine „eclatante Ehrensache" mittheilt, die er vor zehn Jahren in Madrid gegen den Custos der Kronarchive Joseph Clavigo*) gehabt. Dieses Memoire, vielleicht das vorzüglichste von Beaumarchais in Hinsicht der Dialektik und des feinen Tones, welche darin herrschen, erwarb sich den Beifall der Gesellschaft und erregte in Goethe's lieber Ehehälfte den Wunsch, daß er den Gegenstand dramatisiren möchte. Er versprach, ihn über acht Tage als Theaterstück vorzulesen, und hielt Wort. Diese immerhin staunenswürdig rasche Entstehung des Dramas wird uns begreiflicher, wenn wir es mit seiner Quelle vergleichen. Goethe hielt sich im Ganzen sehr nahe an den überlieferten Stoff und änderte nur die Katastrophe. Es gelang in der Wirklichkeit dem Beaumarchais, seine wiederholt treulos verlassene Schwester dadurch an Clavigo zu rächen, daß er diesen aus seinem Amt brachte **). Unser Dichter wählte eine mehr

---

*) Im Spanischen wird der Name Clavijo geschrieben; Beaumarchais schreibt Clavico.

**) Professor Link berichtet über ihn in seiner Reise durch Frankreich, Spanien und Portugal: „Don Clavijo, der Aufseher des K. Naturaliencabinets, ist ein liebenswürdiger Alter ... Er weiß es, daß er auf der deutschen Bühne erscheint; aber er versteht die deutsche Sprache nicht. Weniger ist er bei uns wegen seiner großen Verdienste um die spanische Literatur bekannt. Seine Uebersetzung von Büffon's Naturgeschichte ist ein Meisterstück in ihrer

tragische Katastrophe, die er aus einer englischen Ballade entlehnt zu haben behauptet*), und ließ Clavigo an der Leiche der Geliebten durch Beaumarchais' Hand sterben. Im Uebrigen aber legte er das Memoire zu Grunde, und erlaubte sich sogar, nach Shakspeare's Vorgang, einen Haupttheil des Dramas daraus wörtlich zu entnehmen. In der Hauptscene des zweiten Actes ist von den Worten Beaumarchais' an: „Eine Gesellschaft gelehrter, würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben u. s. w." bis zu dessen Weggehen fast Alles eine ziemlich getreue Uebersetzung des Memoires. Nur ein paar Stellen dieser Scene sind nach Andeutungen der Quellenschrift weiter ausgeführt, so z. B. die Worte Clavigo's: „Kein Vorschlag in der Welt könnte mir erwünschter sein, meine Herren u. s. w." bis zu Ende, wofür es bei Beaumarchais heißt: „Er schien von diesem Antrage entzückt zu sein. Um meinen Mann besser kennen zu lernen, ließ ich ihn lange Zeit über die Vortheile sich verbreiten, welche den Nationen aus solchen Correspondenzen erwachsen dürften. Er liebäugelte mit mir und nahm einen huldvollen Ton an; er sprach wie ein Engel und strahlte gleichsam von Ruhm und Wonne. Mitten in seiner Freude fragte er mich endlich, was für Geschäfte mich nach Spanien geführt, und fügte hinzu, er würde sich sehr glücklich schätzen, mir darin von einigem Nutzen sein zu können."

Was die Charaktere des Dramas betrifft, so waren, von den vier Nebenrollen abgesehen, drei Personen: Beaumarchais, Marie und Clavigo in dem Memoire gegeben. Unter diesen führte der Dichter den Beaumarchais ganz so ein, wie er sich in seiner eigenen Schrift darstellt, kühn und entschlossen, feurig und heftig als Franzose, aber auch versöhnlich und edelmüthig. Auch Mariens Charakter und selbst ihr körperlicher Zustand sind in dem Memoire

---

Art; keine erreicht die Fülle und den Schwung des Originals in dem Maße, als diese; Don Clavijo ist Meister dieser Sprache, ungeachtet er von den canarischen Inseln gebürtig ist; er zeigt in Allem, sogar was neu in ihr ist, den feinsten Geschmack."

*) Nach Düntzer („Aus Herder's Nachlaß", I, S. 159 Anm.) ist sie aus einem deutschen Volksliede „Das Lied vom Herren und der Magd" (vgl. Wunderhorn I, 50) entnommen, welches zu den von Goethe an Herder übersandten Volksliedern gehörte.

angedeutet. In einem Briefe, den die ältere Schwester an den Vater Beaumarchais richtete, heißt es: „Die Reizbarkeit der gekränkten Schwester hat sie in einen tödtlichen Zustand versetzt, aus dem wir sie schwerlich zu erretten Hoffnung haben." Sie wird auch im Memoire als ein Mädchen voll Geist, Anmuth und Tugend dargestellt; Goethe gab ihr noch einen Anstrich deutscher Sentimentalität und läßt über Clavigo's erneuerte Treulosigkeit ihr Herz brechen. In die Rolle des Haupthelden hat der Dichter, wie sehr der dramatische Clavigo dem des Memoires auf den ersten Anblick gleichen mag, doch Vieles aus seinem Geist und Herzen und aus eigenen Lebenserfahrungen hineingetragen; und die Figur des Carlos endlich ist eine von ihm rein geschaffene, weßhalb wir diesen beiden Charakteren eine nähere Aufmerksamkeit widmen.

Goethe hat selbst darauf hingedeutet, daß in dem Clavigo eine Art poetischer Beichte liege *); die schlechte Figur, meint er, die Clavigo seiner Geliebten gegenüber spiele, möge wohl ein Resultat seiner reuigen Betrachtungen über das Verhältniß zu Friederiken gewesen sein. Indeß tritt hier derselbe Fall ein, wie in Werther's Leiden, daß der Dichter sich im Leben größer erweis't, als der nach ihm copirte Held in der Dichtung. Goethe und Clavigo geriethen in einen gleichen innern Conflict; aber während Goethe diesen Streit durch einen kräftigen Entschluß zur Entscheidung brachte, sehen wir Clavigo zwischen widerstrebenden Wünschen schwanken; er ist weder stark genug, den für recht gehaltenen Herzensdrang, der ihn zu Marien zurückkehren heißt, zu einem entschiedenen Siege zu bringen, noch ihn zu überwinden und selbstbewußt gegen ein höheres Recht zu opfern **). Wenn diese Charakterschwäche, die Goethe seinem Helden beilegte, ihm die Neigung des Lesers entfremden könnte, so hat er ihm dagegen eine liebenswürdige Persönlichkeit geliehen, welche einen mächtigen Zauber auf seine Umgebung ausübt und ihm von Seiten der Zuschauer ein lebhaftes Mitleid über sein Schicksal sichert. Gerade die „Schwäche und Halbheit, die ihn sittlich herabsetzen und als deren Opfer er mit

*) S. Goethe's W., Bd. 22, S. 90.
**) Rötscher, Cyklus dramat. Charaktere, 2. Thl. S. 211.

Recht fällt, geben seiner Persönlichkeit zugleich eine gewisse Weichheit und etwas Anschmiegendes, wodurch er die Herzen gewinnt, da seiner Elasticität der Empfindung eine gleiche Elasticität des Geistes entspricht, ein lebhaftes Ergreifen geistiger Interessen und eine Kunst, dem Empfundenen auch stets eine edle Hülle zu geben *)." Es ist derselbe Zauber, den auch Goethe durch die Wärme und Fülle seines Gemüths, den Reichthum und die Biegsamkeit seines Geistes, seine Beredtsamkeit und sein ganzes Aeußere auf die Menschen übte. Die Verwandtschaft des Clavigo mit einer von Goethe früher geschaffenen dramatischen Gestalt hebt er selbst in einem Briefe an Schönborn vom 1. Juni 1774 hervor: „Ich hab' ein Trauerspiel gearbeitet: Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson."

Zu dem Charakterbilde des Carlos, ist behauptet worden, habe dem Dichter Merck als Urbild gedient. Ich möchte eher sagen, daß auch dieser Charakter eine Seite von Goethe's eigenem Wesen darstelle. Wie in Clavigo sich die ideale Richtung seiner Natur, seine lebendige Phantasie, seine edle Wärme des Gefühles, die Hingebung seines Gemüthes an den gegenwärtigen Augenblick, die Liebenswürdigkeit seines Wesens ausspricht, so in Carlos die ruhige Besonnenheit, die mit freiem Blicke über den Situationen schwebt, die kühl realistische Weltansicht, die sich nicht von Illusionen der Einbildungskraft umgarnen läßt, die starke Willenskraft, welche den Forderungen des Herzens Schweigen gebietet, — Eigenschaften, die sich in Goethe mit allem Schwunge der Phantasie, mit aller Erregbarkeit des Gefühles vereinigten. Indem aber der Dichter diese zwei Seiten seines Wesens, die sich in ihm gegenseitig mäßigten und im Gleichgewicht hielten, an zwei verschiedene Personen vertheilt und sie bei ihnen zur Grundlage ihres Charakters gemacht hat, kann es nicht fehlen, daß beide Charaktere, mit dem Dichter selbst verglichen, sich unvortheilhaft darstellen müssen. Zeigt

*) Ebendaselbst S. 213.

sich Clavigo gegen ihn schwach und haltungslos, so erscheint Carlos dafür schroff und kalt; aber gerade durch diese Einseitigkeit eignen sie sich zu Personen eines Trauerspiels, welche die Halbheit ihres Wesens schwer büßen müssen, während der Dichter, der sie schuf, in der Ganzheit und Harmonie seines Charakters siegesfroh durch das Leben schreitet. Wir finden also, daß Goethe im Clavigo ähnlich verfuhr, wie später im Tasso, wo er den Dichter und Weltmann zu einander in scharfen Gegensatz stellte, die er in sich selbst harmonisch zu verbinden wußte. Damit soll aber nicht in Abrede gestellt werden, daß er von Merck manche Züge zu seinem Carlos entlehnt habe, wie z. B. Merck's warme Freundschaft für Goethe neben einer allgemeinen Verstimmung gegen die Welt in Carlos ein Analogon findet.

Betrachten wir das Stück im Ganzen, so zeigt sich uns eine einfache und schöne Architektonik. Der Stoff in wenige große, leicht übersichtliche Massen geordnet und diese in die verschiedenen Acte vertheilt. Der erste Aufzug exponirt Clavigo's und Mariens gegenwärtigen Zustand und scheidet sich darnach in zwei symmetrische Hälften. Der zweite, der, wie Goethe sie selbst bezeichnet, „die Hauptscene" des Drama's, das erste Zusammentreffen Clavigo's und Beaumarchais', enthält, gibt zugleich von den vorhergehenden Ereignissen und Zuständen eine so wirksam in die Handlung eingreifende Exposition, wie sie kaum noch in einem andern Drama zu finden ist. Das Zwiegespräch am Ende des Actes zwischen Carlos und Clavigo läßt uns weitere Verwickelungen vorahnen. Im dritten Aufzuge kehrt Clavigo zu Marien zurück, und erwirbt ihre Verzeihung, und hier sind vielleicht die Scenen zu suchen, von denen Goethe in dem Briefe an Schönborn vom 1. Juni 1774 schreibt, daß er sie „im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur habe andeuten können." Der vierte Act zerfällt wieder, wie der erste, in zwei Hauptgruppen: Clavigo wird durch Carlos umgestimmt, Marie erfährt es und stirbt. Von dem fünften Aufzuge urtheilt A. W. Schlegel, daß er zu den übrigen nicht recht passe. „Wenn wir bemerken," sagt er, „daß die Katastrophe gar sehr an die Beerdigung Ophelia's und an das Zusammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe erinnert, so ist damit

n ausgesprochen, wie sehr sie gegen den Ton und das Co-
Uebrigen verstößt." Allerdings erinnert das Stück im
an Lessing's bürgerliches Trauerspiel, während der Schluß
Shakspeare's Weise gehalten ist; allein für mein Gefühl
ebergang nicht schroff, und da einmal die Tragödie, ihrer
nach, nicht füglich einen andern Ausgang zuließ, so finde
Erhebung des Tones gerade an dem Schlusse nicht un-

ethe berichtet, Mephistopheles Merck habe ihm bei diesem
zum erstenmal durch ein entmuthigendes Urtheil großen
gethan. Als er es ihm mittheilte, erwiederte Merck:
einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben;
nen die Andern auch *)." Goethe gab ihm, wie später in
t und Dichtung, so auch schon damals Unrecht. „Daß
," schrieb er den 21. August 1774 an Jacobi, „die Me-
des Beaumarchais de cet aventurier français freuten,
che Jugendkraft in mir weckten, sich sein Charakter, seine
t Charakteren und Thaten in mir amalgamirten, und so
avigo ward, das ist Glück; denn ich habe Freude darüber,
s mehr ist, ich fordere das kritische Messer auf, die bloß
n Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohne es zu zerfleischen,
e tödtliche Wunde, nicht zu sagen, der Historie, sondern
uktur, der Lebensorganisation des Stückes zu versetzen.
was red' ich über meine Kinder; wenn sie leben, so werden
abbeln unter diesem weiten Himmel!" Wieland's Urtheil
Clavigo zeigt ein Brief desselben von Jacobi vom 15.
1774. „Goethe's Clavigo," schreibt er, „habe ich nun
Wenn ich nicht selbst Autor wäre, so wollte ich den
hter von Profession spielen, und als solcher wollt' ich einem
Publico leicht beweisen, daß noch viel fehlt, daß Goethe
dermann sei, für den man ihn hält; und dazu sollte mir

ergleiche Merck's Briefe an Nicolai vom 19. Januar 1776 (Briefe
Freundeskreise von Goethe rc., herausgegeben von K. Wagner, Leip-
, Seite 133 f.): „Stella und Clavigo sind, aufrichtig, nichts als
en."

gerade dieser Clavigo Stoff genug geben. Man muß dergleichen blendende Dinge nur drei bis vier Mal lesen, so fallen einem die Schuppen ziemlich von den Augen. Indessen fühle ich so gut als Einer, daß schöne Stellen darin sind, und daß die Wärme und Wahrheit des Dialogs viele Sünden zudeckt. Nur die Verwandlung des Herrn Beaumarchais in einen Kannibalen finde ich sehr unglücklich . . . Und was dünkt Ihnen zu der Französin Marie, die vor Liebe und Liebesschmerz ihr zartes Seelchen aushaucht?" Fritz Jacobi nahm das Stück mit Feuer gegen dieses Urtheil in Schutz und fand in Marie ein herrliches Geschöpf und besonders in Carlos nicht bloß ein Meisterstück, sondern ein „Wunder des Genies!" So sehr theilten sich schon damals die Aussprüche der Kritik über diese Production unseres Dichters.

Fünftes Capitel.

Lectüre. Correspondenz mit Klopstock und Lavater. Der Letztere zu Besuch bei Goethe. Desgleichen Basedow. Aufenthalt zu Ems. Lahnfahrt und Rheinreise. Zusammenkunft mit Jacobi. Ausflug von Pempelfort nach Elberfeld zu Jung-Stilling. Rückkehr nach Frankfurt. Kestner zürnt über Werther's Leiden. Mahomet. Satyros. Der ewige Jude. Prometheus. Kunstlieder. An Schwager Kronos. Der König in Thule. Der untreue Knabe.

Sahen wir im vorigen Capitel den jungen Dichter mit seinen Genossen die Geißel der Satyre in keckem Uebermuthe selbst über literarische Notabilitäten, wie einen Wieland, schwingen: so dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß er auch fremdes Verdienst mit freudiger Bereitwilligkeit anerkannte. Die eben erschienene „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechtes" von Herder begrüßte er mit Enthusiasmus und nannte sie in einem Briefe an Schönborn (vom 8. Juni 1774) ein so mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle

verschlungener Geäste lebende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßstabe einigen Ausdruck der Riesengestalt nachäffen, noch eine treue Silhouette einzelner Theile melodisch sympathetischen Klang in der Seele anschlagen könne. „Herder ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen," fährt der Brief fort, „hat d'rin alle die hohe, heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem, Orphischem Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neueren Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten u. s. w. mit Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilgt." Ist Goethe's Begeisterung für diese Schrift, bei seiner damaligen Sinnesweise, ganz wohl begreiflich, so befremdet es dagegen etwas, daß auch Klopstock's deutsche Gelehrtenrepublik mit ihren seltsamen Grillen, ihren wunderlichen Formen, ihren Spuren beginnender Altersschwächen ihm den feurigsten Beifall ablockte. „Klopstock's herrliches Werk", schrieb er am 10. Juni an Schönborn, „hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind! Das heißt Geschichte des Gefühles, wie es sich nach und nach festigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet, und die biedersten Aldermanns-Wahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen, eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeschrieben!" Freilich stellte sich dieses Werk auch für die Wenigen, die es fassen konnten, wie Gervinus sagt, „gleichsam als ein Symbol der republikanischen Freiheit unserer Literatur hin gegen alles Absolute des Königthums und der Hierarchie, gegen alle französischen Dictaturen und mäcenatischen Joche, gegen das Regelbuch der Aesthetiker, gegen alle Kritik, die nicht auf Natur, Erfahrung und Seelenkunde ruht!"

Etwas mochte zu diesem Enthusiasmus der mit Klopstock angeknüpfte briefliche Verkehr beitragen. „Ich habe Klopstocken geschrieben," meldete er Anfangs Juni an Schönborn, „und ihm zugleich was geschickt; brauchen wir Mittler, um uns zu communiciren?" So war er auch schon seit einiger Zeit, wahrscheinlich beson-

ders in Folge jenes Briefes des Pastors, mit einem andern Mann der die Augen von ganz Deutschland auf sich zog, mit Lavater und dessen Seelenfreunde Joh. Konr. Pfenninger in Correspondenz getreten. In den Briefen an Beide herrscht, ehe er sie noch gesehen, die größte Herzlichkeit mit dem brüderlichen Du. Ein Schreiben an den Letztern müssen wir aufnehmen, damit Goethe's religiöser Standpunkt vor der Epoche, wo er mit Lavater und Fritz Jacobi persönlich bekannt und durch sie eine Zeitlang stärker auf die religiösen Interessen hingelenkt wurde, möglichst klar dem Leser vor Augen trete.

„Danke Dir, lieber Bruder," schreibt Goethe an Pfenninger, „für Deine Wärme um Deines Bruders Seligkeit. Glaube mir, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Lieber, Du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren hat. Und von all dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Du wirst viel Erläuterung finden in dem Manuscript, das ich Euch bald schicke *). Bin ich nicht resignirter im Begreifen und Beweisen als Ihr? Hab' ich nicht eben das erfahren, als Ihr? — Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Physiologie meines Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin, und daher nicht anders sentiren kann, als andere Menschen, daß Alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter anderen Combinationen sentire, und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß, — was aller Controversien Quelle ewig war und bleiben wird. — Und daß Du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauch' ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß daß ich fühle? Nur so schätze, liebe, bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärket. Und so ist das Wort der Menschen mir Gottes Wort, es mögen's Pfaffen oder H— gesam-

*) *Werther's* Leiden, wie der nächstfolgende Brief an Lavater (Briefe von *Goethe an Lavater,* Nr. 2, S. 7) höchst wahrscheinlich macht.

ind zum Canon gerollt; oder es als Fragmente hingestreut
Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals:
, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Machiavell!
iber auch zu Jedem sagen: Lieber Freund, geht Dir's doch wie
Im Einzelnen sentirst Du kräftig und herrlich; das Ganze ging
rn Kopf so wenig, als in meinen!"
Bergegenwärtigen wir uns diese Gesinnungsweise und diesen
d seines Innern, so begreifen wir die Herzlichkeit seines ersten
iens mit Lavater, der ihm doch in vieler Beziehung so durch-
iähnlich war. Den bevorstehenden Besuch desselben kündigte
e am 8. Juni 1774 in einem Briefe an Schönborn an:
ter, der mich recht liebt, kommt in einigen Wochen her. Wenn
n nur einige Tropfen selbstständigen Gefühls einflößen kann,
mich hoch freuen. Die beste Seele wird von dem Menschen-
le so innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein schwei-
Geist ihm die collective Kraft entzogen, und so der besten
, des Wohnens in sich selbst, beraubt hat. Es ist unglaublich,
wach er ist, und wie man ihm, der doch den schönsten, schlich-
Menschenverstand hat, den ich je gefunden, wie man ihm gleich
l und Mysterien spricht, wenn man aus dem in sich und durch
enden und wirkenden Herzen redet." Dagegen lautet sein Ur-
nach dem ersten Zusammensein mit Lavater, in einem Briefe
. Juli: „Lavater war fünf Tage bei mir, und ich habe auch
der gelernt, daß man über Niemand reden soll, den man nicht
ich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch Alles! Er sagt
daß er schwach sei, und ich habe Niemand gekannt, der schö-
tärken hätte, als er. In seinem Elemente ist er unermüdet,
, fertig, entschlossen und eine Seele voll der herzlichsten Liebe
ischuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und
noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte. Aber
ine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Ver-
se der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Termi-
e wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt, und
uhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie
ihnen unbekannten Winkel ihres eigenen Herzens führt: so
r dem Vorwurfe eines Phantasten nicht entgehen."

Die erste Zusammenkunft, die gegen den 24. Juni statt fan
läßt Georg Geßner in seiner Biographie Lavater's diesen selbst
folgender Weise erzählen: „Das war eine schöne Stunde, der
noch viel schönere folgten, ohne die dunkeln der Trennung, die nc
in fernem Hintergrunde standen, nur ahnen zu lassen. „„Bist's? -
Ich bin's!““ Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt d
Schauens, sehr ähnlich und unähnlich der Erwartung! Alles w
Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach. In ziemlich groß
Gesellschaft sagte mir Goethe einmal: „„Sobald man in Gese
schaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn
die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe.“
Viel las er mir aus seinen Papieren vor, und las — las, man hät
sich verschworen, er spräche eben dieß das erstemal im Feuer mit mi
Seine Arbeiten, o Scenen voll wahrer, wahrester Menschennatu
unbeschreibliche Naivetät und Wahrheit!“

Indessen wurde Goethe'n zu dergleichen Vorlesungen und ;
vertrauten Gesprächen mit Lavater über Angelegenheiten des Geist
und Herzens nicht viel Raum gelassen; denn von allen Seit
drängte man sich heran, den merkwürdigen Mann zu sehen, oder si
durch ihn über sittliche und religiöse Dinge aufzuklären. Lavat
fühlte sich dabei ganz wohl; er liebte, wie Goethe sagt, seine Wi
kungen in's Weite und Breite auszudehnen; er stand gerne belehre
und belebend vor einer Gemeine, wobei ihm seine große physiogn
mische Gabe, seine rasche und scharfe Unterscheidung der Geister u
Gemüther trefflich zu statten kam. Umgekehrt schloß sich Goeth
wie wir ihn eben gegen Lavater bekennen hörten, unter einer größe
Gesellschaft, in Beziehung auf die höheren Interessen des Mensche
zu. Er fühlte jetzt recht den Abstand zwischen seiner und des neu
Freundes Wirksamkeit; die des Letztern galt in der Gegenwart, d
seinige dagegen in der Abwesenheit; wer mit Lavater in der Fer
unzufrieden war, befreundete sich mit ihm in der Nähe; wer Goethe
nach seinen Werken für liebenswürdig gehalten, fand sich oft g
täuscht, wenn er an einen starren, ablehnenden Menschen stie
Höchst merkwürdig war es ihm, seine Freundin von Klettenberg u
Lavater einander gegenüber zu sehen. Er fand, daß, wie entschiede
Christen beide waren, sich doch ihr Bekenntniß und namentlich d

rhältniß zu ihrem Heilande verschieden gestaltet hatte. „Fräulein
ı Klettenberg," sagt er, „verhielt sich zu dem ihrigen, wie zu
ıem Geliebten, dem man sich unbedingt hingibt, alle Hoffnung auf
ne Person legt und ihm ohne Zweifel und Bedenken das Schicksal
s Lebens anvertraut; Lavater hingegen behandelte den seinen als
ıen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, seine Ver=
:nste anerkennt, sie hochpreis't, und eben deßwegen ihm ähnlich, ja
eich zu werden bemüht ist." Er selbst konnte weder der einen, noch
m andern völlig beistimmen; denn er hatte sich auch einen Christus
ch seinem Sinne gebildet. Wollten ihm nun Beide den seinigen
r nicht gelten lassen, so kehrte er allerlei Paradoxien und Extreme
rvor, und entfernte sich, wenn sie ungeduldig wurden, mit einem
cherze.

Um aber die Gegenstände, die ihm am Herzen lagen, ungestör=
: mit Lavater abhandeln zu können, entschloß er sich, diesen am
). Juni nach Ems zu begleiten. Ein herrliches Sommerwetter
günstigte die Reise, die unter den bedeutendsten Unterhaltungen
rüberflog. Lavater zeigte sich heiter, theilnehmend, geistreich und
tzig, und Goethe's künstlerisch beschauliches Wesen war durch des
eundes mächtige Anregungen in lebhaftern Umtrieb gesetzt.
agte er sich bisweilen mit seinen titanischen Ideen über die
:enzen hinaus, innerhalb deren es Lavatern bei seiner zarten Ge=
nung wohl war, so klopfte dieser dem Verwegenen mit einem
uherzigen „Bisch guet!" auf die Schulter. Geßner berichtet über
: Fahrt: „Die höchst interessanten Gespräche, welche da gewechselt
rden, von denen ich freilich nur Brosamen habe, zeigen, wie tief
d ganz Lavater und Goethe einander saisirten. Ueber die wich=
sten Dinge des Christenthums und der Literatur sprachen und
:fen sie in einander (?). Aus seinen Gedichten las und recitirte
ethe eine Menge; Sache und Recitation, Drama, Epopöe und
ittelvers, es hatte Alles nur Ein Gepräge, hauchte nur Einen
:ist."

In Ems ward Lavater wieder sogleich von Gesellschaft aller
:t umringt, weßhalb Goethe bald nach Frankfurt zurückreis'te, um
ige Arbeiten, die er unter Händen hatte, weiter zu führen. Aber
'ollte dazu nicht gelangen, denn Basedow, auf einer Reise zur

Förderung seiner pädagogischen Reformationsplane begriffen, traf schon in den nächsten Tagen in Frankfurt ein. Daß Goethe auch diesem Manne ein lebhaftes Interesse widmete, ist ein starker Beweis, wie sehr ihn damals jede entschiedene Natur anzog, mochte sie von der seinigen noch so abweichend sein. Er ließ sich Basedow's abstoßendes Aeußere, seine wunderlichen Grillen, sein schadenfrohes Necken, seine cynischen Gewohnheiten gefallen, er übersah es, daß er hier in mancher Beziehung einen Geistesverwandten Bahrdt's vor sich hatte, oder vielmehr, er begrüßte es als eine willkommene Gelegenheit, um sich in den Fechterstreichen des Disputirens zu üben. Obwohl Basedow auf seiner Reise das Publicum durch seine Persönlichkeit für sein großes philanthropisches Unternehmen zu gewinnen und nicht etwa bloß die Gemüther, sondern auch die Beutel aufzuschließen dachte, widerstand er doch nicht einem unruhigen Kitzel, über allerlei Glaubenssachen heterodoxe Meinungen auszukramen, namentlich die Lehre von der Dreieinigkeit heftig anzufeinden, und verletzte dadurch Viele, die er für sein Vorhaben zu begeistern gewußt hatte. Goethe griff bei solchen Gelegenheiten zu den Waffen der Paradoxie, überflügelte seine Meinungen und wagte das Verwegene mit Verwegenerm zu bekämpfen. In dieser Geistesgymnastik gefiel er sich so gut, daß er Basedow, als dieser am 12. Juli ebenfalls seinen Weg nach Ems richtete, eine Strecke weit begleitete und seinen schlechten Tabak und stinkenden Zündschwamm aushielt, den er unter dem Namen „Basedow'scher Stinkschwamm" in die Naturgeschichte eingeführt wissen wollte.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, ließ ihn die Sehnsucht nach der geistigen Anregung, die er in dem Verkehr mit den beiden Reisenden und besonders mit Lavater gefunden, nicht ruhen, und er machte sich schon am 15. Juli gleichfalls nach Ems auf. Sein dortiger Aufenthalt müßte, der Darstellung in Wahrheit und Dichtung zufolge, längere Zeit gedauert haben. Goethe erzählt von Abend-, Mitternacht- und Morgenständchen, wie die Gesellschaft mit jedem Tage zugenommen, wie man unmäßig getanzt, und er, unter anderen Scherzen, auch seiner Verkleidungslust wieder gefröhnt habe. So oft er einen Tanz aussetzte, sei er auf Basedow's Zimmer hinaufgesprungen, der sich nie zu Bette legte, sondern die Nacht hindurch

urzen Pausen, wo er schlummerte, seinem Tiro dictirte. Auch
manche Fahrt" in die Nachbarschaft, besonders nach den Schlöß-
adeliger Frauen unternommen worden, die mehr als die Männer
igt waren, etwas Geistiges und Geistliches aufzunehmen. Zu
au habe man bei Frau von Stein (der Mutter des berühmten
atsministers von Stein) eine große Gesellschaft getroffen, wo er
) Fragen über die Wahrhaftigkeit von Werther's Leiden be-
gt *), Lavater auf physiognomische Proben gestellt und Base-
, zum Aergerniß Aller, von seinem bösen antitrinitarischen Geist
iffen ward. Nach den Daten, welche Geßner in seiner Biographie
ater's gibt, währte aber der gemeinsame Aufenthalt Goethe's,
ater's und Basedow's nur zwei bis drei Tage. Schon am
Juli traten sie zusammen eine Fahrt die Lahn hinunter an, um
Rheingegenden von Coblenz abwärts zu bereisen. Der Anfang
s Briefes von Lavater an die Seinigen, vom Morgen dieses
es lautet: „Ich schreib' Euch den letzten guten Tag von Ems
Ihr Lieben! So ist's! ja Traum ist's! Bald verträumter
am, daß ich Euch fern war, und Traum der Wonne wird sein
Wiedersehen. Ja wahrlich, ich darf oft vor Freude und Heim-
sucht nicht daran denken, daß ich, noch so wirklich und eigentlich,
so liebes Weibchen und zwei so liebe Kinder, und so viele, viele
ende zu Hause habe. „„Unterdeß (dictirt mir Goethe aus sei-
Bett' herüber) unterdeß geht's immer so gerade in die Welt
. Es schläft sich, ißt sich, trinkt sich und liebt sich auch wohl an
n Orte Gottes, wie am andern, folglich, also — itzt schreib' Er
er!""

Die Lahnfahrt ward in ziemlich großer, sehr unterhaltender
llschaft unternommen. „Goethe's genialischer Muthwill", be-
et Geßner, „Basedow's ruhiger Witz und Lavater's weise Laune
n freilich den Ton an, in welchen dann die Andern, jedes nach
r Art, mit einstimmten." Beim Anblicke einer merkwürdigen

*) Werther's Leiden waren, wie wir aus Früherm wissen, damals noch
erschienen. Es müßte also, wenn Goethe sich hier in seiner Selbstbio-
ie nicht gänzlich geirrt hat, ein Manuscript des Werkchens, etwa das an
er und *Pienninger gesandte*, der Gesellschaft bekannt geworden sein, was
nicht sehr wahrscheinlich ist.

Burgruine schrieb Goethe in das Stammbuch von Schmoll aus Ludwigsburg *) (nicht von Lips, wie Goethe selbst angibt), der Lavater'n als Zeichner begleitete, das Gedicht „Geistesgruß" („Hoch auf dem alten Thurme steht"), und als es gut aufgenommen wurde, fügte er auf den nächsten Blättern allerlei Knittelverse und Possen hinzu, um den Eindruck wieder zu verderben. Das Andenken eines Mittagstisches zu Coblenz hat er in dem Gedicht „Diner zu Coblenz" aufbewahrt. Er saß zwischen Lavater und Basedow. Jener, der über die Räthsel der Offenbarung Johannis im Reinen zu sein glaubte, interpretirte dieselben einem Landgeistlichen,

> Eröffnete die Siegel kurz und gut,
> Wie man Theriaksbüchsen öffnen thut,
> Und maß mit einem heiligen Rohr
> Die Cubusstadt und das Perlenthor
> Dem hoch erstaunten Jünger vor.

Basedow, der nicht bloß die Glaubenslehren, sondern auch die äußerlichen kirchlichen Handlungen gern nach seinen Grillen umgemodelt hätte, bemühte sich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter Gebrauch sei,

> Und zeigt' ihm, was die Taufe klar
> Bei Christ und seinen Jüngern war,
> Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
> Daß man den Kindern die Köpfe netzt.

Von sich selbst aber sagt Goethe:

> Und ich behaglich unterdessen
> Hatt' einen Hahnen aufgefressen.

Als sie nun fürder nach Neuwied zogen, wo Lavater an einem bestimmten Tage zu predigen versprochen hatte **), schrieb Goethe in ein Album die Anhangsverse des Gedichtes:

---

*) S. Geßner II, 120. 133.

**) S. Geßner II, 138. Goethe selbst erwähnt des Aufenthaltes in Neuwied nicht.

Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Sturm und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

n ging die Reise weiter nach Cöln, wo, wie man leicht
nn, vor Allem der Dom den Verehrer und Lobredner der
Baukunst anziehen mußte. Das Gefühl des Staunens,
ihn betrachtete, war indeß jetzt und auch noch in späteren
it einer gewissen Apprehension vermischt, der er keinen
men zu geben wußte. Hat eine bedeutende Ruine etwas
ges, indem sie den Conflict eines doch einmal siegreich
gewesenen Menschenwerkes mit der still, aber übermächtig
Zeit vergegenwärtigt: so trat ihm hier ein mitten in sei-
ffung, fern von seiner Vollendung erstarrtes Riesenkunst-
egen, das auf eine niederbeugende Weise an die Unzuläng-
r Kräfte des Menschen erinnert, sobald er sich unterfängt,
bergroßes leisten zu wollen. Er hätte sich von diesem
Gefühl durch speciellere Kunstbetrachtungen, durch detail-
rgleichung des Geleisteten und Beabsichtigten einigermaßen
önnen; allein es fand sich damals noch Niemand, der ihm,
bst sagt, „aus dem Labyrinth der That und des Vorsatzes,
ten und Angedeuteten hätte heraushelfen können." Ein
efühl, welches damals bei ihm gewaltig überhand nahm,
mächtig vor diesem Denkmale einer großen, längst ver-
en Zeit; es war „die Empfindung der Vergangenheit und
t in Eins, eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges
genwart brachte." Dieses Gefühl klingt in manchen seiner
nd späteren Dichtungen durch, von denen wir als Beispiele
schon erwähnten Geistesgruß und das Gedicht Berg-
s dem Jahre 1804 nennen.
wohlthuenderer Weise, als beim Anblicke des Doms, er-
se Empfindung, als man ihn in die Wohnung des ehema-
hsherrn, Banquiers und Kunstliebhabers Evrard von
(den sogenannten Jabach'schen Edelhof in der Sternengasse,
Nr. 25 bezeichnet) führte. Die Familie mochte längst
en sein; aber in dem Untergeschoß hatte man Alles

seinem alten Zustande gelassen; das bunte Estrich, die hohen geschnitzten Sessel, künstlich eingelegte Tischblätter auf schweren Füßen, metallene Hängeleuchter, ein ungeheurer Kamin, und darüber ein großes Familienbild von Lebrun, den stattlichen Hausherrn mit seiner wohlgebildeten Gattin und frischen rundbäckigen Kindern vorstellend (jetzt im Museum zu Berlin befindlich), Alles rief die vergangene Zeit auf's Lebhafteste zurück, und versetzte unsern Dichter in eine so unendliche Herzensbewegung, daß, wie er selbst bekennt, „der tiefste Grund seiner menschlichen Anlagen und dichterischen Fähigkeiten aufgedeckt ward, und alles Gute und Liebevolle, was in seinem Gemüthe lag, sich aufschloß und hervorbrach."

Diese Stimmung trug das Ihrige bei, um sein erstes persönliches Begegnen mit einem andern, gleichfalls hoch aufgeregten Manne, mit Friedrich Jacobi, desto herzlicher zu machen. Auch ihn hatte, schon im Knabenalter, oft plötzlich ein ähnliches Ineinsempfinden der Vergangenheit und Gegenwart, eine Vorstellung von ewiger Fortdauer beim Nachgrübeln über die Ewigkeit a parte ante mit solcher Klarheit angewandelt und so ergriffen, daß er in eine Art Ohnmacht sank. Allmählig seltener geworden und vom 17. bis zum 23. Jahre ganz zurückgetreten, kehrte auf einmal diese Erscheinung wieder; aber nun konnte er die gräßliche Gestalt ertragen, er wußte jetzt mit Gewißheit: sie war. Seitdem vermochte er sie zu jeder Zeit willkürlich in sich aufzurufen, glaubte aber, er könne sich in wenigen Minuten das Leben nehmen, wenn er sie einigemal nach einander wiederhole. In dieser verwandten Empfindung, die ohne Zweifel bald zwischen Beiden zur Sprache kam, zeigte sich, wie Schöll treffend bemerkt, sogleich Jacobi's disjunctive, Goethe's synthetische Natur.

Nach Wahrheit und Dichtung fand ihr erstes Zusammentreffen zu Cöln statt, wohin sich, wie es dort heißt, „die Gebrüder Jacobi mit andern vorzüglichen und aufmerksamen Männern den Reisenden entgegen bewegt hatten." Dagegen spricht aber folgender Brief Goethe's an Jacobi's Gattin, welche damals in Vaels bei Aachen, ihrem Geburtsorte, war. „Sie erwarten," schrieb er, „keinen Brief *von mir, am wenigsten* datirt: Düsseldorf, den 21. Juli 1774, *gegen 12 Uhr* Mittags, im Gasthofe des Prinzen von Oranien;

von der Galerie, die meines Herzens Härtigkeit erweicht,
d folglich gestählt hat. Vor acht heute früh lief ich nach
use, in die Neustraße, an's Flinger- oder Flinder-Thor
geh' ich so in's Detail, daß Sie sich deß überzeugen, daß
n, was ich selbst kaum glaube); Katharine macht auf,
Augen, stutzte, erkannte mich und schien vergnügt zu sein.
war leer! Die Herrschaft verreis't, der Jüngste
Anderen in Pempelfort. Ich hinaus nach Pempelfort:
lenchen, Papa, Fritz, Georg, der Kleine rc. *). — Daß
thut, Sie nicht zu treffen, fühlen Sie — just jetzo —
Was weiter wird? Steht in der Götter Hand." Und
twas spätern Briefe heißt es: „Wie schön, wie herrlich,
icht in D.(üsseldorf) waren, daß ich that, was mich das
Herz hieß! Nicht eingeführt, marschallirt, excusirt; grad
en vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich, und ich und er!
schon, ehe noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt
wir sein sollten und konnten."

ien wir die Nachrichten hinzu, welche uns Jung Stilling
e's damaligen Besuch bei ihm hinterlassen hat **), so
olgendes als höchst wahrscheinlich heraus. In Cöln oder
rennte sich das reisende Trifolium: Lavater besuchte einen
Mülheim, Basedow setzte seine philanthropischen Streif-
Goethe begab sich nach Düsseldorf, um Jacobi's Bekannt-
nachen. Da er diesen hier verfehlte, so reis'te er, wohl
1. Juli Nachmittags, nach Elberfeld, wozu ihn der dop-
d bestimmen mochte, daß Jacobi eben dort in Amtsge-
und Goethe's Freund aus der Straßburger Zeit Jung

---

*) rlotte und Helene Susanne, Jacobi's beide Halbschwestern, sein
ältester Sohn Fritz, sein zweiter Georg und der etwa 10 Mo-
ax sind gemeint.

**) obi hat freilich in späteren Jahren (in einem Briefe an Dohm
i 1818) behauptet, Jung sei in seiner Erzählung manchmal durch
Gedächtnisses irre geführt worden; die Darstellung sei aus Dich-
Wahrheit zusammengesetzt. Es fragt sich aber, ob hier nicht auf
e der Irrthum war; denn er scheint sich selbst, wie sich uns bald
spiele zeigen wird, später nicht genau mehr der einzelnen Umstände
t erinnert zu haben.

Stilling daselbst als Arzt ansässig war. Jung wurde des fol
den Morgens früh in einen Gasthof zu einem fremden Patienten
rufen. Der Kranke lag im Bette, Kopf und Hals in Tücher verh
und streckte dem Eintretenden die Hand entgegen, indem er mit
ter Stimme sagte: „Herr Doctor, fühlen Sie mir einmal den P
ich bin gar krank und schwach." Jung erklärte den Puls für re
mäßig und gesund; da hing ihm, aus seiner Vermummung her
springend, Goethe am Halse. Nachdem Jung ihn zu Hause se
Gattin Christine vorgestellt hatte, machten sie zusammen e
Spaziergang auf eine Anhöhe bei der Stadt, von wo man
schöne Aussicht über das ganze Thal genoß. Unterdeß war Ja
zu Pferde vor Jung's Thüre gesprengt und hatte durch die M
ihrem Herrn sagen lassen, er kehre nach Düsseldorf zurück, weil
Goethe in seiner Abwesenheit eingetroffen sei. Nach Tisch ma
sich Goethe in Begleitung von Heinse, dem von ihm geschä
Dichter und Hausfreunde der Jacobi'schen Familie, zu Pferde
den Weg nach Düsseldorf, um dort Jacobi aufzusuchen. Aber k
waren sie aufgebrochen, als Lavater, mit dem Rector Hasenk
aus Duisburg und dem Dr. Collenbusch eintreffend, Jacobi zu
brachte und mit ihnen bei einem frommen Kaufmanne einke
Jung eilte den beiden Reitern nach und führte auch sie in das H
des Kaufmanns. Den Kreis interessanter Personen, der sich
Nachmittags um eine große, ovalrunde, mit Erfrischungen w
besetzte Tafel bildete, hat uns Jung mit lebhaften Farben gem
Voran saß, durch Lavater's Ruf herbeigelockt, ein alter, ehrwürd
Tersteegianer mit ernsten, sanften Zügen, ruhigem Blick, in ru
Stutzperrücke, braunem Rock und schwarzen Unterkleidern. Er
Mystiker und schaute mit einer Art freundlicher Unruhe umher,
er witterte Geister von ganz anderen Gesinnungen. Ihm folgte
Hofkammerrath Friedrich Jacobi, dem Aeußern nach ein fe
Weltmann, im Reisehabit, doch nach der Mode gekleidet; sein
hafter Geist sprühte Witzfunken. An ihn schloß sich sein Bruder
Dichter, in buntem Sommerfrack; sein grauer Flockenhut lag hi
ihm auf dem Fenster *); von seinem ganzen Wesen floß sa

*) Jacobi bestreitet, daß sein Bruder damals in Elberfeld gewesen.

fällige Empfindung und Wohlwollen gegen Gott und die Men-
en, sie mochten denken und glauben, was sie wollten, wenn sie
r gut und brav waren. Darauf der Hauswirth in pechschwarzer
:rrücke mit einem Haarbeutel, in braunem zitzenem Schlafrock, von
ıer grünen seidenen Schärpe umgürtet; unter hoher, breiter Stirne
ırrten seine großen verständigen Augen hervor; er horchte lieber,
s er redete, und paarte Schlangenklugheit mit Taubeneinfalt:
.nn kam Lavater in der Reihe mit seinem Evangelisten-Johannis-
esicht; durch gefälligen Witz und muntere Laune machte er sich
le Anwesenden zu eigen, während unter der Hand seine physiogno-
ischen Fühlhörner geschäftig waren, und sein Zeichenmeister die
ände nicht in den Schooß legte. Neben ihm saß Hasenkamp, ein
was gebückter, hektischer Vierzigjähriger mit länglichem Gesicht
ıd merkwürdiger Physiognomie, voll anregender Paradoxien. Auf
ın folgte Collenbusch, ein theologischer Arzt, aus dessen blatter-
ırbigen Zügen eine geheime, stille Würde hervorleuchtete; seine ge-
illige Sprache, sein bescheiden-artiges Wesen fesselten jedes Herz.
Sein Nachbar war der Dichter Heinse, ein kleines junges, rund-
ıpfiges Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter geneigt,
ıit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene; er
ırach nichts, sondern beobachtete nur. Einen ziemlich starken Con-
aſt gegen ihn bildete sein Nebensasse, ein junger frommer Elber-
lder Kaufmann, ein Freund von Jung. Sodann folgte dieser
lbst, mit tiefem, geheimem Kummer auf der Stirne, den bedrängte
.mstände verursachten, aber die Freude des Augenblicks ein wenig
:hellte. Weiter schlossen den Kreis einige unbedeutende, lücken-
üßende Physiognomieen. Goethe aber konnte nicht sitzen; er tanzte
ın den Tisch herum, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach
iner Art, wie königlich ihn dieser Zirkel von Menschen ergötzte.
Die Elberfelder glaubten, der junge Mann müsse nicht recht klug
in; Jung aber und die Andern, die sein Wesen besser kannten,
›nnten sich kaum vor Lachen halten, wenn ihn Einer mit starren,
emitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem, hellem Blick
ın darniederschoß.

In solcher Gesellschaft, wo sich Goethe und Jacobi zuerst
ahen, konnten sich natürlich ihre Herzen nicht sogleich einander ganz

erschließen. Aber als sie nun bald darauf nach Düsseldorf zurück kehrten, umfaßten sich ihre Gemüther in ungestörterm Zusammensei alsbald mit leidenschaftlicher Wärme. Goethe fand in Jacobi, wa er in jenem Briefe an Schönborn vom 8. Juni indirect als da Höchste und Wünschenswertheste eines Charakters bezeichnete „Selbstständigkeit, collective Kraft, das Wohnen in sich selbst, ei in sich und durch sich lebendes und wirkendes Herz.“ Die Gedanken sagt er, die Jacobi ihm mittheilte, entsprangen unmittelbar aus sei nem Gefühl. Auch er empfand ein unaussprechliches geistiges Be dürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hülfe beschwichtig sondern aus sich selbst herausgebildet und aufgeklärt haben. Gan das Gleiche rühmte Jacobi von Goethe (in einem Briefe an Fra La Roche vom 10. Aug. 1774): „Der Mann ist selbstständig vo Scheitel bis zur Fußsohle.“ Diese Uebereinstimmung in der Origi nalität ihres Strebens verhüllte Beiden noch die Verschiedenheit sei nes Inhalts, oder entschädigte sie dafür. Goethe bekennt, daß e nicht habe fassen können, was Jacobi ihm von dem Zustande seine Gemüthes mittheilte; allein ihm genügte schon, hier einen Mensche zu finden, der für seine tiefsten Seelenforderungen, für seine höchste Geistes- und Herzensbedürfnisse den festen Punkt in sich zu gewi nen suchte. Daher ließ er sich denn auch mit Jacobi auf Gespräch über das Religiöse und Unerforschliche mit leidenschaftlicher Thei nahme ein, während er gewöhnlich dergleichen Unterhaltungen en weder sachte ablehnte, oder durch muthwillige Paradoxieen und Se tensprünge gewaltsam abriß.

Glücklicher Weise fehlte es ihnen für diesen Austausch höher Ideen nicht an einem Vermittler; es war Spinoza. Ein förr liches Studium dieses Philosophen hatte Goethe nicht gemach aber was er aus seiner Ethik heraus- oder in sie hineingelesen, w ihm zur Beruhigung seines leidenschaftlich aufgeregten Wesens g diehen. Er bewunderte die große Freiheit des Gemüthes, wom Spinoza die sittlichen Interessen, gleich mathematischen Objecte betrachtet und behandelt, und fühlte deutlich, daß auch für ihn ke volles Glück, als in einer gleich großen und freien Aussicht über d sittliche Welt zu finden sei. Er empfand aber gewiß eben so deutli daß er dazu nicht durch Spinoza's mathematisches Verfahren, so

: auf einem parallelen Wege, durch die reine Kunstform
esie gelangen konnte *). Rückte Spinoza durch eine streng
aftliche, uneigennützige Betrachtung die Dinge in eine
wo er sie mit rein objectivem Interesse anschauen konnte, so
sich, seiner innersten Natur gemäß, gedrungen, durch künst-
Wiedererschaffung die Welt seinem Geiste zu unterwerfen
en freien und klaren Blick darüber zu gewinnen. „Sieh',
' so lautet eine Stelle in einem Briefe an Jacobi vom
j. 1774, „was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist,
roduction der Welt um mich, durch die innere Kraft, die
ıckt, verbindet, neu schafft, knetet und in einer Form wieder
, das bleibt ewig Geheimniß, Gott sei Dank, das ich auch
enbaren will den Gaffern und Schwätzern." In dieses Stre-
orauf Goethe's ganze fernere künstlerische Thätigkeit beruht,
durch Spinoza zwar nicht eingeführt, aber doch darin be-
ıd befestigt, und so durfte er mit Recht ihn, Shakespeare
ié als die drei Schriftsteller bezeichnen, die auf seine Geistes-
den mächtigsten Einfluß gehabt. Jacobi war ihm, wie über-
m streng philosophischen Denken, so auch im folgerechten
n Spinoza's, voraus. Um so reichlicher quoll jetzt bei ihrem
ıensein der Stoff zu der anregendsten Unterhaltung, und
war so ungenügsam im Mittheilen und Aufnehmen, daß er
wenn sie sich zum Schlafengehen getrennt hatten, nochmals
unde zurückkehrte, und mit ihm in der Fülle des Hin- und
ebens schwelgte.

ıch kurzem, etwa zweitägigem Aufenthalte, schied Goethe
sseldorf und Pempelfort, um die Heimreise anzutreten. Des
en, was ihm auf der Rückfahrt hinaufwärts begegnete, erin-
sich in spätern Jahren nicht mehr. Es unterliegt keinem
, daß er von Jacobi nach Cöln begleitet ward; und seinem
igen Aufenthalte daselbst (denn der vorhergehende war sicher
flüchtiger) ist wohl das Meiste von dem zuzuschreiben, was
r Selbstbiographie der Hinabreise zugetheilt hat. Auf seine
Darstellung dieser Epoche in Wahrheit und Dichtung scheint

Vergl. Danzel, über Goethe's Spinozismus (Hamburg 1843). S. 69 ff.

ein späterer Brief Jacobi's nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Goethe hatte ihm am 10. Mai 1812 gemeldet, daß er bald den dritten Theil seines biographischen Versuches angreifen wolle, worin er ihm erlauben möge, „seiner in allem Guten zu gedenken.“ Darauf antwortete Jacobi am 28. December: „Ich hoffe, du vergissest in dieser Epoche nicht des Jabach'schen Hauses, des Schlosses zu Bensberg, und der Laube, in der Du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; des Saals in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirge den Mond heraufsteigen sahen, wo Du in der Dämmerung, auf dem Tische sitzend, uns die Romanze: Es war ein Buhle frech genug — und andere hersagtest .. Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest Du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich Dich nicht mehr lassen.“ Auf dem Schlosse zu Bensberg bewunderte Goethe die Wandverzierungen des holländischen Malers Weenix. Mit dem begeisterten Lobe, das er ihnen in seiner Selbstbiographie spendet, vergleiche man Merck's Urtheil, welcher von ihnen rühmt, es sei nicht möglich, „für stillliegende einzelne Gegenstände mehr wahres Perspectiv der Ansicht, mehr individuelle und täuschendere Localfarben, mehr Wissenschaft der Reflexe und ein simpleres Tractament zu erdenken.“ Unter den von Goethe damals recitirten Balladen nennt er selbst außer dem untreuen Knaben („Es war ein Bube frech genug“) noch den König von Thule. Man hat dagegen erinnert, daß die letztere für den Faust gedichtet worden, und also frühestens dem Herbste 1774 angehöre. Allein es läßt sich ganz wohl denken, daß das Gedicht früheren Ursprungs und später zur Aufnahme in den Faust geeignet gefunden worden sei. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daß der untreue Knabe schon ursprünglich für das Singspiel Claudine von Villabella bestimmt gewesen und daher in's Jahr 1775 zu setzen sei; und zur Erwähnung dieses Gedichtes dürfte sich Goethe leicht durch Jacobi's irrthümliche Erinnerung haben bestimmen lassen.

Auf der weitern Rückreise muß er zu Ems nochmals mit Basedow zusammengetroffen sein; denn am 13. August Nachts meldete er an Jacobi, er habe die vorige Nacht durch Basedow's Grille auf

Postwagen sitzen müssen, und die „Dillenburgischen Intelligenz-
hrichten“ vom 20. August 1774 nennen Basedow und Goethe
r den in der vorigen Woche abgereisten Kurgästen. In seiner
erstadt fand unser Dichter, nach den vielfachen Zerstreuungen der
se, eine schöne Beruhigung in dem Umgange mit Fräulein von
ttenberg, bei welcher er jedoch sich ebenfalls, wie bei Lavater und
obi, in einer ernsten, religiösen Sphäre sah. Es konnte aber
er Freundin nicht entgehen, daß er sich von dem christlichen
ındpunkte, und insbesondere von dem Bekenntniß der Brüder-
einde, wofür er früher so viel Sympathie gezeigt hatte, immer
ter entfernte. Was ihn von dieser Gesellschaft entschieden los-
nte, war, seinem eigenen Geständniß zufolge, ihre Lehre, daß der
ndenfall die menschliche Natur in solchem Grade verdorben habe,
bis in ihren innersten Grund nicht das mindeste Gute zu finden
und daher der Mensch nichts von sich, sondern Alles von der
ıde zu erwarten habe. Er hätte sich selbst entsagen müssen, um
e Lehre anzunehmen. Denn schon seit Jahren drängte es ihn
bläßig, durch Uebung der eigenen Kraft, durch Entwickelung der
ihm liegenden Keime zu moralischer Ausbildung zu gelangen.
ennungeachtet blieb Fräulein von Klettenberg immer gleich sanft
freundlich gegen ihn und schien seiner und seines Heiles wegen
t die mindeste Sorge zu hegen. Ja, sie erklärte sogar, wenn er
ıal in einem poetischen Produkt oder sonstwie sich als einen Nicht-
ten gab, daß er ihr so lieber als früher sei, wo er sich der christ-
n Terminologie bediente, deren Anwendung ihm doch nie recht
glücken wollen.

Im nächsten Monate, im September, ward Goethe's Gemüth
h die Besorgniß, Lotten's und Kestner's Zuneigung zu verlieren,
ie lebhafteste Aufregung versetzt. Er hatte Lotten ein Exemplar
Werther's Leiden zugesandt, welche die Leipziger Messe so eben
Publikum bringen sollte. Ein darauf bezügliches Billet beginnt:
tte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen,
auch dieses Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in
Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt,
s weggeschlossen, daß es Niemand berühre. O Lotte!“ Man

sieht, er ahnte jetzt wenigstens nicht, wenn ihm auch früher ei
zelnen Augenblicken der Gedanke aufgestiegen war, wie sehr sic
Ehepaar durch das Büchlein verletzt fühlen würde. Kestner s
ihm einen Zornbrief, von dessen Concept sich ein Fragment erh
hat. „Ihr habt zwar," heißt es darin, „in jede Person
Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das li
schon gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zusam
schmelzen Euer Herz ein wenig mit (hättet) rathen lassen, so w
die wirklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnt, nicht
so prostituirt sein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um W
heit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr so viel W
sprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Euern Zweck ve
habt." Und nun folgt in sehr starken Ausdrücken der Vorwur
die wirkliche Lotte, von der das Gemälde zu viel enthalte, um
auf sie zu deuten, so tief herabgesetzt, und ihr Mann zu ein
elenden Geschöpfe, „zu so einem Klotze" gemacht sei. Tief erg
antwortete Goethe sogleich mit der rührendsten Bitte um V
hung. „Ich will nichts von Euch hören," schrieb er, „bis der
gang bestätigt haben wird, daß Eure Besorgnisse zu hoch ges
waren, bis Ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige G
von Wahrheit und Lüge reiner an Euern Herzen gefühlt
werdet." Aber schon jetzt muß er ihnen „die frohe Ahnung h
ten, daß das ewige Schicksal das zugelassen habe, um sie fes
einander zu knüpfen." Und als nun sogleich ganz Deutschlan
staunender Bewunderung ergriffen ward, als ihm von allen S
enthusiastische Beweise der Anerkennung zukamen, da schri
selbst von dem Beifalle überrascht und berauscht, an Ke
„Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther ta
Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr
hergebt ... Bruder, lieber Kestner, wollt Ihr warten, so wird
geholfen. Ich wollt' um meines eigenen Lebens Gefahr
Werther'n nicht zurückrufen, und glaub' mir, glaub' an mich,
Besorgnisse, Deine Gravamina schwinden, wie Gespenster der
wenn Du Geduld hast, und dann — binnen hier und einem
versprech' ich Euch auf die l i e b l i c h s t e, e i n z i g s t e, i n n
Weise Alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, W

ig 2c. im schwätzenden Publikum, obgleich das eine Heerde
hwein' ist, auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und
ıft. Werther muß — muß sein! Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt
r mich und Euch, und was Ihr angeklebt heißt, — und,
ıß Euch und Andern, eingewoben ist. Wenn ich noch lebe, so
ſt Du's, dem ich's danke — bist also nicht Albert — und also —."
oethe hielt das gegebene Versprechen nicht, aber Kestner und Lotte
ıtten dennoch dem arglosen, von genialem Schaffensdrange fortge-
ssenen Jünglinge bald verziehen; und das schöne Verhältniß
.uerte ohne weitere Störung fort. Erlosch auch mit Kestner's Tode
800), wie es scheint, der Briefwechsel ganz, so behielt Goethe
ch stets die Jugendgeliebte in freundlichem Andenken. Er hatte
e Freude, dem Dr. Riedel, der eine jüngere Schwester Lottens
rathete, zu einer Anstellung in Weimar zu verhelfen; und als Lotte
ese Schwester im Jahr 1816 besuchte, erwies Goethe ihr große
ufmerksamkeit.

Indem wir nun wieder auf einen Augenblick die Darstellung
n Goethe's Lebensbezügen unterbrechen, um eine Reihe in diese
:it gehörender Dichtungen zu betrachten, wird der Leser, weil bei
oethe Poesie und Leben in engster Verbindung stehen, schon im
›raus erwarten, daß diese Dichtungen in demjenigen Gebiete, wel-
:s ihn jetzt am lebhaftesten beschäftigte, im Kreise der religiösen
ıteressen liegen. Und so verhält es sich in der That mit den vier
diese Epoche fallenden Productionen: Mahomet, Satyros,
r ewige Jude, und Prometheus.

Zu der Idee, Mahomet's Geschichte dramatisch zu behandeln,
rd Goethe durch die Reise mit Lavater und Basedow geführt,
d zwar durch Vergleichung seiner eigenen Thätigkeit mit der ihri-
ı. Er thut sich selber Unrecht, wenn er sein damaliges Leben und
ındeln völlig plan- und zwecklos nennt, wenn er von absichtslosem
rgeuden seines Talents und seiner Tage spricht; er war sich durch-
s klar über die Aufgabe, die ihm zunächst oblag, Reinheit und
cherheit in sich und eine weite und freie Aussicht über die Welt
rch Entfaltung und Uebung seiner künstlerischen Anlagen zu ge-
ınen. Um eine ausgebreitete literarische Wirksamkeit war es ihm
der Hand nicht zu thun, wie sehr ihn auch der Erfolg sein

steht, er ahnte jetzt wenigstens nicht, wenn ihm auch früher in einzelnen Augenblicken der Gedanke aufgestiegen war, wie sehr sich das Ehepaar durch das Büchlein verletzt fühlen würde. Kestner schrieb ihm einen Zornbrief, von dessen Concept sich ein Fragment erhalten hat. „Ihr habt zwar," heißt es darin, „in jede Person etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen Euer Herz ein wenig mit (hättet) rathen lassen, so würden die wirklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnt, nicht dabei so prostituirt sein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr so viel Widersprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Euern Zweck verfehlt habt." Und nun folgt in sehr starken Ausdrücken der Vorwurf, daß die wirkliche Lotte, von der das Gemälde zu viel enthalte, um nicht auf sie zu deuten, so tief herabgesetzt, und ihr Mann zu einem so elenden Geschöpfe, „zu so einem Klotze" gemacht sei. Tief ergriffen antwortete Goethe sogleich mit der rührendsten Bitte um Verzeihung. „Ich will nichts von Euch hören," schrieb er, „bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß Eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis Ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an Euern Herzen gefühlt haben werdet." Aber schon jetzt muß er ihnen „die frohe Ahnung hinhalten, daß das ewige Schicksal das zugelassen habe, um sie fester an einander zu knüpfen." Und als nun sogleich ganz Deutschland von staunender Bewunderung ergriffen ward, als ihm von allen Seiten enthusiastische Beweise der Anerkennung zukamen, da schrieb er, selbst von dem Beifalle überrascht und berauscht, an Kestner: „Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt ... Bruder, lieber Kestner, wollt Ihr warten, so wird Euch geholfen. Ich wollt' um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werther'n nicht zurückrufen, und glaub' mir, glaub' an mich, Deine Besorgnisse, Deine Gravamina schwinden, wie Gespenster der Nacht, wenn Du Geduld hast, und dann — binnen hier und einem Jahr *versprech' ich* Euch auf die l i e b l i c h s t e, e i n z i g s t e, i n n i g s t e *Weise Alles*, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Mißdeu-

ꝛc. im schwätzenden Publikum, obgleich das eine Heerde
ein' ist, auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und
. Werther muß — muß sein! Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt
mich und Euch, und was Ihr angeklebt heißt, — und,
Euch und Andern, eingewoben ist. Wenn ich noch lebe, so
Du's, dem ich's danke — bist also nicht Albert — und also —."
he hielt das gegebene Versprechen nicht, aber Kestner und Lotte
n dennoch dem arglosen, von genialem Schaffensdrange fortge-
en Jünglinge bald verziehen; und das schöne Verhältniß
te ohne weitere Störung fort. Erlosch auch mit Kestner's Tode
0), wie es scheint, der Briefwechsel ganz, so behielt Goethe
stets die Jugendgeliebte in freundlichem Andenken. Er hatte
reude, dem Dr. Riedel, der eine jüngere Schwester Lottens
thete, zu einer Anstellung in Weimar zu verhelfen; und als Lotte
Schwester im Jahr 1816 besuchte, erwies Goethe ihr große
erksamkeit.

Indem wir nun wieder auf einen Augenblick die Darstellung
Goethe's Lebensbezügen unterbrechen, um eine Reihe in diese
gehörender Dichtungen zu betrachten, wird der Leser, weil bei
he Poesie und Leben in engster Verbindung stehen, schon im
us erwarten, daß diese Dichtungen in demjenigen Gebiete, wel-
ihn jetzt am lebhaftesten beschäftigte, im Kreise der religiösen
effen liegen. Und so verhält es sich in der That mit den vier
ese Epoche fallenden Productionen: Mahomet, Satyros,
ewige Jude, und Prometheus.

Zu der Idee, Mahomet's Geschichte dramatisch zu behandeln,
Goethe durch die Reise mit Lavater und Basedow geführt,
zwar durch Vergleichung seiner eigenen Thätigkeit mit der ihri-
Er thut sich selber Unrecht, wenn er sein damaliges Leben und
eln völlig plan- und zwecklos nennt, wenn er von absichtslosem
uden seines Talents und seiner Tage spricht; er war sich durch-
lar über die Aufgabe, die ihm zunächst oblag, Reinheit und
rheit in sich und eine weite und freie Aussicht über die Welt
Entfaltung und Uebung seiner künstlerischen Anlagen zu ge-
n. Um eine ausgebreitete literarische Wirksamkeit war es ihm
er Hand nicht zu thun, wie sehr ihn auch der Erfolg seiner

ersten Schriften zu einem solchen Streben hätte verlocken können; und in diesem Sinne warnt er auch Jacobi in einem Briefe vom 31. August 1774 vor dem Jagen nach literarischer Herrschaft. „Denn das raubt," fügt er hinzu, „dem Menschen alle Freude an sich selbst. Er wird herumgeführt von Dem und Jenem, hier in ein Gärtchen, da in eine Baumschule, in einen Irrgarten und Irrgärtchen, und weiset ihm Jeder an seiner Hände Werk; und endlich sieht er in seine Hände, die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerlei Kunst, und es verdrießt ihn des Gaffens und Schmarotzens an Anderer Schöpfungsfreude und kehrt zurück zu seinem Erbtheil, säet, pflanzt und begießt, und genießt sein und des Seinigen in herzlich wirkender Beschränktheit."

Verglich er nun mit seinem eigenen Streben, das er in den letzten Worten treffend bezeichnet, Lavater's und Basedow's Wirksamkeit, so mußte ihm bald auffallen, daß beide Männer, indem sie zu lehren und zu überzeugen bemüht waren, doch auch gewisse, mehr persönliche Absichten im Hintergrunde verbargen. Es bildete sich in ihm die Ueberzeugung, daß der vorzügliche Mensch allerdings das in ihm wohnende Göttliche auch außer sich verbreiten möchte, aber beim Zusammenstoß mit der rohen Welt gar viel von seinen hohen Vorzügen opfere, und sich am Ende ihrer gänzlich begebe; das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Da er nun kurz vorher das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen hatte, so beschloß er jene von ihm in der Wirklichkeit an seinen zwei modernen Propheten angeschauten Wege, die anstatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führen, dramatisch zu veranschaulichen. Der Plan des Stückes gestaltete sich in folgender Weise: Im ersten Act theilt Mahomet, nachdem er sich selbst bekehrt, seine Gefühle und Gesinnungen den Nächstangehörigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten; hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit, der Streit wird gewaltsam, Mahomet muß fliehen. Im dritten Act bezwingt er seine Gegner und macht seine Religion zur öffentlichen; aber er muß auch zur List seine Zuflucht nehmen; das Irdische wächst, das

tritt zurück. Im vierten verfolgt Mahomet seine Erobe-
die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, es fehlt nicht an
keiten; eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen,
ihn. Im fünften fühlt er sich selbst vergiftet; seine große
, seine Wiederkehr zu sich selbst machen ihn bewunderungs-
er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.
n Goethe's Vorstudien zu diesem leider nur Entwurf geblie-
Werke ist unlängst Einiges aufgefunden worden *); es sind
aus dem Koran nach dem Lateinischen des Maraccius über-
ellen, darunter die sechste Sura, das Vorbild jener Hymne,
as Stück beginnen, und welche Mahomet's eigene Bekehrung
sollte. Auch diese Hymne selbst, die Goethe für verloren
t sich wiedergefunden und lautet:

(Feld. Gestirnter Himmel.)
Mahomet allein.

heilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl,
ühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?

ieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern.
ei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu!
Bleib! Bleib! Wend'st du dein Auge weg?
Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

ei gesegnet, o Mond, Führer du des Gestirns!
ei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg!
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk.

onne, dir glühenden, weiht sich das glühende Herz!
ei mein Herr du, mein Gott! Leit', Allsehende, mich!
Steigst auch du hinab, Herrliche?
Tief hüllet mich Finsterniß ein.

ebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
ei mein Herr du, mein Gott! Du, Alliebender, du,
Der die Sonne, den Mond, die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

---

*) Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe, S. 148 ff.

Daran schließt sich ein Dialog in ungebundener Rede zwischen Mahomet und seiner Pflegemutter Halima, der seine Umwandlung noch deutlicher ausspricht, und ein kurzer Monolog der Halima. Außerdem hat sich nur noch der bekannte allegorische Lobhymnus auf den Propheten erhalten, der mit der Ueberschrift „Mahomet's Gesang" *) unter Goethe's Gedichte aufgenommen ist. Ihn sollte, nach des Dichters Erklärung, Ali, zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten Punkt des Gelingens, kurz vor der Umwendung durch das Gift, vortragen, während er sich im Göttinger Almanach 1774 als Wechselgesang zwischen Ali und Fatema vertheilt findet **).

Nach Gervinus' und Vilmar's Vermuthung war die zweite der oben genannten Dichtungen „Satyros, oder der vergötterte Waldteufel," gleichfalls eine Frucht von Goethe's Reise mit den beiden Propheten; sie sehen darin zunächst eine persönliche Satyre auf Basedow. Goethe selbst erwähnt die Dichtung mit Pater Brey zusammen, und in der That können beide Stücke, ungeachtet großer Verschiedenheiten, doch als Pendants zu einander gelten. Beide HauptHelden sind Egoisten: der Pater Brey ein feiner, schlauer, der Satyros ein derber und frecher; beide ziehen, als abgesagte Feinde der Häuslichkeit, durch die Welt umher und legen sich überall dreist vor Anker; beide mißbrauchen die ihnen gewährte Gastlichkeit; der Pater, indem er Unkraut unter der Wirthe Weizen säet, der Satyros, indem er seinen gastlichen Wohlthäter ausschimpft, bestiehlt, in's Verderben zu stürzen sucht; beide haben es auf die Weiber abgesehen, jener, um empfindsam zu naschen, dieser, um wild zu genießen; jener

*) Eine Erläuterung desselben s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 216 ff.

**) Vergleiche oben Capitel 2, S. 32. Dünzer nennt meine dort ausgesprochene Vermuthung, daß der allegorische Preisgesang „Mahomet's Gesang" ursprünglich ohne Rücksicht auf dramatischen Gebrauch gedichtet und durch die der persönlichen Bekanntschaft mit Basedow vorhergehende Lectüre von Mahomet's Leben hervorgerufen worden sei, eine „wunderliche", eine „durch nichts berechtigte Annahme". Findet hier nicht eine solche Vermuthung (und für mehr habe ich sie nicht ausgegeben) eben darin ihre Berechtigung, daß es gilt, eine ausdrückliche Angabe Goethe's über die Veranlassung des Schauspiels, so lange *es möglich ist, aufrecht* zu erhalten? Dünzer macht es sich freilich bequemer, *indem er, wie so oft,* Goethe frischweg des Irrthums zeiht.

allen Dingen, will Alles nach seinen dürren Theorieen
ser stürzt gewaltsam Sitte und Religion um und läßt sich
neue Gottheit declariren.
Gunsten jener Vermuthung über die nächste Beziehung des
prechen viele übereinstimmende Züge im Charakter Base-
des Satyros. Wir heben, um die Verwandtschaft in's
tellen, Einiges aus Gervinus' scharfer Charakteristik des
hen Reformators aus. Ursprünglich der Klopstock'schen
gethan, glitt er allmälig zur Freiheit des genialen Lebens,
bis zum Cynismus eines rohen Studententreibens hinab.
spätern, wie frühern Leben, bewies er gleichmäßig, daß
on häuslichem Sinn und Gemüth besaß; als ein Natur-
Ausbildung, machte er die Unbeständigkeit des Betragens
m und nannte es „Lappalien," sich in den Ton der Welt
Conventionen zu fügen. In religiösen Dingen fühlte er,
chon bekannt, einen unwiderstehlichen Verneuungskitzel.
dagogischen Schriften erinnerten schon früh an Locke und
er wollte die Kinder kalt baden, zu rauher Luft und
, zu zerrissenen Schuhen gewöhnen. Als später die Rous-
Naturdoctrin sich gänzlich der Geister bemächtigt und für
Ansichten einen fruchtbaren Boden bereitet hatte, kün-
in berühmtes Elementarwerk, eine neue Art orbis pictus
ieß das Publikum nicht weniger als 15,000 Thaler dazu
*). — Vergleichen wir den Satyros, so stellt sich zuerst
nfalls der ausgemachteste Cyniker dar, der im Gebirg die
gen bei den Hörnern greift, „mit dem Maul ihre vollen
t, sich mit Macht die Gurgel benetzt u. s. w." Er treibt
den Landen herum:

Mein ist die ganze, weite Welt,
Ich wohne, wo mir's wohlgefällt.

---

auf zielt vielleicht das Gedicht: „Ein Gleichniß":

Das sind Autoren, wie es scheint;
Der Eine streut seine Freuden herum
Seinen Freunden, seinem Publicum,
Der Andere läßt sich pränumeriren.

Er will von Religion nichts wissen, raubt dem wohlthätigen Ei
siedler seinen Herrgott und wirft ihn in den Gießbach; es ist ih
aber ganz recht, wenn man ihn selbst für einen Gott hält und ih
göttliche Ehren erweist. An die Stelle der umgeworfenen Glauben
lehren setzt er eine mit großem Redepomp entwickelte heidnische Ko
mologie. Sein Naturevangelium verkündet er dem Volke auf ei
sehr beredte Weise. Er ist stolz auf sein ungekämmtes Haar, sei
nackten Schultern, Brust und Lenden, und verabscheut die Kleid
Mit der größten Unverschämtheit fordert er Wohlthaten und erwi
dert sie durch Frechheit.

Riemer sieht in dem Stücke eine Satyre auf den Schweiz
Christoph Kaufmann *), dessen Persönlichkeit allerdings auch d
Art war, daß er in mancher Hinsicht zum Vorbilde des Satyr
gedient haben könnte. Allein die Zeit, wo Goethe durch nähere B
kanntschaft mit Kaufmann über ihn enttäuscht ward, stimmt ni
zur Entstehungszeit der Dichtung. Denn aus den „Briefen aus de
Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck,“ herau
gegeben von Wagner, erhellt, daß der Satyros schon Anfangs N
vember 1774 fertig war. Goethe verlangte ihn in einem Brie
vom 14. von Böckmann zurück. — Sehen wir von aller persö
lichen Beziehung des Drama's ab, so erscheint es uns als ei
wahrhaft prophetische Schilderung jener späteren Verkünder d
crassesten Naturevangeliums, der rohesten Emancipation des Fle
sches, jener revolutionären Aufklärer, die hinter der Maske d
Volksfreundes und Volksbeglückers den rücksichtslosesten Egoism
verbergen. Dem Satyros, der diese Menschen repräsentirt, steht d
Einsiedler contrastirend gegenüber als der rechte Naturfreun
Er hat sich, wie Goethe selbst, nicht aus Menschenhaß in die Ei
samkeit zurückgezogen; er ergötzt sich am Anblicke der Natur meh
als an dem des tollen Menschentreibens und singt in seinem Herze
„Lob Gott mit allen Würmelein.“ Andrerseits unterscheidet er si
eben so strenge von den weichlich sentimentalen Naturenthusiaste
er verkennt nicht, daß es auch hier „in Gottes Stadt drüber u
drunter geht,“ und, „wie das Würmlein das Lerchlein satt macht,

*) Siehe unten Capitel 9.

so trägt er auch kein Bedenken, sich das Lerchlein zu Gemüthe zu führen. Er ist ein thätiger, häuslicher Mann, der sein Gärtchen vor Hitze und Kälte und Raupen zu schützen sucht. Gegen die Menschen erweis't er sich liebevoll und hilfreich; im Unglücke benimmt er sich gefaßt, besonnen und klug. Hermes repräsentirt die schwachen Männer, die, weil sie nicht auf eigenen Füßen stehen können, weil sie „ihr Herz bedürftig fühlen," sich leicht von falschen Propheten umgarnen lassen. Ihm sehr unähnlich ist seine Tochter Arsinoe; als ein gesundes Frauengemüth fühlt sie zuerst die Thier- und Teufelsnatur des Satyros heraus, wogegen die sentimentale Psyche in seine Netze geht.

Goethe scheint aber bald nach Vollendung des Stückes gefühlt zu haben, daß es seiner Satyre, wenn auch nicht an trefflichem Humor, „doch an Billigkeit" gebreche. Daraus würde sich wenigstens erklären, warum er das Gedicht so sorgfältig bei Seite schaffte und vor dem Drucke bewahrte. Es wurde nicht einmal in das wahrscheinlich von Merck herausgegebene Büchlein: „Rheinischer Most, Erster Herbst 1775" aufgenommen, worin sich die andern kecken kleinern Productionen Goethe's aus jener Zeit zusammengestellt finden. Später kam es ihm ganz abhanden, und erst im Jahre 1808 erhielt er durch Jacobi wieder eine Abschrift desselben. Goethe dankte ihm in einem Briefe mit den Worten: „Mit dem Satyros hast Du mir eine große Freude gemacht. Dieses Document der göttlichen Frechheit unserer Jugendjahre hielt ich für gänzlich verloren. Ich wollte es einmal aus dem Gedächtnisse wieder herstellen; aber ich brachte es nicht mehr zusammen."

Gelang es unserm Dichter, den Satyros, weil er nur auf einen mäßigen Umfang berechnet war, glücklich zu Ende zu führen, so mußte die dritte der oben zusammen genannten Dichtungen, „der ewige Jude," als eine umfassende, großartige Composition wieder Fragment bleiben. In Goethe war, als er sich von der Brüdergemeinde schied, die Neigung zu den heiligen Schriften und zum Stifter der christlichen Religion nicht geschmälert worden; und so bildete er sich nun in seiner Isolirtheit „ein Christenthum zu seinem Privatgebrauch" und suchte dieses durch fleißiges Geschichtstudium zu begründen und aufzubauen. Indem er aber für seine Ideen sich

dem Bedürfniß seiner Natur gemäß, nach einer dichterischen
umsah, führte ihn derselbe geniale Instinkt, der ihn die Sag
Faust und die Fabel vom Prometheus ergreifen ließ, auf di
schichte des ewigen Juden; und er beschloß, an dem Leitfaden
Sage, die sich ihm schon als Knaben durch die Volksbücher se
gedrückt hatte, die hervorstehenden Punkte der Religions- un
chengeschichte episch darzustellen. An jenem Schuster in D
hatte er eine interessante Persönlichkeit kennen gelernt, die er
einigen veredelnden Zuthaten, seinem Hauptstelden füglich
konnte. Ueber den Gang der Fabel berichtet er in Wahrhei
Dichtung bis zu dem Punkte, wo der ewige Jude seine Wand
durch die Welt antritt. Ahasver, ein Schuster zu Jerusalem, d
offener Werkstatt sich gerne mit den Vorübergehenden unte
ward auf diese Weise auch mit dem Heilande und seinen Jü
bekannt und faßte eine besondere Neigung zu unserm Herrn, d
indessen hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen A
dessen Sinn er nicht faßte, aus seiner Beschaulichkeit, seinem H
ziehen mit Müßiggängern, seinem Einwirken auf die Menge h
zuziehen und zu seiner eigenen Denk- und Handlungsweise zu
ren suchte. Christus suchte ihn dagegen von seinen höheren Z
sinnbildlich zu belehren, was aber bei dem derben, aller öffent
Agitation abgeneigten und auf eine heitere, gleichmäßige Thä
gerichteten Manne nichts fruchten wollte. In dem Maße, wi
Christus immer bedeutender und mehr und mehr eine öffe
Person ward, regte sich in Ahasver ein immer stärkerer U
über sein Treiben; und als der Heiland endlich vor seiner We
vorbei zum Tode geführt wurde, ereignete sich hier die bel
Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erlag. Al
trat heraus, wiederholte alle früheren Warnungen und verwa
sie in heftige Beschuldigungen gegen Jesus. Dieser antwortete
aber in dem Augenblicke bedeckte die liebende Veronica des He
Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnahm und in die Höhe
erblickte Ahasver darauf das verklärte Antlitz des Herrn un
nahm die Worte: „Du wandelst auf Erden, bis du mich in
Gestalt wieder erblickst." Der Bestürzte kommt erst einige Zeit
her zu sich, findet, da Alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt ha

en Jerusalems öde und beginnt, von Unruhe und Sehnsucht
en, seine Wanderung.

Aus einer andern Stelle in Wahrheit und Dichtung erfahren
och, daß Ahasver auch einen Besuch bei Spinoza abstatten
wobei recht an's Licht getreten sein würde, wie viel sich da-
Goethe aus Spinoza's Schriften zugeeignet hatte. Endlich
er noch einmal in den Briefen aus Italien (vom 22. und
ct. 1786) auf den ewigen Juden zurück. Beim Anblick „des
lichen, ja barocken Heidenthums", das er in Italien auf die
n, gemüthlichen Anfänge des Christenthums" aufgeladen fand,
n der ewige Jude wieder ein, „der Zeuge aller dieser wunder-
Ent- und Aufwickelungen gewesen und so einen wunderlichen
d erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um
ach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Ge-
eräth, zum zweiten Male gekreuzigt zu werden. Jene Le-
:: venio iterum crucifigi sollte bei dieser Ka-
phe zum Stoffe dienen." Und an einer andern Stelle
22. Oct.) heißt es: „Heute früh saß ich ganz still im Wagen
abe den Plan zu dem großen Gedicht der Ankunft des
, oder dem ewigen Juden recht ausgedacht." Sogar noch
hre 1808 hatte er die Idee nicht völlig aufgegeben; denn er
e im April dieses Jahres gegen Riemer, er wolle ein Gedicht
n: „Maran Atha oder der Herr kommt."

Außer diesen zerstreuten Winken über den Gang des Stückes
wir nun auch noch durch die neuesten Ausgaben von Goethe's
den Anfang, einzelne Stellen aus der Mitte und Fragmente
hlusses, die Goethe damals schon niedergeschrieben, kennen
. Wir sehen daraus, daß das Epos in seinem ganzen Tone
m gewöhnlichen der ernsten Epopöe durchaus abweichen sollte.
ans Sachsische Ton sollte mit dem der kraftgenialischen Zeit
ander spielen; in einer scheinbar nachlässigen, oft burlesken
e sollten die ernstesten Wahrheiten, die strafendsten Satyren
agen werden. Auf die kurze Introduction folgt erst eine Cha-
tik des Haupthelden, der als „halb Essener, halb Methodist,
uter, mehr Separatist" dargestellt wird. Dann werden die
r *der jüdischen Hauptkirche* geschildert, „die Priester, die vor

so vielen Jahren waren, als wie sie immer waren, und wie ein
wird zuletzt, wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt." Davon
der Dichter wieder auf den Schuster und „seines Gleichen" zu
und in dem Bilde, das er von ihrem Treiben entwirft, erkennt
sogleich die Brüdergemeinde und ihre Bestrebungen wieder,
Schattenseiten unserm Dichter nicht entgangen waren. Darauf
men sechs kurze Fragmente, die über den Gang des Gedichte
sehr schwache Andeutungen geben. Sodann nähern wir uns
der Katastrophe bei den Worten:

> Der Vater saß auf seinem Thron,
> Da rief er seinen lieben Sohn u. s. w.

Auch innerhalb des Schluß-Fragmentes sind noch bedeutende L
gelassen. So ging den Versen:

> Er war nunmehr der Länder satt,
> Wo man so viele Kreuze hat,

ohne Zweifel die Wanderung des Heilandes durch die katho
Christenheit voran.

Zu genauer Feststellung der Zeit, wann Goethe diese B
stücke aufgeschrieben, fehlt es an sicheren Anhaltspunkten. Vern
lich ging die Conception des ewigen Juden und die Abfassun
Fragmente dem Mahomet und dem Satyros voran, da in d
beiden letzteren (und im Prometheus) sich eine stufenweise zu
mende Abneigung gegen das öffentliche Prophetenwesen und
wachsende Hinneigung zu einem stolzen Isoliren und Zurückz
auf die eigenen Kräfte und Anlagen ausspricht. Damit würde
auch die oben erwähnte Notiz des Biographen Lavater zusam
stimmen, daß Goethe diesem bei ihrem ersten Zusammensein
Anderm aus einer Epopöe etwas vorgelesen habe.

Bekanntlich ist die Sage vom ewigen Juden von sp
Dichtern noch vielfach dargestellt worden. Aber einen Bearbeit
dem Sinne, wie ihn Gervinus wünscht, einen Dichter, der
*ähnlich groß*artigem Geiste behandle, wie Goethe seinen Faust,
sie zu einem Gefäße für die Entwickelungsgeschichte der christ

enschheit, zu einem cultur- und kirchengeschichtlichen Weltepos ge-
lte, einen solchen Genius muß sie noch erwarten.

In dem vierten der hier zusammen gruppirten Stücke endlich, . Prometheus, finden wir die religiöse Geistesbewegung, worin r Goethe seit einiger Zeit her begriffen sahen, auf ihrem Gipfel- nkt angelangt. Hier hat sich das Vertrauen auf die „collective aft," auf das „in sich und durch sich lebende und wirkende Herz," r Stolz auf die geistige Unabhängigkeit des Menschen zu einem ade gesteigert, daß der Dichter sich von der Gottheit emancipirt d sogar mit Trotz auf sich selbst und die Kräfte, die er in sich ge- ihrt, zurückzieht. Dieses Selbstgefühl fand einen fruchtbaren Bo- n an dem ganzen Geiste der Zeit, dessen sämmtliche Tendenzen ja, e Gervinus treffend sagt, „aus jenen titanischen Bemühungen ssen, die des Menschen Eigenkraft und Größe unter die Waffen fen und ihn von den Göttern sich zu sondern hießen." So grell er und auf die Spitze getrieben, so zur Verachtung der überirdi- en Mächte, zu ingrimmigem Hasse gegen dieselben gesteigert, wie i Goethe in der vorliegenden Dichtung, erscheint doch fast nir- ndwo der stolze, himmelstürmende Sinn jener Periode, und Del- ld hat Recht, wenn er das Gedicht und die darin ausgesprochene sinnung „heidnischer als heidnisch" nennt. Goethe scheint in spä- en Jahren selbst über dieses Phänomen erstaunt gewesen zu sein, d erklärte es sich damit, daß bei seinem Charakter und seiner Denk- ise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlungen und abge- sen habe.

Indem er sich für die Darstellung solcher Gesinnung, seiner eise gemäß, nach einem Bilde, einem Symbol umsah, fiel ihm die thologische Figur des Prometheus auf, der sich ebenfalls, seiner isteskraft und seinem edeln, sittlichen Willen vertrauend, in un- igsamem Trotze von den Göttern absonderte. So hatte ihn schon antike Poesie, namentlich Aeschylus in seinem gefesselten Pro- theus, aufgefaßt. Aber Goethe fand diese mythische Gestalt auch h von einer besondern Seite vortrefflich geeignet, um die Art d Weise, wie er seine Unabhängigkeit zu befestigen suchte, symbo- h darzustellen: *er faßte den Prometheus in seiner selbstständig pferischen, künstlerischen Thätigkeit* auf, wie er, sich streng isoli-

rend, von seiner Werkstatt aus eine Welt bevölkert. Auch Go
hatte die sicherste Basis seiner Selbstständigkeit in seinem prod
ven Talente erkannt, das ihn seit einigen Jahren keinen Augen
verließ, ja oft sogar Nachts dasjenige zu regelmäßigen Träu
ausbildete, was er wachend am Tage gewahr wurde; und so sch
er sich denn das alte Titanengewand nach seinem Wuchse zu,
fing, ohne weiter darüber nachgedacht zu haben, ein Stück an, w
das Mißverhältniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu
Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigene H
Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine d
Dynastie stiftet.

Wir haben sehr zu bedauern, daß Goethe dieses Stück,
Dichtung von sehr freier Form, nicht ausgeführt hat. Was uns
von überliefert worden, zeigt eine Kraft und eine Kühnheit, die
dem Aeschylus an die Seite setzen. Den ersten Act eröffnet
Zwiegespräch zwischen Prometheus und Mercur. Die Anfangs-
Schlußworte dieser Scene, die Prometheus an Mercur richtet, mö
den Inhalt andeuten: „Ich will nicht, sag' es den Göttern!
kurz und gut, ich will nicht! Geh! ich diene nicht Vasallen!"
wendet sich Prometheus zu seiner Arbeit zurück und bedauert,
auch nur einen Augenblick entzogen worden zu sein. Hierauf E
metheus, der ihn vergebens zur Nachgiebigkeit zu stimmen su
Nach seiner Entfernung kurzer Monolog des Prometheus („
meine Welt, mein All!"); dann erscheint Minerva. Gegen
spricht er sich vertrauter, dankvoller, weniger trotzig aus; b
Scheiden fordert sie ihn auf, ihr zu folgen zum Lebensquell,
dort Leben für seine Statuen zu schöpfen. — Zweiter Act: Jup
und Mercur. Letzterer berichtet, wie Prometheus durch Miner
Hilfe seine Welt von Thon belebt. Jupiter: „Das Wurmgeschl
vermehrt die Zahl meiner Knechte," und später: „Sie werden
nicht hören, bis sie dein bedürfen. Ueberlaß sie ihrem Leben!"
wechselt die Scene vom Olymp zu einem Thal am Fuße des Ol
pus; das Menschengeschlecht ist durch das ganze Thal in mann
fachster spielender Geschäftigkeit verbreitet. Prometheus lehrt ei
Mann eine Hütte bauen; das Privateigenthum tritt als eines
ersten Culturprincipien hervor. Streit zweier Männer. Pan

nmt und berichtet, erschüttert, den Tod ihrer Freundin Mira; echselgespräch über Tod und Lebenswonne.

An den Anfang des dritten Actes finden wir nun als Monog das bekannte Gedicht Prometheus („Bedecke deinen Himmel, us") *) gestellt, und Goethe bemerkt in einem Briefe an Zelter om 11. Mai 1820) ausdrücklich, das Gedicht habe den dritten ct des Drama's eröffnen sollen. Ich möchte aber, trotz dieser thentischen Erklärung, noch zweifeln, daß der Monolog, wenigns in der Gestalt, wie er uns jetzt vorliegt, ursprünglich diese estimmung gehabt. Schon der Umstand spricht als ein bedeutendes loment dagegen, daß wir dann die Gesinnung des Prometheus im itten Acte um nichts vorgerückt, um nichts geändert fänden; des pimetheus, der Minerva Vermittlung hätte nichts gefruchtet. Jetzt, o er Menschen geschaffen hat, wo er eine belebte Welt um sich erickt, jetzt durfte sein Trotz, wie mir däucht, nicht mehr in der anglichen Herbheit erscheinen. .Dazu kommt, daß der Monolog im lesentlichen nur frühere Gedanken wiederholt, ja Manches ganz örtlich wiederholt. Ich denke mir, daß Goethe damals, als er n Prometheus fallen ließ, die Hauptgedanken, die bezeichnendsten ige aus dem ersten und zweiten Acte des dramatischen Bruchstückes einem Monolog gesammelt, der nun füglich als ein selbstständis Gedicht gelten konnte. So hatte er sich den Gegenstand doch auf gend eine Weise, wie er zu sagen pflegte, „vom Halse geschafft." päter mochte ihm das nicht mehr erinnerlich sein, wie er denn auch dem oben bezeichneten Briefe an Zelter den Prometheus „ein von m selbst vergessenes Gedicht" nennt. Die beiden ersten Acte waren llständig, der Monolog schien offenbar dem gleichen Stücke angerig; wo sollte er anders hinzusetzen sein, als an den Anfang des itten Actes **)?

---

*) Erläutert in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten I, 242 ff.

**) Düntzer spricht dieser Vermuthung, nach seiner Weise, ohne Weiteres ede Berechtigung" ab, und sieht in dem Monolog den Anfang, die Exposim eines Drama's, einer zweiten Bearbeitung desselben Gegenstandes, wobei r Dichter nicht über den Monolog hinausgekommen sei. Es ist eben nichts, s eine andere Vermuthung, die nur ja nicht mit dem Anspruch auf Gewißt auftreten sollte. Noch weniger läßt sich seine Behauptung halten, daß das

Gutzkow meint, Prometheus hätte leicht, wenn er fertig geworden wäre, ein Titanendrama von gräßlicherer Wirkung, als Werther's Leiden, werden können. Ich halte es im Gegentheil nicht für unwahrscheinlich, daß das vollendete Drama die religiösen Gemüther weit weniger verletzt haben würde, als der Monolog, der die schroffsten Gedanken concentrirt und ohne alle Lösung ausspricht. Im Drama würde zweifelsohne Minerva eine Vermittelung herbeigeführt haben, sie, die den Prometheus liebt und zugleich den Vater ehrt, als dessen Feind Prometheus anfänglich erscheint. Diese Vermittelung konnte nicht ohne eine Sinnesänderung des Prometheus stattfinden, und zwar mußte er in den Sinn der Minerva eingehen, die hier als Personification des zugleich religiösen und selbstständigen Geistes erscheint, desjenigen Geistes, in dem Goethe später, in den besten Stunden seines Daseins, gelebt und gehandelt hat. Der Monolog aber, der, für sich allein, jenen übermüthigen Freiheitstrotz auf seinem Höhepunkt fixirt, mußte unzählige Gemüther auf's Heftigste abstoßen und eine große Bewegung verursachen. Goethe erinnert selbst in jenem Briefe an Zelter daran, „daß der gute Mendelssohn an den Folgen einer voreiligen Publication desselben gestorben sei“ *).

Drama Prometheus, wie es uns vorliegt, kein Fragment, sondern sogar übervollendet sei. Wenn auch Goethe sich in spätern Jahren bisweilen nicht in die Productionen seiner Jugendzeit zu finden wußte, so dürfen wir ihm doch wahrlich zutrauen, daß er ein Ganzes von einem Fragment zu unterscheiden verstand. Als Ganzes betrachtet, ist das Drama eine so durchaus verfehlte Composition, wie wir sie Goethe'n nicht zuschreiben können. Aber auch dem Geiste, der Gesinnung nach stellen die beiden Acte Goethe's damaligen religiösen Standpunkt, wie er sich aus seinen damaligen Briefen und anderweitigen Dichtungen nachweisen läßt, keineswegs vollständig dar; sie vergegenwärtigen den Conflict ohne die Lösung, wie er sie damals schon gewonnen hatte. Dünzer's Ansicht ist aus einer einseitigen Deutung der vorliegenden zwei Acte geflossen, wobei manches sehr Wesentliche als ganz bedeutungslos aufgefaßt wird. Die von ihm angezogene Stelle des Briefes von Jacobi vom 6. Nov. 1774, worin dieser den Prometheus als Drama und nicht als Fragment bezeichnet, läßt, abgesehen davon, daß auf eine Bezeichnung in einem rasch hingeworfenen Brief kein großes Gewicht zu legen ist, höchstens vermuthen, daß Jacobi das Ueberschickte irrig als ein Ganzes aufgefaßt habe.

*) Das Nähere s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten I, 250 ff. Vergl. Schöll, Briefe u. Aufsätze von Goethe, S. 197 ff.

Was die Entstehungszeit des dramatischen Fragmentes betrifft,
ört es wahrscheinlich dem October 1774 an. „Lieber Goethe,
t Du Deinen Prometheus zurück," schrieb Jacobi am 6. Nov.,
meinen besten Dank dabei! Kaum mag ich Dir sagen, daß
Drama mich gefreut hat, weil es mir unmöglich ist, Dir zu
wie sehr." Nach Riemer beabsichtigte Goethe auch einen
selten Prometheus zu schreiben, wovon er auch den ersten
log sammt dem Chor der Nereiden, die ihn in seiner Einsam-
esuchen und bedauern, zu Papier brachte *). Auch habe er
befreiten Prometheus gedichtet, und schon ziemlich weit
ert.

In der Epoche, worin der Prometheus entstand, suchte Goethe
n neuer Prometheus nicht bloß durch Dichten, sondern auch
Bilden eine Welt künstlerischer Gestalten um sich hervorzu-
Er zeichnete die Portraits seiner Freunde im Profil auf grau
r mit weißer und schwarzer Kreide; wenn er dictirte oder sich
en ließ, entwarf er die Stellung der Schreibenden und Lesen-
iit ihrer Umgebung. Weil er jedoch das Unzulängliche dieser
hungen empfand, griff er wieder zu Sprache und Rhythmus
ichtete eine Reihe Kunstlieder, die ich in meinem Commentar
ethe's Gedichten in eine Gruppe zusammengestellt habe **).
mehreren derselben läßt es sich wenigstens mit Bestimmtheit
eisen, daß sie dieser Zeit angehören. So deutet auf das
ht, „Kenner und Enthusiast," oder: „Wahrhaftes
rchen," wie es ursprünglich überschrieben war, folgende
eines Briefes an Jacobi vom 21. August 1774: „Es ist
braven Jungens, etwas wohl über die Schnur zu hauen zu
m des Mädchens, das ihm Alles gab, was es hat,
, junges, warmes Leben" ***). Am 4. Dec. sandte er
erck das Sendschreiben von V. 13 an, und am nächsten
die zwölf ersten Zeilen desselben mit den jetzt „des Künst-

*) S. Goethe's u. Schiller's Briefwechsel Nr. 290 u. Nr. 321, a.
**) S. den ersten Band des Commentars, S. 262,
***) Vergl. V. 3 u. 4 des Gedichtes.

lers Abendlied" bildenden Strophen zusammengeschrieben. Eben so dürfen wir annehmen, daß „Guter Rath" und „Künstlers Morgenlied" in dieselbe Zeit gehören, da sie zusammen mit dem „Wahrhaften Mährchen" in „Mercier's neuem Versuch über die Schauspielkunst" (Leipzig, 1776) als Anhang „aus Goethe's Brieftasche" zuerst veröffentlicht wurden. In allen diesen Liedern fühlt er sich noch als Künstler, aber als einen solchen, der, was ihm die Seele lebendig füllt, nur stotternd zu sagen vermag, dem die innere Schöpfungskraft in den Fingern nicht nach Wunsche bildend werden will.

Zum Schlusse des Capitels erwähnen wir noch einiger anderen Gedichte, welche in diese Zeit fallen, eines odenartigen: „An Schwager Kronos," zweier Balladen: „Der König in Thule" und „der untreue Knabe," und eines Gelegenheitsgedichtes: „Dem Passavant- und Schüblerischen Brautpaare." Das letzte sollte von den Geschwistern des Bräutigams am Hochzeitstage, den 25. Juli 1774, überreicht werden. Die Passavant's gehörten zu den angesehensten reformirten Familien von Frankfurt. Mit einem Sohne dieses Hauses, Jacob Ludwig, der später reformirter Pfarrer und Consistorialrath in seiner Vaterstadt wurde, war unser Dichter, wie bereits angedeutet worden, befreundet. Ein Bruder desselben, Jacob Passavant, war der Bräutigam. Das Gedicht, welches Goethe vom Rheine her (während der Reise mit Lavater) einsandte, kam zu spät an, und ward daher von den Geschwistern nicht mehr benutzt und auch nicht gedruckt. Der eben erwähnte Pfarrer bewahrte es aber sorgfältig auf, und überreichte es dem Ehepaar bei der Feier seiner goldenen Hochzeit. Der beiden genannten Balladen haben wir schon oben gedacht. Sie bilden, dem Sujet, wie dem Tone der Behandlung nach, einen Gegensatz zu einander. Treue bis in den Tod ist das Thema des „Königs in Thule," und dem Ernste dieses Gegenstandes entsprechend ist der würdige, ja feierliche Ton, der sich durchgängig in den Sprachklängen, zumal in den tönenden Endreimen kund gibt. Dabei ist jedoch der Ausdruck schlicht und einfach; und trotz aller Innigkeit, wovon das Gedicht durchströmt ist, drängt sich nirgendwo ein sentimentaler Zug vor; vielmehr trägt es in seiner naiven Haltung ganz das Ge-

äge der Volkslieder, sowie auch der jambische Rhythmus nicht enge festgehalten, sondern nach Art des Volksliedes jedem Verse ie gleiche Anzahl von Hebungen (drei) zugetheilt ist. In dem „un- :uen Knaben" macht sich der Dichter, wie noch später im Todten- nz und in der wandelnden Glocke, mit der Darstellung des Schauer- chen einen Spaß. Er nahm das Stück in die Oper Claudine auf ıd legte es dort darauf an, die wieder erwachte Neigung für grau- ge, gespensterhafte Balladen, wozu eben Bürgers Lenore einen kräf- gen Anstoß gegeben, damit ein wenig zu persifliren. Wie in der Sprache dieses Gedichtes, so athmet auch in dem Ausdruck der Ode An Schwager Kronos" der Geist der Genie-Periode. Nichts wider- rebte jenem Geiste mehr, als ein ängstlich bedächtiges Zurathhalten er Kräfte; mochte man auch nur kurze Zeit leben, es mußte rasch nd energisch gelebt sein; die zugemessene Spanne Zeit mußte man nit der größtmöglichen Summe von Genuß und Thätigkeit erfüllen. In solchem Sinne ist diese Ode gedichtet. Mit genialem Takt sind inige Stellen, besonders der Schluß, auf dem gemeinsamen Grenz- ain des Komischen und Erhabenen gehalten. Ist gleich der uralt- hrwürdige Kronos in einen modernen Postknecht verwandelt („Töne, Schwager, in's Horn!"), so hält doch der dithyrambische Schwung er Gefühle jeden Anflug des Gemeinen und Niedrigen fern. — Was die Entstehungszeit des Gedichtes betrifft, so soll es, nach einer Angabe der Quartausgabe, den 10. Oct. 1774 in der Postchaise entstanden sein. Es würde darnach der sogleich zu erzählenden Epoche aus dem Leben unsers Dichters angehören, und eine sehr interessante Verwebung von Bild und Wirklichkeit darstellen.

Sechstes Capitel.

Besuch von Klopstock. Bekanntschaft mit den Prinzen von Weimar. Reise nach Mainz. Prometheus, Deukalion und seine Recensenten. Studien (Spinoza). Besuche von Jacobi und Stilling. Verhältniß zu Lili (Elisabeth Schönemann). Lieder an Lili. Häufiger Aufenthalt zu Offenbach. André. „Sie kommt nicht," ein Drama. Verlobung. Verhältniß zu Auguste Stolberg. Erwin und Elmire. Claudine von Villabella. Stella.

Ueber den Arbeiten, die wir zuletzt betrachtet haben, war das Spätjahr 1774 herangerückt. Lud jetzt das unfreundliche Wetter nicht mehr zu Ausflügen in die Nähe und Ferne ein, so ward Goethe dafür durch angenehme und förderliche Besuche interessanter Männer wenigstens theilweise entschädigt. „Eins, was mich glücklich macht," schrieb er zu Anfang des folgenden Jahres an eine Freundin, „das sind die vielen edeln Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter vielen unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Anderen wiederfindet." Zu den „unerträglichen" gehörten besonders dürftige und unverschämte Abenteurer, die sich an den zutraulichen und hilfseifrigen Jüngling wandten, indem sie ihre dringenden Forderungen durch wirkliche wie durch vorgebliche Verwandtschaften oder Schicksale unterstützten. Sie borgten ihm Geld ab und brachten ihn in den Fall, wieder borgen zu müssen, so daß er mit begüterten Freunden darüber in das unangenehmste Verhältniß gerieth. Dergleichen mißliche Erfahrungen wurden jedoch durch den Zuspruch mancher bedeutenden und geistreichen Männer mehr als aufgewogen, und von diesen ist vor Allen Klopstock zu nennen.

Wir haben schon früher erwähnt, wie Goethe mit ihm einen Briefwechsel angeknüpft. Jetzt, im Herbste, Anfangs October, erhielt er von ihm die Anzeige, daß er nach Carlsruhe zu ziehen und *auf der Reise* einzusprechen gedenke. Goethe fand sein Benehmen *ernst und abgemessen*, seine Unterhaltung klar und bestimmt und zu-

eich gefällig und angenehm. Im Ganzen hatte seine Gegenwart was von der eines Diplomaten. Er schien sich als ein Mann von igenwerth und dabei als Stellvertreter höherer Wesen, der Relion, der Sittlichkeit und Freiheit zu betragen. Auch hatte er die igenheit mit den Weltleuten gemein, daß er nicht von Gegenständen redete, worüber man gerade ein Gespräch erwartete und wünschte. Anstatt sich auf Unterhaltungen über poetische und literarische Dinge inzulassen, sprach er weitläufig über die edle Kunst des Eislaufs, iferte gegen das Wort Schlittschuh, wofür man Schrittschuh zu agen habe, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf den geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer einherschreite, empfahl angelegentlich statt der hohen, hohlgeschliffenen Schrittschuhe die breiten flachgeschliffenen Isländischen, und erging ich sogar in Belehrungen über Kunstreiten und Bereiten der Pferde. Daß er, wie Goethe berichtet, Gespräche über sein Metier ablehnte, t auffallend genug; denn er kam eben vom Göttinger Dichterbunde er, mit dem er große Projecte hatte, woran auch Goethe betheiligt var. Er gedachte den Hainbund zu einem allgemeinen Bunde deutscher Dichter, zu einer wirklichen Gelehrtenrepublik zu erweitern und ls solche zu organisiren; und zur Theilnahme wollte er vor Allen Goethe, Schönborn, Gerstenberg und einige andere Männer von cht deutschem Sinne einladen *). Sollte er über diese Angelegenheit, ie ihn so lebhaft beschäftigte, kein Wort mit Goethe gewechselt aben? Vielleicht überzeugte er sich durch die persönliche Anschauung Goethe's, daß dieser eine zu selbstständige Natur sei, um sich in ein iterarisches Gemeinwesen, wie er es beabsichtigte, hineinzufügen, nd verschwieg ihm daher seine Plane.

Folgenreicher für die Zukunft war ein anderer Besuch, von em Goethe etwas tiefer in den Winter hinein überrascht ward. Eines Tages (es war am Abend des 11. Decembers) trat ein wohlgebildeter schlanker Mann in sein Zimmer, der sich als Begleiter des Prinzen Constantin von Weimar zu erkennen gab und sich von Knebel nannte. Nach einem interessanten Gespräche über literarische Verhältnisse und den Weimarischen Hof, eröffnete er

*) S. Prutz, der Göttinger Dichterbund, S. 321 ff.

Goethe'n, daß sein Herr und dessen Bruder, der Erbprinz Carl August von Weimar, so eben in Frankfurt angelangt seien und des jungen Dichters Bekanntschaft zu machen wünschten. Goethe war sogleich bereit, den beiden Fürsten aufzuwarten, und ward von ihnen frei und freundlich empfangen. Ein günstiger Zufall bot die schönste Gelegenheit zu einer Unterhaltung, die ein gutes Vorurtheil für Goethe bei dem Prinzen erregen mußte. Es lag nämlich der erste Theil von Möser's patriotischen Phantasieen frisch geheftet und unaufgeschnitten auf dem Tische. Dieses Werk hatte Goethe mit dem wärmsten Interesse gelesen, und vermochte so den damit noch unbekannten hohen Reisenden eine ausführliche Relation zu liefern. Hieran knüpfte sich ein Gespräch, worin Goethe dem jungen Erbprinzen, der den besten Willen hatte, an seiner Stelle Gutes zu wirken, sich im vortheilhaftesten Lichte darstellte, indem er in Möser vorzüglich solche Schriftsteller zu schätzen schien, deren Talent aus dem thätigen Leben ausgeht und in dasselbe unmittelbar nützlich zurückfließt. Bei fortgesetzter Unterhaltung schob sich, wie in den Mährchen der Tausend und Einen Nacht, ein bedeutendes Thema in und über das andere; manches klang nur an, ohne daß man es hätte verfolgen können; und so wurde, weil der Aufenthalt der jungen Herrschaften in Frankfurt nur kurz sein konnte, Goethe'n das Versprechen abgenommen, daß er nach Mainz folgen und dort einige Tage zubringen wolle, was er denn auch herzlich gern zusagte.

Er eilte freudig mit der Nachricht nach Hause, fand aber damit bei dem Vater nicht den gehofften Empfang. Dieser hatte, seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen gemäß, sich stets von den Großen entfernt gehalten und pflegte durch manche lateinische und deutsche Kernworte, wie »Procul a Jove, procul a fulmine,« „Lang bei Hofe, lang bei Höll!" vor dem Umgange mit Fürsten zu warnen. So behauptete er jetzt, die Einladung sei nur geschehen, um den jungen Dichter in eine Falle zu locken und für den an Wieland verübten Muthwillen Rache zu nehmen. Goethe war vom Gegentheil völlig überzeugt, konnte aber doch nicht gerade gegen des Vaters Ansicht handeln, und andererseits auch nicht wohl sein Versprechen zurücknehmen, ohne undankbar und unhöflich zu erscheinen. In solchen Fällen wandte er sich gewöhnlich um Vermittelung an Frau-

n Klettenberg und seine Mutter, welche beide er Rath und
zu nennen pflegte. Allein die Freundin war leider bettlägerig
so wurde denn die Mutter an sie abgesandt, um ihr Gutachten
olen, und da dieses für Goethe's Seite günstig ausfiel, gab
auch der Vater, obwohl ungläubig und ungern, seine Ein-
ung zur Reise nach Mainz.
Knebel, von Goethe sogleich auf's Lebhafteste angezogen, hatte
tschlossen, den 12. December noch bei ihm in Frankfurt zu
n, und fuhr nun am 13ten mit ihm nach Mainz, von wo er
h an seine Schwester Henriette berichtete: „Ich blieb gestern
in Frankfurt, um den besten aller Menschen zu genießen.
bin ich mit ihm hierher gefahren, wo wir unsere Prinzen
angetroffen haben, und diesen Abend werden wir in die Ko-
gehen." In Mainz wurden die zu Frankfurt begonnenen Ge-
fortgesetzt und neue angeknüpft; und indem hierbei der
n deutschen Literatur und ihrer Kühnheiten gedacht ward,
es sich ganz natürlich, daß jene famose Farce gegen Wieland
prache kam. Goethe bemerkte gleich Anfangs mit Vergnügen,
an die Sache heiter und lustig nahm; er erzählte mit aller
ät seinen neuen Gönnern den arglosen Ursprung des Stückes,
uns schon bekannt ist *); und, um sie völlig zu überzeugen,
ierbei keine Persönlichkeit noch eine andere Absicht obwalte,
er auch die lustige und verwegene Art mit, wie sich die jungen
einischen Gesellen einander zu necken und zu verspotten pfleg-
d heiterte dadurch die Gemüther vollends auf. Nach manchem
und Wiederreden über den Gegenstand ward er endlich veran-
Wielanden einen freundlichen Brief zu schreiben, oder auch
ht nur einem Briefe Knebel's an Wieland einige freundliche
hinzuzufügen, wozu er die Gelegenheit um so lieber ergriff,
ieland sich schon im Mercur über jenen Jugendstreich sehr
erklärt hatte. So flogen die wenigen Tage des Mainzer
halte s für Goethe angenehm und belebend vorüber. Waren
rstlichen Gönner durch Visiten und Gastmähler außer dem
gehalten, so blieb er bei ihren Reisebegleitern, portraitirte

*) S. oben S. 115 f.

Manchen und vergnügte sich auch wohl auf dem eingefrorenen Festungsgraben mit Schlittschuhlaufen. Voll des genossenen Guten kehrte er nach Frankfurt zurück und gedachte sich dort durch umständliche Erzählung bei den Aeltern und Fräulein von Klettenberg das Herz zu erleichtern. Allein er fand nur verstörte Gesichter und erfuhr, daß mittlerweile seine edle Freundin gestorben sei. Dieser Verlust mußte ihm in seiner jetzigen Lage, wo er ihres Rathes, ihrer Theilnahme mehr als je bedurfte, doppelt schmerzhaft sein, und dazu kam noch, daß im älterlichen Hause der fortdauernde hartnäckige Argwohn des Vaters gegen die Absichten der weimarischen Fürsten jeder freien und gemüthlichen Mittheilung ein Hinderniß in den Weg legte. So fand sich Goethe denn mit seinen Erzählungen zu den jüngeren Freunden hingedrängt, denen er denn freilich die Sache recht umständlich überlieferte.

Allein daraus sollte für ihn bald eine sehr unangenehme Folge entspringen; denn im nächsten Frühjahr erschien eine Flugschrift in dramatischer Form, „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" betitelt, worin sich Einiges auf den Mainzer Aufenthalt und dortige nicht weiter mitzutheilende Aeußerungen bezog. Goethe, der in Wahrheit und Dichtung, wie es scheint, aus ferner Erinnerung über die Farce berichtet (wie er denn auch den Titel unvollständig angibt), spricht von kleinen Holzschnittfiguren, die man statt der Personennamen zwischen den Dialog gesetzt; durch allerlei satyrische Bilder habe man diejenigen Kritiker zu bezeichnen gesucht, die sich über seine Arbeiten, besonders über Werther's Leiden und was ihnen verwandt war, öffentlich hatten vernehmen lassen. In dem mir vorliegenden Exemplar fehlen diese Holzschnitte *), und als Dramatis personae treten außer Prometheus (Goethe) und Deukalion (Werther) noch folgende auf: Papagei (Buchhändler Weygand in Leipzig), Gans (?), Esel (Hauptpastor Götze in Hamburg), Nachteule und Frösche (Claudius im Wandsbecker Boten,

*) Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieser Schrift hat Düntzer in seinen „Studien zu Goethe's Werken" Elberfeld u. Iserlohe 1849, S. 212 ff. die Farce mit den Holzschnittfiguren als Anhang zu dem Aufsatz „Goethe's Lotte und die Leiden des jungen Werther's" abdrucken lassen.

›essen Vignette sich eine Nachteule und Frösche befanden), Reiter Kopf (der Altonaer Postreiter), Löwe (Hamburger Correspon-›), Staarmatz (der Verfasser der „Berichtigung der Geschichte jungen Werther's"), Mercur (Wieland), Iris (J. G. Jacobi), ngutang (Nicolai), Hanswurst, aber kein brummender Bär, wo-Goethe spricht. Ein Epilogus des Hanswursts im Volksdialekt t gegen das Aufdecken des wirklich Thatsächlichen, das der Dich-; zu Grunde liegt:

Sagt mer, was thät wohl kumme herus,
Zögt ihr d'Jack und d'Hosen mir us?
Würd vym Teufel schön do stahn!
Mehnt ihr denn, i hätt' sie umsunst an?
S'ist ä Flegelay, das ufzdecke,
Was äner mühsam erst thäte 'verstecke;
Und wer was hat geschenkt bekumme,
Muß nit lang froge, woher men's genumme.

Auch der Löwe spricht sich gegen das „Viertheilen und Anato-›n, Seciren und Exenteriren, Kritisiren und Epitomisiren" aus; metheus aber, der seinen neu geschaffenen Deukalion in die t schickt, will einmal „zum Spaß sondiren, was Andere von raisonniren." Iris hat das zärtliche Herz voll von Deukalion schwatzt

A la J(acobi) viel Stunden lang
Von Herz und Empfindung und Minonens Gesang;

: aus Furcht vor dem Orangutang zieht sie sich zurück; Mercur ›t ihr aus Politik den Arm. Orangutang setzt dem Deukalion n andern Kopf auf, — nicht, wie Gervinus meint, ein Stich den Sebaldus, der sich an Thümmel's Wilhelmine anlehnt, ›ern zunächst auf Nicolai's „Freuden des jungen Werther's", dem daher der Papagei sagt: „Der will uns einen zweiten ›ald geben."

Goethe war über diese unerwartet und anonym hervortretende duction sehr betroffen. Dem Styl und Tone nach mußte sie aus *Gesellschaft entsprungen* sein, welche sich um ihn gebildet hatte,

ja, man hätte das Werkchen für seine eigene Arbeit halten
wie er denn auch wirklich selbst seine Manier darin wied
Aeußerst verdrießlich, daß nach den eben an Wieland g
benen zutraulichen Worten hier wieder neuer Anlaß zu
trauen und Unannehmlichkeiten gegeben war, schalt er heft
den unbekannten Verfasser, der sich gut zu verstellen wußte
Ungewißheit über den Urheber des Scherzes dauerte indes
lange; Goethe glaubte bald bei lautem Lesen der Schrift in
nen Einfällen und Wendungen ganz deutlich Wagner zu
und in der That hatte sich dieser schon, durch Goethe's Zorn
stigt, bei dessen Mutter als Verfasser bekannt und um ihr
sprache gebeten. In dem Behagen über seine glückliche Sp
war Goethe leicht zur Versöhnung zu bewegen. Um aber in w
Kreisen dem Vorurtheil über die Autorschaft entgegenzutreten
er folgende Erklärung drucken, welche Riemer unter Goethe's
spondenz mit Knebel vorgefunden: „Nicht ich, sondern He
Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und
lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's, w
nen Freunden und dem Publico, ein Räthsel, wer meine Ma
der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen u
gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir de
fasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung
schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen.
übersandte ein Exemplar des Druckblattes an Knebel m
eigenhändigen Postscriptum: „Ich vermuthe, daß Sie was v
Sache wissen, drum schicke ich das mit. Weiter mag ich h
nichts sagen." Hiernach dürfen wir die Zweifel, die der Hera
der Merck'schen Briefe in den Berichtigungen und Nachträgen
Goethe's eigene Mittheilungen in Wahrheit und Dichtung e
hat, als gänzlich beseitigt ansehen. Die Verwandtscha
Prometheus mit Goethe's kleineren satyrischen Productio
Styl und Gedanken erklärt sich zur Genüge aus Ro
Beobachtung: „daß in einer sehr innigen Gesellschaft die S
arten sich einander so nähern, wie die Charaktere, und da
die Seelen der Freunde sich vermischen, eben so auch ihre

zu denken, zu empfinden und sich auszudrücken, in einander fließen" *).

Kehren wir von dieser für Goethe sehr unangenehmen Angelegenheit, womit wir vorgreifend in das Jahr 1775 hinübergetreten sind, in die letzte Zeit des Jahrs 1774 zurück, so erwähnen wir zunächst seiner damaligen Studien und Arbeiten. Sehr anhaltend beschäftigten ihn die oben genannten patriotischen Phantasieen von Möser, und so groß war seine Begeisterung für die Schrift, daß er am 28. December 1774 folgenden Brief an Möser's Tochter, Frau von Voigts zu Osnabrück, richtete: „Madame! Man ergötzt sich wohl, wenn man auf einem Spaziergange ein Echo antrifft; es unterhält uns; wir rufen, es antwortet. Sollte denn das Publikum härter, untheilnehmender, als ein Fels sein? Schändlich ist's, daß die garstigen Recensenten aus ihren Höhlen im Namen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat. Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die patriotischen Phantasieen Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater, nehmen Sie diesen Gruß so mit ganzer Seele auf, wie ich ihn gebe, und lassen sich nicht an der Ausgabe des zweiten Theiles hindern." Man sieht, die Keime regten sich jetzt schon in seinem Innern, die später in Weimar zu einer so reichen Fruchtfülle amtlicher Wirksamkeit sich entfalten sollten.

---

*) S. Jacobi's auserles. Briefwechsel. Nr. 83. Merck wollte trotz der gedruckten Erklärung nicht den Glauben aufgeben, daß Goethe die Farce gedichtet habe. „Er scheint die Folgen (seiner muthwilligen literarischen Scherze) schon zu empfinden," schrieb Merck an Nicolai den 6. Mai 1775, „weil er sogar gegen mich, als Herzensfreund, auf Ehre und Treue läugnet, daß er der Verfasser des Prometheus sei. Aus einer gedruckten Erklärung werden Sie gesehen haben, daß ein gewisser Wagner der Verfasser davon ist, ob ich's gleich nicht glaube." — Dagegen schrieb Jacobi an Wieland den 22. März 1775: „Die Unmöglichkeit (daß Goethe der Verfasser sei) ist mir so auffallend, daß mir ganz schwindelig wird, wenn ich nur einen Augenblick versuche, das Gegentheil zu denken."

Wie aber Goethe's geistige Thätigkeit überhaupt leicht die heterogensten Gegenstände verknüpfte, so schlossen sich an jene auf das praktische Leben gerichtete Betrachtungen sogleich höhere metaphysische Studien an. Er hatte die Lectüre Spinoza's eine geraume Zeit ruhen lassen und ward nun durch Widerrede zu ihm zurückgetrieben. Eine Controverse gegen den Philosophen, die er in seines Vaters Bibliothek fand, veranlaßte ihn, den Artikel Spinoza in Bayle's Wörterbuch nachzuschlagen, und da ihm auch dieser Unbehagen und Mißtrauen erregte, so wandte er sich wieder zum Studium der Werke selbst, denen er schon so viel schuldig geworden war, und fühlte sich abermals von derselben Friedensluft angeweht. Indem wir hier mit einigen Worten auf Goethe's Verhältniß zu Spinoza zurückkommen, wiederholen wir vorerst die Bemerkung, daß bei dem, was Goethe mit ihm Uebereinstimmendes zeigt, nicht von einer Entlehnung die Rede sein kann; vielmehr diente ihm das Studium dieses Denkers nur zur Aufhellung dessen, was er mitbrachte, zu einer reinern Selbstverständigung. Er rühmte und bewunderte aber vor Allem an Spinoza seine großartige Resignation, die nicht darin bestand, daß er in der Ueberzeugung von der Eitelkeit aller Dinge, sich möglichst außer Beziehung zu ihnen setzte, sondern nichts Anderes als die Kraft seines Geistes und Gemüthes war, an den Dingen ein uneigennütziges, intellectuelles Interesse zu nehmen. Um aller partiellen Resignation überhoben zu sein, resignirte er ein- für allemal im Ganzen; d. h. wie Goethe es selbst erläutert, „er probirte nicht der Reihe nach eine Menge von Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien und Steckenpferden durch, um zuletzt in den gotteslästerlichen Spruch einzustimmen, daß Alles eitel und nichtig sei, sondern er suchte sich des Gedankens der Dinge zu versichern, und ließ sich an dessen Besitz und Entfaltung genügen; er überzeugte sich vom Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen, und bildete sich solche Begriffe, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, vielmehr bestätigt werden." Der Unterschied dieser beiden Resignationsarten in allen ihren Folgen und Wirkungen ist unermeßlich; führen jene partiellen, successiven Entsagungen allmälig zu einem alle Kraft und Lebenslust untergrabenden Mißmuth und Ueberdrusse an der Welt hin, so entspringt im

Gegentheil aus dieser allgemeinen Resignation erst die rechte und dauernde Lebensfreude; wer sich mit Spinoza entschließen kann, statt in der ewig wechselnden Hingabe an das einzelne Lebendige Befriedigung zu suchen, sich des Mittelpunktes der Lebendigkeit zu bemächtigen, der Quelle, wohin der Strom nicht aufwärts fließen kann, ihn zu ertränken, der wird auch mit ihm das vivere momento zu seinem Lebenssymbolum wählen.

Auch Goethe war frühe von der Nothwendigkeit durchdrungen, sich durch eine solche Resignation geistig frei und unabhängig zu machen. „Je ungebundener ich lebte," sagt er selbst, „und je froher ich mich gegen meine Gesellen und mit meinen Gesellen äußerte, wurde ich doch sehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel auf den Gedanken, es sei das Beste, uns wenigstens innerlich unabhängig zu machen." Zur Aufhellung dieses Gedankens, zur Beschleunigung dieser Krisis in seinem Gemüthe hat nun ohne Zweifel das Studium Spinoza's wesentlich beigetragen, und das ist die wichtigste Einwirkung, die Goethe von ihm erfahren hat. Uebrigens finden sich bei ihm, namentlich in späteren Jahren, wo der Gedanke bei ihm in größerer Reinheit hervortrat, manche einzelne Resultate und ausdrückliche Lehren des Spinozismus wieder, welche W. Danzel vortrefflich nachgewiesen hat. So ist seine Unerkennbarkeit Gottes ganz die der Spinozischen Substanz, welche anders, als in den Attributen, nicht erkannt werden kann, weil diese eben die Seiten sind, mit welchen sie sich der Erkenntniß darbietet. „Der Verstand," heißt es in den Gesprächen mit Eckermann, „reicht zu der Natur nicht hinauf; der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft zu erheben, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält, und die von ihr ausgehen." Und an einer andern Stelle: „Was wissen wir denn von den Ideen des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen? Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch zu kurz kommen, und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften (Attribute) nichts gesagt haben." Anderes erscheint geradezu wie Reminiscenz aus Spinoza: „Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe,

sondern ich fühle, es ist der Verstand, die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon so viel, daß er Theile des Höchsten erkennen kann." Denn auch Spinoza faßt das menschliche Denken als ein zerstücktes göttliches *).

Verfolgen wir nun den Lebensfaden unseres Freundes in das Jahr 1775 hinüber, so haben wir zunächst abermals einiger Besuche, die Goethe von bedeutenden Männern empfing, zu gedenken. Im Januar verweilte Jacobi, auf einer Reise nach Mannheim und Carlsruhe begriffen, mehrere Wochen, bis in den Februar hinein zu Frankfurt, wo denn der am Rheine geschlossene Freundschaftsbund noch fester und inniger geknüpft ward. Sie verkehrten viel mit Johanna Fahlmer und dem Brentano'schen und Gerock'schen Kreise, und Goethe machte seinen Freund mit Klinger und seinen übrigen Frankfurter Genossen bekannt. Ferner hatte zu Anfange des Jahrs Jung-Stilling gemeldet, daß er nach Frankfurt kommen werde, um dort an einem angesehenen und sehr reichen Manne (dem Oberhofmeister von Lersner), der schon längere Zeit erblindet war, eine Staaroperation vorzunehmen. Jung hatte sich durch mehrere gelungene Operationen dieser Art am Niederrhein ein großes Zutrauen erworben, und gedachte nun, durch ein jedenfalls zugesichertes Honorar von tausend Gulden angelockt, in der Gegend von Frankfurt seinen Ruf weiter auszubreiten. Er scheint nach der Mitte Februars angekommen zu sein, und fand in der Goethe'schen Familie die freundlichste Aufnahme. „Goethe freute sich innig," so erzählt Jung selbst, „seinen Freund Stilling auf einige Zeit bei sich in Frankfurt zu haben; seine Aeltern boten ihm während seines Aufenthaltes den Tisch an und mietheten ihm in ihrer Nachbarschaft ein hübsches Zimmer; dann ließ auch Goethe eine Nachricht in die Zeitung rücken, um damit mehrere Nothleidende herbeizuziehen." Nach einigen ärztlichen Vorbereitungen ward der Staarstich auf beiden Augen unternommen, aber leider ohne den gewünschten Erfolg. Als einige Tage zwischen Furcht und Hoffnung hingegangen waren, blieb kein

*) Den Leser, der diesen Gegenstand weiter zu verfolgen wünscht, müssen wir auf Danzel's tiefsinnige, nur leider in etwas schwerfälliger Form sich bewegende Schrift „Ueber Goethe's Spinozismus" (Hamburg, 1843) verweisen.

eifel, daß die Cur mißlungen sei. Jung gerieth darüber in einen
stand, worin er sich gegen die innerste, tiefste Verzweiflung weh-
mußte; und seine theilnehmenden Tischgenossen hatten Mühe,
nur einigermaßen aufrecht zu halten. Goethe bekennt in Wahr-
t und Dichtung, daß ihm Jung's Umgang in seiner damaligen
bensepoche weder erfreulich noch förderlich gewesen sei. Zwar
erließ er es einem Jeden gern, wie er sich das Räthsel seiner Tage
recht legen wollte; aber Jung's Art und Weise, auf einem aben-
erlichen Lebensgange Alles, was ihm vernünftiger Weise Gutes
gegnete, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben,
ien ihm doch zu anmaßlich; und die Vorstellungsart, alle schlim-
en Folgen, die aus Leichtsinn, Dünkel, Uebereilung, Nachlässigkeit
tspringen, gleichsam für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte
m auch nicht in den Sinn. Er ließ ihn jedoch, wie so viele An-
re, ruhig gewähren und schützte ihn nach wie vor gegen verletzende
ngriffe allzu weltlich gesinnter Menschen. Des Freundes tiefer
eelenkummer hätte auf ihn selbst niederdrückend wirken müssen,
äre er nicht jetzt schon gewohnt gewesen, in Spinozistischer Weise
olche Seelenzustände einer ernsten, freundlichen Betrachtung zu
terwerfen, und sich auf seine Weise zurechtzulegen." Jung schied
stlos und kehrte mit ängstlichem Blick in die Zukunft nach Elber-
d zurück.

Im Vorbeigehen sei noch erwähnt, daß gegen Ende Februar
icobi auf seiner Rückreise abermals einige Tage bei Goethe zu-
achte. Er fand unsern Dichter in lebhafter Gemüthsaufregung,
en Ursache wir bald kennen lernen werden, so daß der Austausch
er Gedanken und Gefühle sehr gestört sein mochte. Dasselbe war
i Klopstock's Besuch gegen Ende März, auf dessen Rückreise von
rlsruhe, der Fall. „Klopstock," heißt es in einem Briefe Goethe's
Knebel vom 14. April, „fand mich in sonderbarer Bewegung;
habe von dem Theuren nur geschlürft."

Nun aber müssen wir eines sehr bedeutenden Verhältnisses ge-
nken, welches eben in der Epoche, zu der unsere Erzählung vorge-
ckt ist, in Blüthe stand, aber bereits zu Anfange des Jahres, oder
r schon zu Ende des vorigen sich angeknüpft hatte. Durch seine
herigen Schriften und vielleicht noch mehr durch jene Anomalien

des Betragens, deren oben Erwähnung geschehen, hatte der jung Dichter die Aufmerksamkeit des Publikums in solchem Grade au sich gelenkt, daß an ein ungestörtes Schaffen in stiller Zurückgezogen heit nicht mehr zu denken war. Er erhielt Einladung auf Einladun von den angesehensten Familien in Frankfurt. Eines Abends (e mochte an einem der letzten Tage Decembers 1774 sein) ersuchte ih ein Freund, mit ihm ein kleines Concert zu besuchen, welches i Hause*) der Wittwe eines reichen reformirten Banquiers, Schöne mann, geb. d'Orville, gegeben ward. Ein Liebhaber von Allen was aus dem Stegreif geschah, nahm Goethe sogleich den Vorschla an, und fand eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Ein Flüge stand in der Mitte des Salons, an dem alsbald die einzige, fa siebenzehnjährige Tochter**) des Hauses, Elisabeth oder Lil Platz nahm und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth eine So nate vortrug. Die gefällige Leichtigkeit ihrer Bewegungen bei Spiel, eine gewisse Kindlichkeit in ihrem Betragen, die ungezwun gene Artigkeit ihrer Unterhaltung übten schon an diesem Abend ein große Anziehungskraft auf ihn aus, so daß er beim Abschiede di Einladung der Mutter zu baldiger Erneuerung des Besuches mi einer sehr angenehmen Empfindung annahm. Er verfehlte auch nich nach schicklichen Pausen, den Besuch zu wiederholen, wo sich den ein heiteres, verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaft liches Verhältniß zu weissagen schien.

Allein es währte nicht lange, so wurden diese Unterhaltunge traulicher und inniger. Lili erzählte ihm die Geschichte ihrer Jugen und wie sie im Genusse aller geselligen Vortheile und Weltvergnü gungen herangewachsen, schilderte ihm ihre Verwandten, ihre nächste Zustände, gedachte auch kleiner Schwächen, läugnete namentli nicht, daß sie eine „gewisse Gabe anzuziehen an sich bemerkt hab womit zugleich eine gewisse Eigenschaft fahren zu lassen verbunde sei;" und damit kam sie denn im Hin- und Wiederreden auf da

---

*) Es war das schöne Eckhaus auf dem großen Kornmarkte neben d deutsch-reformirten Kirche, jetzt Eigenthum des Kaufmanns Peter Bonn.

**) Sie war den 23. Juni 1758 geboren. Nach dem Tode des Vate 1763 hatte die Mutter das Bankgeschäft fortgesetzt.

Geständniß, daß sie diese Gabe auch an ihm geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von ihm sich angezogen fühle. Nach solchen, aus einer reinen, kindhaften Natur hervorgegangenen Eröffnungen fühlte sich Goethe bald von der heftigsten Leidenschaft umstrickt, — aber nicht ohne Widerstreben. Dieß spricht sich sogleich in einem der Lieder aus, die aus jenem Verhältnisse erwachsen sind: „Neue Liebe, neues Leben." Erstaunt über die Gewalt, womit ihn Lili sich zu eigen gemacht hat, fragt hier der Dichter sich selbst: „Herz, mein Herz, was soll das geben? u. s. w." Er sieht sich auf einmal in ein neues, ihm bisher fremdes Leben gerissen, in Assembleen und Concerte, in ein geräuschvolles Gesellschaftstreiben, das in all seinem bunten Wechsel für Geist und Gemüth doch so wenig wahre Ausbeute gewährte; und sein Herz, früher diesem Weltgetriebe so abhold, fügte sich zu seinem eigenen Erstaunen in so „viele Mißtage und Fehlstunden," weil Lili sich in diesen glänzenden Kreisen bewegte. Dahin waren seine wehmüthigen Rückerinnerungen an die idyllischen Tage in Sesenheim und Wetzlar, dahin der stille Fleiß, womit er in den letzten Jahren einen Götz, einen Werther, Clavigo und Anderes geschaffen, dahin der Eifer, womit er die nicht dichterisch productiven Stunden zu nützlicher Geschäftsthätigkeit verwandt hatte:

> Weg ist Alles, was Du liebtest,
> Weg, warum Du Dich betrübtest,
> Weg Dein Fleiß und Deine Ruh' —
> Ach! wie kamst Du nur dazu?

In dieselbe Zeit fällt das Gedicht an „Belinden," wie er Lili auch in den Widmungsversen vor Erwin und Elmire nennt. Es führt die Gedankenreihe des vorigen Gedichtes weiter. So lange er Lili nur in vertraulicher Häuslichkeit sah, fühlte er sich glücklich; durfte er sie auch nur selten besuchen, so träumte er desto mehr von ihr. Aber wie die beiden Liebenden sich mit jedem Tage unentbehrlicher wurden, mußte er, um nicht manchen Tag und manchen Abend von ihr getrennt zu sein, sich entschließen, ihren glänzenden Cirkeln beizuwohnen, wo er sich denn wie gänzlich umgewandelt vorkam:

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

In diesen manchmal peinlichen Zustand kam ein erfreu
Wechsel, als Lili im Frühlinge 1775 auf längere Zeit nach
nahe gelegenen, eben im Uebergange vom Dorf zur Stadt be
nen Offenbach auf Besuch bei Verwandten *) ging. Goethe w
jener Zeit gleichfalls häufig dort und quartirte sich dann be
als Componist bekannt gewordenen Joh. André ein. Sein
theilte sich damals zwischen Frankfurt und Offenbach, zwische
scher, kräftiger Thätigkeit und idyllischem Lebensglück. War
Frankfurt, so widmete er die frühesten Morgenstunden der
kunst, den wachsenden Tag den weltlichen Geschäften. Die le
bezogen sich theils auf die Verwaltung des väterlichen Vermö
theils auf Rechtsangelegenheiten und mancherlei Aufträge
Freunde seines Vaters. Denn wenn diesem gleich sein Charakt
kaiserlicher Rath keine juristische Praxis erlaubte, so war er
vielen Vertrauten als gründlicher und zuverlässiger Rechtsfreun
Hand, indem er die ausgefertigten Schriften von einem ordi
Advocaten unterzeichnen ließ. Er studirte die Acten zuerst bed
und sorgfältig durch, ehe er die Sache dem Sohne vorlegte, w
sodann die Ausfertigung mit solcher Leichtigkeit vollbrachte, da
Vater wohl einmal sagte, er würde ihn beneiden, wenn er
fremd wäre.

War aber Goethe in Offenbach, so flogen ihm die Stund
geistreich heiterer Geselligkeit, in vertrautem Gespräche mit de
liebten, im Anschauen der schönen Natur und in poetischen
musikalischen Kunstgenüssen dahin. Unter Anderem wurde Bü
Lenore, welche damals eben erschienen war, abwechselnd von A
nach eigener Composition und von Goethe in lebhafter Declam

---

*) Es war Lili's Onkel d'Orville, ein noch ziemlich junger le
und liebenswürdiger Mann. Ihm gegenüber wohnte der Fabrikherr
laus Bernhard, ein älterer Mann, der eine Schwester der Frau
mann geheirathet hatte, bei Goethe „Onkel Bernard" genannt.

vorgetragen. Durch Lili's Pianospiel ward André oft ganze Tage, bis nach Mitternacht, an die Gesellschaft gefesselt, wodurch denn die beiden Liebenden Gelegenheit zu längerem Beisammensein gewannen. Trat Goethe dann am nächsten Morgen aus dem Hause, so fand er sich in der freiesten, wenn gleich nicht ganz ländlichen Umgebung. Ueber ansehnliche Gebäude, zum Theil von städtischer Bauart, über terrassenartige Gärten mit Blumen und sonstigen Prunkbeeten schweifte der Blick über den Fluß bis an's jenseitige Ufer hin. Das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes in erster Morgenfrühe, und bald darauf eine sanft hingleitende lebendige Welt von Flößen, Marktschiffen und Kähnen klang harmonisch und beruhigend mit den Empfindungen der Liebenden zusammen, wenn sie, von den ersten Strahlen der Frühlingssonne begrüßt, einander wieder fanden.

Ein heller Glanzpunkt in der Reihe jener glücklichen Tage war ein Familienfest *), welches Goethe irrthümlich auf Lili's Geburtstag, den 23. Juni 1775 verlegt, wo er sich in der Schweiz befand. Sie hatte versprochen, nur den Morgen in Frankfurt zuzubringen und zu Mittag nach Offenbach zu kommen. Allein am Vorabende ließ sie Goethe'n, der gleichfalls in Frankfurt war, durch einen ihrer Brüder melden, daß es ihr unmöglich sei, an dem morgigen Feste Theil zu nehmen, und daß sie erst gegen Abend sich einfinden könne. Rasch entschlossen heftete Goethe mehrere Bogen mit schöner Seide zusammen und schrieb den Titel eines Drama's: „Sie kommt nicht, ein jammervolles Familienstück, welches, geklagt sei es Gott, den 23. Juni 1775 **) in Offenbach am Main auf das allernatürlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen

*) Düntzer's Vermuthung, daß es Goethe's und Lili's Verlobungsfeier gewesen sei, hat sehr wenig Wahrscheinlichkeit. Aus Allem geht hervor, daß die Verlobung eine selbst in den beiden Familien nicht öffentlich anerkannte war. Eher könnte man an den Geburtstag eines andern Mitgliedes des Offenbacher Freundeskreises denken. Lili mußte bei jedem Familienfeste von Allen schmerzlich vermißt werden.

**) Goethe trug seinen Irrthum selbst in den Titel des Stückes hinein, den er, weil das Ganze verloren gegangen war, aus dem Gedächtnisse wiederherzustellen suchte.

bis auf'n Abend." Mit laufender Feder wurde das Stück einen Theil der Nacht durch niedergeschrieben und einem Boten übergeben, der es am nächsten Morgen Punkt zehn Uhr dem Offenbacher Cirkel überreichen sollte. Der Inhalt dieser Gelegenheitsdichtung, von der sich weder Concept noch Abschrift erhalten hat, ist in Goethe's Selbstbiographie ziemlich detaillirt angegeben. Es schilderte den ganzen Gesellschaftskreis zu Offenbach, Herren und Frauen, bis zu den Kindern, den Domestiken und dem Briefträger, Jeden genau nach dem Leben. Die Handlung bestand in den mannigfachen Vorbereitungen und Anordnungen zum Feste und sodann in den verschiedenen Aeußerungen des Eindrucks, den die Nachricht von Lili's Nichtkommen verursachte. Goethe fand, als er Mittags in Offenbach eintraf, Alles in guter Laune über den Scherz, und Lili ward am Abende von so heiteren, ja lustigen Gesichtern bewillkommt, daß sie beinahe über die Munterkeit betroffen war, die sich trotz ihres Außenbleibens über die Gesellschaft verbreitet hatte, bis sich ihr das Räthsel durch den Vortrag des schmeichelhaften Stückes auflöste.

Uebrigens brachte Goethe manchmal eine dichterische Gabe, fremdes, wie eigenes Neue, in den empfänglichen Cirkel mit; und da auch André stets Vorrath von neuen Compositionen hatte, so regnete es von poetischen und musikalischen Blüthen auf die Gesellschaft herab. „Es war eine durchaus glänzende Zeit," erzählte Goethe selbst, „eine gewisse Exaltation waltete in dem Kreise, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage theilte sich dieß den Uebrigen aus unserem Verhältnisse mit." In dem Maße jedoch, wie es ihm mit diesem Verhältnisse ernster zu werden begann, mußten seine Besuche in Offenbach seltener und kürzer werden; um der Zukunft willen opferte er einen Theil der Gegenwart, indem er sich zu Hause in Geschäfte vergrub. Zum Theil aber mochte er auch durch solche Arbeiten einer geheimen Unruhe, einem innern Schwanken entfliehen wollen; denn er hatte sich früher fest vorgenommen, „kein schleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen," und fand sich nun doch wieder, ohne völlige Sicherheit eines günstigen Erfolgs, in *ein neues* verschlungen. In diesem Zustande kam dem liebenden *Paare eine* Hausfreundin, Demoiselle Delf aus Heidelberg, zu

Hilfe, die ohne egoistische Zwecke in solchen Fällen mit Geschick und Behagen die Mittlerin spielte. Seit vielen Jahren mit Lili's Mutter vertraut, ward sie von Goethe auch bei seinen Aeltern eingeführt. Wie sie es in beiden Häusern angefangen, um die Schwierigkeiten einer Verbindung zu beseitigen, hat Goethe nicht erfahren; genug, sie trat eines Abends zu dem jungen Paare und rief, die Einwilligung der Aeltern bringend, mit ihrem pathetisch gebietenden Wesen aus: „Gebt euch die Hände!" und die Liebenden sanken einander als Verlobte lebhaft bewegt in die Arme.

So erfuhr denn Goethe auf seinem wundersamen Lebensgange auch einmal, wie es einem Bräutigam zu Muthe war, und der Greis fand darin, nach fünfundfünfzig Jahren, „für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen." Aber das Behagen dieses Zustandes sollte nicht lange ungestört bleiben; denn es drängten sich ihm bald beunruhigende Zweifel und Bedenken auf. Seine Aussichten in die Zukunft, die Mittel, worüber er verfügen konnte, schienen ihm zu Lili's Persönlichkeit, zu ihrer bisherigen Lebensweise nicht in dem rechten Maße zu stehen; bei der Einrichtung seines älterlichen Hauses war freilich auf eine künftige Schwiegertochter Bedacht genommen, aber nicht auf eine solche, die glänzende Cirkel um sich zu vereinen gewöhnt war. Unter den beiderseitigen Aeltern hatte sich, selbst nach der von Demoiselle Delf eroberten Einwilligung, kein Verhältniß, kein Familienzusammenhang bilden wollen; verschiedene Sitten, verschiedene Religionsgebräuche hielten sie aus einander. Andererseits fand er wieder Beruhigung in dem Gedanken, daß ein rühriger Geist überall Fuß zu fassen vermöge; es waren ihm, wie er sagt, von Außen her (vielleicht schon von Weimarischer Seite) Aussichten zu „einer gedeihlichen Anstellung" eröffnet, und in Frankfurt selbst gab es gewisse collective Stellen, wie Residentschaften und Agentschaften, die sich durch Thätigkeit in's Grenzenlose erweitern ließen.

In diesen schwankenden Gemüthszustand, so wie überhaupt in die Geschichte des Verhältnisses zu Lili, werden uns tiefere Blicke durch einen schon gegen Anfang des Jahres angeknüpften Briefwechsel Goethe's eröffnet, der in vielfacher Beziehung den jungen Dichter und die ganze damalige Zeit charakterisirt. Er war, wi

uns bekannt ist, durch Gotter und den Musenalmanach mit den Göttingern, und so auch mit den beiden Grafen Stolberg in ein freundliches Verhältniß getreten. Die Letzteren zogen nun in ihre lebhafte Correspondenz mit Goethe auch ihre jugendliche, für Poesie glühende Schwester Auguste hinein, welche, wie man aus unsers Dichters Antworten sieht, zuerst ein paar anonyme Briefe an ihn richtete. Goethe's erster Brief, vom 26. Januar 1775, aus der frühesten Zeit seiner Bekanntschaft mit Lili, ist „Der theuern Ungenannten“ überschrieben und beginnt: „Meine Theure — ich will Ihnen keinen Namen geben; denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin oder ein Wort, das einen Complex von all' den Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter schreiben; Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den ersten Augenblick! — — Ich komme doch wieder — ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt u. s. w.“ Der zweite Brief, vom 13. Februar, gibt dann nähere Auskunft, warum es ihm bisweilen nur möglich wird, „ihr einige dumpfe, tiefe Gefühle vorzustolpern,“ und entwirft zugleich ein unvergleichlich lebendiges Doppelbild des damaligen Goethe: „Der theuern Ungenannten. Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock und sonst auch von Kopf zu Fuße in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom bedeutungslosen Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird *), der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft in's Concert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. — Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biber-Frack mit dem braunseidenen Halstuche und Stiefeln, der in der streichenden

*) Vergl. das Gedicht „An Belinden“ (s. oben S. 177 f.)

rluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe
Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend
beitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen
ten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen,
stalten seiner Freunde, seiner Gegenden und seines geliebten
aths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Weise auszu-
sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten
was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe
steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Ge-
ich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen
Das ist der Goethe, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen,
f einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu
en, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen
Zeit zu leben." ... „Ob mir übrigens verrathen worden ist,"
es gegen Ende des Briefes, „wer Sie sind, thut nichts zur
; wenn ich an Sie denke, fühle ich nichts, als Gleichheit, Liebe,
"

Einen Brief vom 6. März finden wir schon in Offenbach ge-
n „auf dem Lande, bei sehr lieben Leuten, in Erwartung —"
? das verräth er seiner „lieben Auguste" noch nicht; er fügt
azu: „Gott weiß, ich bin ein armer Junge." Auf eine wun-
Weise mischt sich die Schwärmerei für die entfernte, nie ge-
Freundin mit der Leidenschaft für die gegenwärtige Geliebte.
, Liebe," schreibt er an Auguste, „bleiben Sie mir hold! Ich
ich könnt' auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Auge rasten!
Gott, was ist das Herz des Menschen!" ... „O, wenn ich
cht Drama's schriebe," heißt es später, „ich ginge zu Grunde."
rtraut er auch seinen Aerger über die Recensenten: „Ich bin
sgraben und Seciren meines armen Werther's so satt. Wo
eine Stube trete, find ich das Berliner ꝛc. Hundezeug, der
hilt drauf, der Andere lobt's, der Dritte sagt, es geht doch
d so hetzt mich Einer wie der Andere. — Nun denn, Sie
mir auch das nicht übel! Nimmt mir's doch nichts an mei-
nern Ganzen, rührt und rückt's mich doch nicht in meinen
n, die immer nur die aufbewahrten Freuden und
meines Lebens sind." — Mit jedem weitern Brie

wächst nun die Innigkeit Goethe's; schon im vierten, aus Billeten vom 19. bis zum 25. März zusammengesetzt, wird die Reichsgräfin mit dem traulichen Du angeredet, wenn auch später mitunter das Sie wiederkehrt; sie tauschen ihre Silhouetten, theilen die kleinsten Lebensereignisse, „Tritt und Schritt," in Tagebuchform einander mit. „Wenn Du leidest," schreibt Goethe, „meld' es mir; ich will Alles theilen, — dann laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich Dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte Dich, verfolge mich mit Deinen Briefen dann und rette mich vor mir selbst!"

Das selige Leiden, „die Anmuth des Unglücks," worin wir unsern Freund in dieser Epoche befangen sehen, spricht sich auf eine sehr zarte Weise in den Gedichten „Wehmuth" und „Haidenröslein" aus, welche ursprünglich Gesangstücke der kleinen Oper „Erwin und Elmire" bildeten. Nach der Stelle, wo Goethe dieses Singspiels in Wahrheit und Dichtung erwähnt, möchte man seine Entstehung in die letzte Hälfte des Jahres 1775 setzen. Es gehört aber dem ersten Vierteljahre an, da die Iris es schon in dem dritten Stücke des zweiten Bandes, im Märzhefte 1775, brachte, und André am 12. Juni bereits eine Composition desselben fertig hatte *). Die Anregung zu dieser Dichtung empfing Goethe aus der Ballade Turn gentle hermit of the dale in Goldsmith's Landprediger von Wakefield. Eine durchgängig metrische Gestalt hat das Stück erst später in Italien erhalten; anfänglich war es ein Drama in ungebundener Rede mit eingelegten Liedern, „ein Schauspiel mit Gesang," wie damals der Zusatz zum Titel lautete. Auch in der Anlage unterscheidet sich die ältere Bearbeitung wesentlich von der neuern. Das „Schauspiel mit Gesang" besteht nur aus Einem Aufzuge, während das „Singspiel" in zwei Acte zerlegt ist; in jenem treten außer Erwin und Elmire noch Elmirens Mutter Olympia und Bernardo, ihr „französischer Sprachmeister" und Freund, auf, welcher letztere das Haupttriebrad der Handlung ist; in diesem ist, statt Olympia's und Bernardo's, dem Hauptpaare ein zweites Paar von Liebenden, Rosa und Valerio, zur Seite gestellt, welches

*) S. dessen Bekanntmachung in der Iris am Ende des 3. Bandes.

: weniger bewußte und planmäßige Weise, als Bernardo, die
.ng in Gang bringt. Dem Dialoge des ältern Stückes fehlt
t an den Derbheiten der Genieperiode, aber auch nicht an
.icher Frische und geistreicher Beweglichkeit. Besonders in-
it ist die erste Scene, ein Gespräch Elmirens und ihrer Mut-
orin die letztere von der modernen und der ältern Erziehung
idchen ein vergleichendes Gemälde mit sehr markigen Pinsel-
: entwirft.
Ohne Zweifel war es die Bekanntschaft mit André, was un-
Dichter den Anstoß gab, noch ein zweites „Schauspiel mit
z," Claudine von Villa Bella, zu schreiben. Wie die
: seines Zusammenlebens mit Breitkopf durch das Leipziger
büchlein bezeichnet ist, so konnte es nicht fehlen, daß auch jetzt,
mit einem Componisten oft unter demselben Dache lebte,
Productionen entstanden, zu denen sich der Dichter und der
r einander die Hand boten. Bei Goethe war das Bedürfniß
Anschlusses an Tonkünstler um so größer, je mehr er die Poesie
ursprünglichen Standpunkte, wo sie mit der Musik noch innig
)istert, ja unzertrennlich verbunden war, wieder anzunähern
. Da er aber jetzt eben in einer vorherrschend dramatischen
: begriffen war, so lag gerade die Entstehung von Sing-
en sehr nahe. Hatte er in Erwin und Elmire dem musikali-
Freunde Anlaß zu zart bewegter, der Liebe Glück und Leid
echender Composition gegeben, so mochte er ihm jetzt durch
ine von Villa Bella Gelegenheit zu mannigfaltigerm und kräf-
musikalischen Ausdruck bieten wollen. Jenen kleinen Strauß
t er, wie es in den Widmungsversen an Belinde heißt, ganz
inem Herzen; in dieser Dichtung stellte er mehr den Geist und
kter der Genieperiode, ihren Unabhängigkeitssinn, ihren In-
gegen die Beschränkungen der Gesellschaft dar. Man könnte
itino oder Crugantino, wie er in dem ältern Stücke heißt,
heitern Vorgänger von Carl Moor nennen: „Wo habt Ihr
Schauplatz des Lebens für mich?" ruft er aus. „Eure bürger-
Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, so muß ich
: sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß
Einer, der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt

gehen?" — Wahrscheinlich entstand das Stück gleich nach (
und Elmire; am 14. April berichtete Goethe an Knebel, daß
Schauspiel bald fertig habe, und am 4. Juni übersandte er ih
reits eine Abschrift des Stückes, mit der Bitte, es dem Herzo
seiner Reise in freien Stunden vorzulesen und sodann an
Schwester nach Emmendingen zurückzusenden. Die neuere Be
tung weicht, wie beim Erwin, bedeutend von der ältern ab; wi
den auf beide Stücke bei der Betrachtung der classischen Kunstp
unsers Dichters zurückkommen.

Schließlich haben wir hier noch eines freilich erst im (
herbst 1775 erschienenen Drama's, der Stella, zu ged
Schon im März dieses Jahres scheinen die Hauptscenen ferti
wesen zu sein. „Lieber Bruder," schrieb Goethe am 21. Mä
Jacobi, „daß du meine Stella so lieb hast, thut mir sehr w
Aber erst im October sehen wir den Buchhändler Mylius mit Me
über den Verkauf des Manuscripts unterhandeln, wofür er,
schwerem Entschlusse, ein Honorar von zwanzig Thalern (!) b
Anregung zu diesem Drama soll die Geschichte des Grafen
Gleichen gegeben haben, die Goethe auch im letzten Acte wirk
voll benutzt hat. Ein Graf von Gleichen, so lautet die Sage
in das heilige Land. Er gerieth in große Gefahr, ward durc
liebendes Weib gerettet, das ihm zehn Jahre lang treu blieb
darauf in die Heimath folgte. Die zurückgebliebene Gräfin em
sie als den Schutzgeist ihres geliebten Gemahls, der fortan
höchster kirchlicher Genehmigung Beiden angehörte. Dagegen
hauptet der Verfasser der Schrift „Goethe und sein Jahrhund
daß „diese Sage nicht die Veranlassung, sondern nur einen
wand zu diesem Schauspiele gegeben." „Goethe," fährt er
„der den Stoff aller seiner Gedichte aus der Wirklichkeit n
oder wenigstens von ihr angeregt wurde, mag von einem Vo
gehört haben, der damals in ganz Europa Aufsehen machte.
deutscher Graf, der durch besondere Verhältnisse in Verbindu
am portugiesischen Hofe gerathen war, entführte ein Fräulein
einem der ersten Geschlechter aus einem Kloster, lebte mit ihr e

*) Briefe an und von Merck, Nr. 21.

eit, ward ihrer überdrüssig, entwandte ihre Juwelen und floh da-
lt nach Wien. Daselbst wiederholte er das Bubenstück: wieder ein
räulein von hohem Geschlechte und eine Entführung aus dem Klo-
er." Offenbar fehlt hier aber ein wesentlicher Aehnlichkeitspunkt
ı dem Verlauf der Geschichte; und der deutsche Graf kann nicht so-
ohl für ein Vorbild des Fernando, als für einen zweiten Don
uan gelten.

Es möchte wohl gerathen sein, die Hauptquelle dieses Drama's
ehr in Goethe's inneren Erfahrungen, als in etwas äußerlich Ge-
benem zu suchen, wenn gleich dadurch nicht ausgeschlossen wird,
iß ein äußeres Factum, welches ihm aufstieß, auf die Gestalt der
ichtung, ungefähr auf die Weise wie beim Werther, Einfluß geübt.
urch jene ganze Zeit ging ein Geist der Kritik und Opposition,
m selbst die altehrwürdigsten und heiligsten gesellschaftlichen, staat-
hen und kirchlichen Institutionen nicht zu ehrwürdig und heilig
aren; er richtete sich gegen jede Schranke, welche die individuellen
enschlichen Gefühle einzuengen drohte; und so konnte auch das
nstitut der Ehe, und namentlich die Monogamie nicht unangefoch-
n bleiben. Von Goethe insbesondere weiß der Leser, der uns ge-
lgt ist, wie oft und schnell, zumal in der letzten Zeit, seine leicht
regten Gefühle von einem weiblichen Wesen zum andern hinüber-
hwankten, ja er schrieb an seine Auguste von mehreren gleichzei-
gen Verhältnissen zu „recht lieben und edlen weiblichen Seelen",
e sein warmes Herz und seine feurige Einbildungskraft ohne Zwei-
l sämmtlich etwas über den Temperaturgrad der bloßen Freund-
haft hinaustrieb. Da lag ihm nun der Gedanke an den Conflict
ahe genug, in welchen man bei einem solchen Gemüthszustande als
n ehelich Gebundener gerathen könnte; und vielleicht war dieser
edanke mit ein Grund, weßhalb das so weit gediehene Verhältniß
ı Lili wieder rückgängig ward.

Der Gang des Stückes ist lebhaft und ächt dramatisch; und
it besonderer Kunst sind die exponirenden Züge eingefügt. Was
e Charaktere betrifft, so steht Fernando, den man in gewisser
eziehung mit Clavigo vergleichen könnte, in Einer Hinsicht doch
ı bedeutendem Nachtheil gegen diesen. Die persönliche Liebenswür-
gkeit Clavigo's, sein Geist, die großen Talente, welche der Dichter

gegen sein halbes, schwankendes, flatterhaftes Wesen in die andere Wagschale gelegt hat, zeigen sich kräftiger, directer, unmittelbarer, während Fernando's Werth sich fast nur in der Wirkung abspiegelt, die er auf zwei edle Frauengemüther gemacht hat. Um diesen männlichen Hauptcharakter sind nun mehrere sorgfältig unterschiedene und abgestufte weibliche Charaktere gruppirt: Stella mit „ihrer unzerstörlichen Neigung, ihrer heißen Liebe, ihrem glühenden Enthusiasmus," Cäcilie, anfänglich etwas gedrückt und niedergebeugt, bald aber „zur freien Gemüths- und Verstandesheldin" sich erhebend, Lucie, die, in einem behaglichen Leben frei gebildet, den äußern Druck, der auf sie eindringt, nicht empfindet, ja von sich abstößt, die Postmeisterin, welche sich der Dichter als „eine junge, heitere, thätige Wittwe" gedacht, „die nur wieder heirathen möchte, um besser gehorcht zu sein."

Ursprünglich hatte das Stück einen sentimental versöhnenden Schluß und bildete daher nach unseren neuen Begriffen kein eigentliches Trauerspiel. Der Titel führte damals den seltsamen Zusatz: „Schauspiel für Liebende". Nachdem Cäcilie im letzten Acte ihrem Gatten die Geschichte des Grafen von Gleichen erzählt hat, ruft sie Stella herein und spricht zu ihr begeistert: „Stella, nimm die Hälfte deß, der ganz Dein ist! Du hast ihn gerettet — von ihm selbst gerettet — Du gibst mir ihn wieder!" Und das Drama endigt sich damit, daß Fernando, Beide umarmend, ausruft: „Mein, mein!" Dieser Schluß fand sogleich zahlreiche Widersacher. „Stella hab' ich gelesen," schrieb Nicolai am 28. December 1775 an Merck, „und ich gestehe, ich hätte mir einen ganz andern Ausgang vorgestellt, nämlich daß die beiden Weiber den Schurken Fernando, der sie ohne Ursache verlassen hat und gewiß nächstens wieder verlassen wird, würden verabschiedet haben. Beim Grafen von Gleichen war die Sache ganz anders motivirt. Doch, ob ich gleich verliebt gewesen bin und noch sein kann, so mag vielleicht ein Liebender ein ganz anderes Ding, und das Schauspiel nicht für mich geschrieben sein." So erschienen denn auch Gegenschriften oder vielmehr Fortsetzungen, in dem Geiste von Nicolai's „Freuden des jungen Werthers", namentlich ein sechster Act, wovon Nicolai die Autorschaft ausdrücklich ablehnte, und eine „Stella, Nummer

zwei*). Selbst in der Matinée eines Recensenten, von Merck**), liegt ein gewisser Ernst hinter dem Scherz verborgen, wenn er den Metropolitan sagen läßt:

> Daß Herr Goethe auf solche Materien fällt,
> Die so großen Schaden für die Welt
> Und doch so wenig Nutzen stiften mögen,
> Dabei ist doch gewiß kein Segen.
> Jetzt hat er erst den Selbstmord vorgetragen,
> Und nun die Bigamie sogar.

Wie der Dichter dazu gekommen, den Ausgang des Stückes zu ändern, berichtet er selbst in dem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater". Nachdem er erwähnt, daß Stella ihr Erscheinen auf dem Theater Schillern zu verdanken gehabt, fährt er fort: „Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen, ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen in's Idyllische und Elegische überzugehen schien. Sehr gut besetzt, ward das Stück am 15. Januar 1806 zum ersten Mal gegeben und sodann wiederholt; allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unseren Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei, und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb daher jener Versuch der verständigen Cäcilie, das Mißverhältniß in's Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht." Allein im Publicum fehlte es auch nicht an Stimmen, die sich über den neuen Schluß unzufrieden aussprachen. „Fast die einzige interessante Vorstellung in diesem Winter (auf dem Weimar'schen Theater)," heißt es in einem Briefe von Gries vom 28. März 1806, „war Goethe's Stella, nach einer, wie mir scheint, nicht sehr vortheilhaften Veränderung. Denken Sie nur: Fernando er=

---

*) Nicolovius, über Goethe, S. 25.

**) S. Briefe an und von Merck, S. 61 f.

schießt sich, und die arme Stella vergiftet sich am Ende. Wem fällt da nicht die Xenie ein:

> Oedipus reißt die Augen sich aus, Jokaste erhängt sich,
> Beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst."

Siebentes Capitel.

Besuch der beiden Stolberge. Reise mit diesen nach der Schweiz. Abstecher nach Emmendingen zur Schwester. Goethe zu Besuch bei Lavater. Mit Passavant auf dem St. Gotthard. Rückkehr. Schwankendes Verhältniß zu Lili. Lili's Park und andere Gedichte. Egmont. Zimmermann zu Besuch. Durchreise des Herzogl. Weimarischen Paares. Reise nach Heidelberg. Rückkehr. Schriften: Briefe aus der Schweiz; dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe; Künstlers Erdenwallen; Hanswursts Hochzeit.

Im April 1775 meldeten die beiden Stolberge, daß sie mit dem Grafen Haugwitz auf einer Schweizerreise in Frankfurt bei Goethe zusprechen würden. „Wie erwart' ich unsre Brüder", schrieb dieser hocherfreut den 26. April an Auguste Stolberg; „welch' ein lieber Brief von Euch Dreien!" Das gräfliche Trifolium wurde von Goethe „mit offener Brust" empfangen, und war, wenn gleich im Gasthofe wohnend, in seinem Aelternhause meistens zu Tische. „Das erste heitere Zusammensein," erzählt er selbst, „zeigte sich höchst erfreulich; allein gar bald traten excentrische Aeußerungen ein." Das reich begabte Brüderpaar war in der ersten Jugend von den harzischen Dichtern, von Gleim und Lichtwer, angeregt, dann von Klopstock begeistert, von dem Sturm der Genieperiode ergriffen, und besonders in dem Göttinger Dichterkreise für Liebe, Freundschaft, Natur, Freiheit und Patriotismus entzündet worden. Leopold war dazu noch augenblicklich durch eine vom Schicksal nicht begünstigte Liebe zu einer schönen Engländerin aufgeregt, mit welcher Umstände und Rücksichten eine Verbindung

..rsagten, der Hauptgrund, warum er auf einer weitern Reise ..streuung suchte. Haugwitz, obwohl der Jüngste der Gesellschaft, ..gte die meiste Schicklichkeit und Mäßigung im Betragen, weßhalb ..oft den Spott seiner Gesellen dulden mußte.

Goethe's Mutter, von den jungen Leuten gewöhnlich Frau Aja ..annt *), ging leicht in die Phantastereien derselben ein, während .. Vater lächelnd den Kopf schüttelte. Eines Tages, als nach ein .. der andern genossenen Flasche der poetische Tyrannenhaß der ..olberge zum Vorschein kam, und sie nach dem Blute der Wüthe..e zu lechzen schienen, verfügte sie sich in den Keller, wo von den ..lichen Jahrgängen 1706, 19, 26, 48 wohlunterhaltene große ..ser lagen; und indem sie in geschliffener Flasche den hochfarbigen ..in brachte, rief sie aus: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! ..ran ergötzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem ..ase!"

Die Reisenden forderten Goethe auf, sie nach der Schweiz zu ..leiten. Diese Einladung war ihm, wie er selbst gesteht, trotz sei.. Verlobung mit Lili, willkommen; denn er fühlte sich „durch eine ..isse peinliche Unruhe zu allem bestimmten Geschäft unfähig" und ..chte gern einmal „den Versuch machen, ob er Lili entbehren ..ne." Ein Rest von Bedenklichkeit ward durch das Zureden des ..ters beseitigt, der ihm dringend empfahl, einen Uebergang nach ..lien, wenn es sich fügen sollte, nicht zu versäumen. So machte ..sich denn, rasch entschlossen, um den 20. Mai wie es scheint, „mit ..ger Andeutung, aber ohne eigentlichen Abschied von Lili," auf .. Weg, und sah sich nach ein paar Stunden schon mit seinen lusti.. Gefährten in Darmstadt. Während diese bei Hofe ihre Aufwar..g machten, brachte Goethe seine Zeit bei Merck zu, dem die be..stehende Reise nicht gefallen wollte. „Daß Du mit diesen Bur..n ziehst," rief er aus, „ist ein dummer Streich," und charakteri..e sie dann mit schonungsloser Verständigkeit. Bei dieser Gelegen..t sprach er das merkwürdige, tief gedachte Wort: „Dein Bestreben, ..ine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische ..stalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das

*) Vergl. Thl. I, S. 25 Anmerk.

Imaginative zu verwirklichen; und das gibt nichts, als dumm Zeug." Der Refrain seiner Unterhaltung mit Goethe war aber st „Du wirst es nicht lange bei ihnen aushalten."

Schon in Darmstadt schienen die Stolberge Merck's Charakteristik rechtfertigen zu wollen. Ihrem Naturevangelium getreu, ba ten sie sich am hellen Tage in einem der Stadt benachbarten Teich und erregten dadurch in einer Gegend, wo man nicht gewohnt wa nackte Jünglinge im Sonnenschein herumspringen zu sehen, kein geringen Scandal. Zu Mannheim angelangt, bezogen sie schön Zimmer eines anständigen Gasthofes; und beim Dessert des erst Mittagessens, wo man den Wein nicht geschont hatte, forderte Le pold die Gesellschaft auf, seiner Schönen Gesundheit zu trink worauf denn unter ziemlichem Getöse die Gläser geleert wurde „Nun aber ist," fuhr er fort, „aus solchen geheiligten Bechern kei Trunk mehr erlaubt; eine zweite Gesundheit wäre Entweihun deßwegen vernichten wir diese Gefäße!" Und damit warf er sei Stengelglas hinter sich gegen die Wand. Die Anderen folgten se nem Beispiel, auch Goethe; nur war es ihm, als ob ihm Merck a Kragen zupfte. In Carlsruhe ward das Geniewesen, als „a einem anständigen, gleichsam heiligen Boden," einigermaßen b schwichtigt. Mit dem hochverehrten fürstlichen Senior, dem regieren den Markgrafen, unterhielten sich die Reisenden über staatswirt schaftliche Dinge, mit der Markgräfin über Literatur und Kun Am wichtigsten war aber für Goethe ein Zusammentreffen mit de Herzoge von Weimar und seiner Braut, der Prinzessin Louise v Hessen-Darmstadt, die sich hier zur Abschließung eines förmlich Ehebündnisses eingefunden hatten. Beide kamen ihm gütig und z traulich entgegen und forderten ihn bei der Abschieds-Audienz wi derholt zu einem baldigen Besuch in Weimar auf. Wenn ab Goethe in Carlsruhe auch noch einige besondere Gespräche mit Klo stock gehabt und ihm bei dieser Gelegenheit die neuesten Scenen d Faust gezeigt haben will, so muß dieß auf Irrthum beruhen, Klopstock Carlsruhe nachweislich schon vor dem Anfange Apri 1775 verlassen hatte.

Goethe behauptet in seiner Selbstbiographie, sich in Carlsru *auf einige* Zeit von seinen Reisegefährten getrennt und einen Seite

schlagen zu haben, um in Emmendingen, wo sein Schwa-
ßer Oberamtmann war, diesen und seine Schwester zu be-
Wie ich aber bereits in der ersten Auflage dieser Schrift
andeutete, muß er noch mit den Stolbergen zusammen
ßburg gereist sein; denn er berichtete später (am 25. Juli)
:e Stolberg, er sei dabei gewesen, als Fritz Stolberg in
z die letzte Nachricht von seiner schönen Engländerin erhal-
Nachdem er sich hierauf von den Reisegenossen verabschie-
trat er den Weg nach Emmendingen mit ernsten Gefühlen
er wußte, Cornelia lebte nicht glücklich, ohne daß man ihr
n Gatten hätte Schuld geben können. Allein beim Ab-
n Emmendingen, nach kurzem Aufenthalt, lag es ihm noch
uf dem Herzen, daß seine Schwester ihm auf das Drin-
ie Trennung von Lili empfohlen, ja befohlen hatte. Wie
iel an einem langwierigen Brautstande gelitten, so glaubte
nem Verhältnisse warnen zu müssen, das noch auf so un-
usfichten ruhte. Auch schien es ihr hart, ein Mädchen, wie
der sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer
ı, wenigstens lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren und
ar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften
tes Haus zu bringen, zwischen einen ungesprächigen, wenn
weilen didaktischen und immer wohlwollenden Vater, und
lich thätige Mutter, die nach vollbrachtem Geschäft bei
emen Handarbeit ein stillgemüthliches Gespräch mit jünge-
wählten Personen liebte. Goethe versprach Nichts, konnte
ı nicht verhehlen, daß sie ihn überzeugt habe. Ob indeß
de wirklich so triftiger Art waren, läßt sich noch bezwei-
li war allerdings ein Weltkind, und ein schönes, liebens-
" sagt der Herausgeber der Briefe an Auguste Stolberg;
Mädchen, die immer als die ersten ihres Kreises angesehen
ıd ihn beherrschen, ohne es zu wollen, bloß durch eine be-
Persönlichkeit, durch die Zauberkraft, ein gewisses frischeres
sich anzuregen. Lili scheint zu diesen Mädchen gehört zu
aß sie Huldigungen ungern entbehrt hätte, nahm ihr Nichts
innern Werthe. Man sieht es oft, daß diese anreizenden,

gleichsam die Bewunderung herausfordernden Mädchen die vortref
lichsten, sittsamsten Hausfrauen werden, daß die liebenswerthest
Eigenschaften mit dieser dem Uebermuth der Jugend angehörig
Coquetterie verbunden sind. Von der anderen Seite gibt es gewi
vortreffliche, regelrechte, gewöhnlich nicht schöne Frauen, die kein
Fehler unverzeihlicher finden, als den, Männern gern gefallen
wollen. Andere Fehler, wie Launen, Egoismus, Trägheit, Verschr
benheit, werden von ihnen leicht übersehen, und die Besitzerin solch
Fehler, wenn sie sonst nur bescheiden und vollkommen sittsam a
tritt, wird für ein Mädchen gehalten, das dereinst einen Mann b
glücken werde, wogegen ein großmüthiges, selbstvergessenes Mädch
von freiem, offenem Sinne, ein Wildfang — aber voll des tiefst
Gefühls, von jenen Frauen mit übermäßiger Strenge beurtheilt wi
Wenn Lili, wie es scheint, ein solches Mädchen war, so gehörte
den strengen Sittenrichterinnen wohl Goethe's übrigens gewiß au
gezeichnete Schwester."

Für den Aufenthalt in Emmendingen ergibt sich die Zeitb
stimmung aus einem Briefe an Knebel vom 4. Juni 1775, d
Goethe unter diesem Datum von dort eine Abschrift seiner Claudi
von Villabella (vergl. oben S. 186) zusandte. Von der weite
Reise bis Zürich erinnerte er sich später nur des herrlichen Rhei
falles bei Schaffhausen deutlich. In Zürich eilte er sogleich zu L
vater, während seine Reisegenossen, von denen er nicht angibt, w
sie mit ihm wieder zusammengetroffen waren, sich anderswo einqua
tirten. „Der Empfang bei Lavater," erzählt Goethe selbst, „w
heiter und herzlich, und man muß gestehen, anmuthig ohne Gleiche
zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich sei
Gegenwart nicht denken. Seine Gattin, mit etwas sonderbare
aber friedlichen, zart-frommen Zügen, stimmte völlig, wie alles A
dere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise." Die Haup
unterhaltung betraf Lavater's großes Werk: „Physiognomisc
Fragmente," wovon der erste Theil schon abgedruckt war. A
dieser Arbeit nahm Goethe einen lebhaften und thätigen Anthe
wie der Anhang zu seinem Briefwechsel mit Lavater bezeugt. D
Spedition des Manuscripts mit den zum Text eingeschobenen Pla
tenabdrücken ging durch seine Hände an den Buchhändler Reich, w

das Recht, Alles zu tilgen, was ihm mißfiel, zu ändern
ıschalten, was ihm beliebte, wovon er indeß nur mäßigen
h machte. Für ihn, der, bevor er weiter schritt, immer festen
fassen suchte, war es eine der mißlichsten Aufgaben, die sei-
tigkeit gestellt werden konnte. Denn da Lavater sich die
ıgen und Kupfer zu seinem Werke von den verschiedensten
n anfertigen ließ, wie er denn überhaupt die ganze Welt
Mitarbeitern gehabt hätte, so fehlte es nicht an Platten, die
nicht zu ihrer Bestimmung paßten; fast überall mußte ge-
edingt, manchmal sogar das Bild durch die Erklärung ver-
d vernichtet werden. Nichts desto weniger hielt Goethe ge-
mit Rath und Beistand aus, und bewährte sich hier als eben
verläugnenden, hilfsfertigen literarischen Freund, den später
an ihm kennen lernte.

ı er in Zürich getrennt von seinen Reisegenossen wohnte, so
diesen unvermerkt mit jedem Tage fremder, und war auf
flügen selten mit ihnen zusammen. Doch besuchten sie ge-
ftlich den alten Bodmer, der auf einer Höhe über der am
lfer, wo der See sich als Limmat zusammendrängt, gelege-
n Stadt eine Wohnung mit paradiesischer Aussicht besaß.
rdige Patriarch empfing sie mit Herzlichkeit und freute sich
Entzücken der jüngeren Männer beim Anblick des herrlichen
nas, das ihm durch den langjährigen Genuß alltäglich ge-
var.

e ferne blaue Reihe höherer Gebirgsrücken, welche dieses
ftsbild begrenzten, hatte schon in Goethe die Sehnsucht
m nähern Anschauen erregt; die Stolberge waren, indeß er
ıter seine Verhandlungen über die Physiognomik fortsetzte,
ren Wegen hierhin und dorthin ausgezogen; da traf er, zu
oßen Freude, in Zürich mit einem jungen, eng befreundeten
ınn, jenem Jacob Ludwig Passavant*), zusammen,
hier in der Schweiz an der Quelle derjenigen Lehre lebte,
inst als Prediger verkündigen sollte. Dieser that ihm den
g, die kleinen Cantone mit einander zu durchwandern, und

———

: oben S. 94 u. S. 162.

Goethe ließ sich durch ihn um so eher vor der Rückkehr der
in die Gebirge locken, je erwünschter ihm selbst eine ungest
für diesen lang ersehnten Ausflug war. So machten sie sich
einem glänzenden Sommermorgen selbander auf den Weg u
den herrlichen See hinauf. Auf dieser Fahrt entstand das
Gedicht „Auf dem See":

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aber mitten im Genuß der unvergleichlichen Naturscene er
die Erinnerung an Lili:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.

In Richterschwyl gelandet, wurden sie von Doctor H
den sie durch Lavater empfohlen waren, auf's Beste bewi
über die nächsten Stationen ihrer Wanderung unterrichtet
erstiegen sie die dahinter liegenden Berge. Als sie in das
Schindellegi wieder hinabsteigen sollten, wandten sie sich
um die entzückende Aussicht über den Züricher See in sich
men. Hier schrieb Goethe in ein Gedenkheftchen die Vers
Berge":

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück!

Dann zogen sie wohlgemuth auf rauhem Weg na
Einsiedeln, wo Goethe „das Kirchlein in der Kirche, die

Einsiedlerwohnung, mit Marmor incrustirt," bewunderte. Unter den alterthümlichen Kostbarkeiten des Klosters ergötzte ihn besonders ein außerordentlich geschmackvolles Zackenkrönchen von sorgfältigster Goldschmiedsarbeit. Indem er es betrachtend in der Hand hielt und in die Höhe hob, dachte er nicht anders, als er müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken drücken und sie damit vor den Spiegel führen. Von dem Naturalien-Cabinet des Klosters prägte sich ihm wenig ein, da Geognosie und Geologie seinem Interesse noch zu fern lagen; um so lebhafter zog ihn unter den Kunstsachen ein Kupferstich von Martin Schön an, und er ruhte später nicht, als bis er ebenfalls zu einem Abdruck des trefflichen Blattes gelangt war.

Am 16. Juni (mit diesem Tage fand Goethe zuerst das Datum in seinem Reisediarium verzeichnet *) ging es über einsame, wilde, steinige Höhen nach Schwyz, wo sie Abends zehn Uhr müde und munter zugleich, hinfällig und doch aufgeregt, ankamen. Nachdem sie jählings ihren heftigen Durst mit Wein gelöscht, dauerte, wie es im Tagebuch heißt, „Lachen und Jauchzen bis um Mitternacht." Den 17ten Morgens sahen sie vor ihren Fenstern die Schwyzer Haken, zwei ungeheure, unregelmäßige Naturpyramiden, neben einander mächtig in die Luft ragen. Sie brachen um ein Uhr Nachmittags von Schwyz auf, ließen sich von zwei kräftigen Schweizermädchen über den sonnig glänzenden Lauerzer See fahren, stiegen den Rigi hinan und standen um halb acht bei der Mutter Gottes im Schnee, worauf es sodann an der Capelle, am Kloster vorbei in's Wirthshaus zum Ochsen ging. Von hier aus zeichnete Goethe am nächsten Morgen die Capelle. Mittags machten sie sich auf den Weg nach dem Kaltenbad oder zum Dreischwestern-Brunnen. Auf der Höhe angelangt, fanden sie sich, zu ihrem Verdrusse, in Wolken dicht eingehüllt, freuten sich aber destomehr, als der wogende Nebel-

*) Goethe selbst gibt den 16. Juli, und so auch weiterhin überall Juli statt Juni an. Aber anderweitige feststehende Data nöthigen zu der Annahme, daß er entweder selbst Juni in Juli geändert, weil er den 23. Juni an Lili's Geburtstage noch in Frankfurt gewesen zu sein glaubte, oder, was viel weniger wahrscheinlich *ist, daß durch eines* Andern Hand der Irrthum in den Text *eingekommen ist.*

schleier hier und da zerriß und wechselnde Bilder einer herrlichen, sonnenbeschienenen Welt, von wallenden Rahmen eingefaßt, erblicken ließ. Abends acht Uhr waren sie wieder vor der Wirthshausthür zurück und wurden mit einbrechender Dämmerung von einem Concert ahnungsreicher Töne, von dem Glockengebimmel der Capelle, dem Plätschern des Brunnens, dem Säuseln wechselnder Lüftchen, dem Klang ferner Waldhörner in sanfte, wohlthuende Gefühle eingewiegt.

Am 19ten ging die Reise über einen Boden, der später, wenn auch nicht unmittelbar durch Goethe, doch auf seine Anregung, die ewige Weihe der Poesie empfangen sollte. Sie befuhren einen Theil des Waldstätter Sees, berührten Gersau, waren Nachmittags zwei Uhr dem Rütli gegenüber, bald darauf an der Tellsplatte, um drei Uhr in Flüelen, um vier in Altdorf. Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte oder Sage, verschlangen sich zu wunderbar ergreifenden Eindrücken.

Den nächsten Tag brachen sie nach Amstäg auf, wo Goethe sich durch ein Bad in dem rauschenden frischen Schneegewässer der Reuß erquickte. Von dort zogen sie Nachmittags hinter einer Reihe von Saumrossen her, über eine kolossale natürliche Schneebrücke, die ein paar Tage nachher zusammenbrechen sollte. In eine Bergschlucht, um die man sonst herumgehen mußte, hatte sich der Winterschnee eingelegt, und bildete, von unten durchströmenden Wassern allmälig ausgehöhlt, jetzt einen wegabkürzenden, breiten Brückenbogen. Sie übernachteten in Wasen und setzten am 21. Juni ihre Wanderung aufwärts fort, dem St. Gotthard zu. Mit jedem Schritte wurden die granitenen Felswände immer mächtiger und schrecklicher, der Weg immer mühseliger. Bei der Teufelsbrücke wollte Goethe die großartigen Ansichten zeichnen; aber nur an beschränkteren Gegenständen dieser Art geübt, gewahrte er in einer solchen Welt bald das Unzulängliche seiner Fertigkeit, weßhalb er sich auf wenige allgemeine Striche und Umrisse beschränkte und das Detail gleich daneben in Worten andeutete. Das berühmte Urner Loch durchschritt er halb verdrießlich, weil hier „die Finsterniß Alles aufhob." Um so freudiger war aber sein Erstaunen, als beim Austritt aus demselben das „heitere Thal der Freude," wie Schiller es nennt, das lieblic

Urseren-Thal mit seinen von der Reuß durchschlängelten, blumigen Wiesenflächen sich vor ihm aufthat. Ihr Nachtquartier nahmen die Reisenden in dem schönen Oertchen Urseren an der Matte, über welchem sich ein uraltes, unverletzliches Fichtenwäldchen erhebt, als Schirm wider die Schneelawinen. Am folgenden Tage traten sie in's steinigte Liviner-Thal ein, wo sogleich alle Fruchtbarkeit wieder verschwunden war. Ringsum schauerliche Schnee- und Eisgefilde und das Rauschen mächtiger Wasserfälle, mit dem seltsamen Klingeln ferner Saumrosse vermischt, erhöhte das Melancholische der öden Gegend. Endlich sahen sie ein Gebäude aus dem Nebel jener hohen Regionen hervortreten, es war das berühmte Hospitium, das ihnen für die Nacht ein gastliches Obdach gewährte.

Nach einigen Stunden erquickenden Schlafs stand Goethe früh auf und ließ sich an dem nach Italien hinabführenden Fußpfade nieder, um zu zeichnen. Hier fand ihn Passavant und drang lebhaft in ihn, durch die vor ihnen liegenden Schluchten in die Lombardei hinabzusteigen. Goethe schwankte. Als Jener immer dringender wurde, antwortete er: „Geh! mach' Alles zum Abschied fertig; entschließen wollen wir uns alsdann." Aber in der Einsamkeit entstand in ihm der feste Entschluß zur Umkehr. Die Lombardei und Italien lag als ein ganz Fremdes vor ihm; in Deutschland winkten ihm freundliche Aussichten, wie die nähere Verbindung mit dem trefflichen Herzoge von Weimar; manches vertraute Herz harrte seiner Rückkunft, und vor Allem schien Lili's Anziehungskraft mit zunehmender Entfernung zu wachsen. Ein goldenes Herzchen, das er in einer schönen Stunde von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an dem sie es umknüpfte, lieberwärmt an seinem Halse. Er drückte jetzt einen Kuß auf dieses Liebespfand, welchem das in der Sammlung befindliche Gedicht „An ein goldenes Herz, das er am Halse trug" („Angedenken du verklungener Freude") gewidmet ist. Dem wiederkehrenden Reisegefährten erklärte er seinen Entschluß, und bestimmte den Zaudernden und Sträubenden endlich zu seinen Gunsten; und so wanderten sie denn über Küßnacht und Zug nach Zürich zurück.

Hier fand Goethe bei seiner Ankunft die Stolberge schon abgereist; und was ihren Aufbruch beschleunigte, war das Aergerniß,

das sie durch ihre unwiderstehliche Lust am Baden in freiem Gewässer gegeben. Sie hatten sich zuerst an den hellen Seeufern halbnackt, wie poetische Schäfer, oder ganz nackt, wie heidnische Götter sehen lassen, dann aber, von Freunden gewarnt, sich in abgelegenen Thälern gebadet; allein auch hier waren sie nicht ungestört geblieben. Als sie eines Tages hinter dem Albis in dem dunkeln Sihl-Thale Erquickung in den schäumenden Stromwellen suchten, kam Steinwurf auf Steinwurf aus dem obern Gebüsch herab, so daß sie es rathsam fanden, ihre Kleider zu suchen. Auch auf Lavater erstreckten sich unangenehme Folgen, daß er mit jungen Leuten von so wilder, unbändiger, heidnischer Sinnesart verkehre, wodurch sich denn die Stolberge veranlaßt sahen, ihren Aufenthalt in Zürich abzukürzen *).

Goethe gehörte in Zürich, auch nach seiner Rückkehr, die meiste Zeit Lavater'n an, mit dem er besonders über die Fortsetzung der Physiognomik verhandelte. Ohne Zweifel verkehrte er aber auch dazwischen mit Pfenninger, mit Lavater's Bruder, einem geschätzten Arzt und Apotheker, mit seinem Landsmanne Kayser, der als Musiklehrer in Zürich lebte, und vor Allen mit Frau Schultheß, geb. Barbara Wolf, in Goethe's Briefen an Lavater meist Bäbe genannt, die seit einigen Jahren zu Lavater's Freundeskreise gehörte, und als eine geistvolle und belesene, aber etwas verschlossene Frau von achtunggebietendem Charakter geschildert wird.

---

*) Düntzer (in den Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit, S. 310 f.) stellt die Reise der Stolberge ganz abweichend von Goethe dar, indem er dieselben kurz vor oder nach der Abreise Goethe's in die kleinern Kantone in Zürich ankommen, und unsern Dichter dort nach der Rückkehr mit ihnen wieder zusammentreffen läßt. Ich habe, wie überall, so auch hier geglaubt, ohne zwingende Gründe mich von Goethe's eigener Darstellung nicht entfernen zu dürfen. Daß Goethe in Zürich, wie er nach der Heimkehr an Auguste Stolberg schrieb, von ihren Brüdern Abschied genommen, läßt sich mit seiner Erzählung vereinigen, da ja der Abschied vor seinem Aufbruch in die kleinern Kantone gemeint sein kann; und wenn anderswo berichtet wird, daß die Stolberge erst einige Wochen in Zürich verweilten und von dort aus Streifzüge in's Gebirge unternahmen, ehe sie die Reise in die einzelnen Kantone antraten, so geschah dieß wohl in der Zeit von ihrer gemeinsamen Ankunft mit Goethe zu Zürich bis kurz vor seiner Rückkehr aus den kleinen Kantonen.

Die Heimreise scheint Goethe in Begleitung von Klinger, wel-
er zum Besuche Kayser's nach Zürich gekommen war, angetreten
ld den Weg über Stuttgart genommen zu haben. Wenigstens
kreibt Schubart am 17. November 1775 *), nachdem er des Be-
uches der Stolberge erwähnt hat: „Goethe war auch hier — ein
enie groß und schrecklich, wie's Riesengebirge; Klinger war bei
im — unser Shakespeare. Die Kerls haben mich alle liebgewon-
en.“ Dann muß unser Dichter, wie aus der unten zu besprechenden
dritten Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Julius 1775“ erhellt,
ich auf der Rückreise wieder einen Abstecher nach Straßburg ge-
acht haben, wo er mit Lenz und ohne Zweifel auch mit seinem
lten Mentor Salzmann ein paar frohe Tage verlebte. Er selbst be-
ichtet von der Heimreise nur, daß er in Darmstadt dem Mephisto-
helischen Freunde den Triumph habe gönnen müssen, die baldige
Trennung von den Stolbergen vorausgesagt zu haben, worauf er in
Frankfurt wohlbehalten und herzlich empfangen angelangt sei.

Gleich nach seiner Ankunft erfuhr er, man habe Lili in seiner
Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von ihm trennen, und
ieses sei um so nothwendiger, weil er durch seine Reise sich genug-
am selbst erklärt habe. Es ward ihm aber auch vertraut, daß sie,
ls ihr die Hindernisse einer Verbindung vorgestellt wurden, geäußert
abe, sie unternehme es wohl, aus Neigung zu ihm alle ihre jetzigen
Verhältnisse aufzugeben und mit ihm nach Amerika zu gehen. Man
ollte denken, eine solche Erklärung hätte ihn in solchem Alter, bei
em Feuer seiner Gefühle, bei dem Bewußtsein seiner Kräfte über
lle Bedenklichkeiten hinwegheben müssen. Ueber den Ernst ihrer
Neigung ließ dieses Wort keinen Zweifel übrig; von dem „Werth
hres Charakters, ihrer Sicherheit in sich selbst, ihrer Zuverlässigkeit
n Allem“ **) scheint er vollkommen überzeugt gewesen zu sein; und
er Grund, daß ein an so glänzende Verhältnisse gewöhntes Mädchen
ch nicht in des Geliebten Aelternhaus hätte fügen können, zeigt
ch bei näherer Beleuchtung nicht triftig genug; war es doch eine

*) Strauß I, 328.

**) Goethe's W. B. 22, S. 317. Vergl. S. 388: „In ihr allein,
aubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die Alles überwältigt hätte.“

der Patricierfamilien, in die sie eingeführt worden wäre, besaß der Vater Goethe doch bei aller Pedanterie auch ein tiefes Gemüth und Sinn für Poesie und literarischen Ruhm genug, um den Sohn, mit Hintansetzung seiner Brodstudien, fortwährend zur Dichtung zu ermuntern und sich den Zudrang literarischer Gäste gefallen zu lassen: und Mutter Aja vollends wußte sich in die verschiedensten Charaktere zu schicken, und wäre einer Schwiegertochter, die ihren Sohn innig liebte, gewiß nicht fremder geblieben, als später der seltsamen, ebenfalls in glänzenden Verhältnissen herangewachsenen Bettina. Freilich sagt uns Goethe, daß Cornelia's „wahrhaft schmerzlich mächtige Briefe damals mit immer kräftigerer Ausführung denselben Text verfolgten." Allein ich vermuthe, ihre Vorstellungen würden bei Goethe nicht so wirksam gewesen sein, wenn ihnen nicht in seinem Innern Etwas zu Hülfe gekommen wäre. Dieselbe geheime innere Stimme, dasselbe halbdunkle Gefühl, welches ihn von Friederike entfernt hatte, mochte ihn auch jetzt hemmen, sich seinem Glücke mit voller Seele hinzugeben. Die Zukunft lag noch so unbestimmbar vielgestaltig, so dunkel reich vor seinem ahnenden Geiste, daß ihm der Entschluß schwer werden mußte, durch ein so bindendes Verhältniß sein Leben in eine bestimmte Bahn einzuschränken.

Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß er jetzt länger als drei Monate hindurch zeitweise in dem schmerzlichsten Gemüthszustande verlebte, „in der unseligsten aller Lagen," wie er selbst sagt, „die sich in gewissem Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich-unglücklich Abgeschiedenen vergleichen ließ." Jenen Herzenszustand legen uns Goethe's damalige Briefe an Auguste Stolberg mit lyrischem Feuer und dramatischer Anschaulichkeit dar. „Güstchen, Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck!" so beginnt ein Brief vom 3. August aus Offenbach, von dem hier einige Bruchstücke folgen mögen: „Ich kann Ihnen nichts sagen, hier! Wie soll ich Ihnen nennen das Hier! Vor dem stroheingelegten Schreibzeuge — daraus sollten seine Brieschen geschrieben werden, und diese Thränen und dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich Alles sagen könnte! Hier im Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne

mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!... Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange; Gustchen, und Sie so weit! Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts auf der Terrasse am Main, ich seh' hinüber und denk' an Dich. So weit! so weit! Und dann Du und Fritz und ich, und Alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft zu schreiben" ... Später nach einer Reihe von Gedankenstrichen fährt er mit der merkwürdigen Confession fort: Ich mache Ihnen Striche, denn ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener, anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagewerks göttergleich sich freuen! — — Hier fließt der Main, grad drüben liegt Bergen *) auf einem Hügel hinter Kornfeld. Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Thurm, das jetzt für mich so leer ist, als mit Besemen gekehrt; da rechts hinauf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinab. Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch darüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel (NB. heut reiten wir aus); hier liegt ein Kleid; eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten — Ich höre ihre Stimme — **) Ich darf bleiben, sie will

---

*) Vgl. Thl. I, S. 190.

**) „Dieser Gedankenstrich hat beim Anblick des Originalbriefes wirklich etwas Ergreifendes; es ist, als sähe man durch die offene Lücke in das Herz des Schreibenden, wie es beim Laut ihrer Stimme vom Gefühl des leidenschaftlichen Entzückens erzitterte; es erinnert an Othello's there she comes. Man meint das nun folgende Gespräch im gebildeten und doch starken Frankfurter Dialekt mit leiblichen Ohren zu hören: ihre Verwunderung, ihn da zu finden, ihre verlegene Erlaubniß, er möge nur bleiben, sie wolle ihre Sachen nehmen und sich im andern Zimmer ankleiden. Nichts könnte das durchaus unschuldige,

sich drinnen anziehen. Gut, Gustchen, ich habe Ihnen beschrieben wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben. — Lili war verwundert, mich da zu finden; man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich schreibe; ich sagt's ihr Adieu, Gustchen."

Im August hielt sich Goethe wiederholt in Offenbach auf, so daß er auch wohl mit Jung Stilling, der um diese Zeit zu einem abermaligen Besuche seines Augenpatienten, des Herrn von Lesner nach Frankfurt gekommen war, nicht häufig verkehrt haben mag Am 13. August schrieb er an Lavater: „Ich sitze in Offenbach, wo freilich Lili ist," und versprach, ihm nächstens ihre Silhouette zu schicken. Am folgenden Tage berichtete er: „Gestern waren wir aus geritten, Lili, d'Orville und ich. Du hättest den Engel im Reitkleid zu Pferde sehen sollen! In Oberrad wartete die übrige Gesellschaft auf uns, und ein Gewitter trieb die alte Fürstin von Waldeck mit ihren Töchtern, der Herzogin von Kurland und der Fürstin von U (Usingen) in unser Haus und Saal. Da sie mich erkannte, wurd gleich viel nach Dir gefragt, und die alte Fürstin hat mit solcher Wahrheit und Wärme von Dir geredet, daß mir's wohl wurde .. Und mir wird Gott gnädig sein. Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing' ihm Psalmen von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten sollst." Er kann unter den Psalmen immerhin, wie Schäfer vermuthet, die Uebersetzung des Hohenliedes*) verstanden haben, wenn er gleich erst im October an Merck berichtete, er habe das Hohelied Salomonis, „die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat," übersetzt. Drei Tage nach dem Briefe an Lavater meldete er der Karschin, er treibe sich auf dem Lande herum, um das Leid und die Freude, was eben Gott jungen Herzen zum Theil gegeben habe

---

wenn auch freie Verhältniß der jungen Leute klarer in's Licht stellen, als diese Situation und dieser Gedankenstrich in dem Briefe an sein Gustchen, welche er so treu berichtet, was in und um ihn vorgeht. Wie hätte er das gekonnt wenn nicht Alles rein und lauter gewesen wäre!" Anmerkung des Herausgeber der Briefe an Auguste Stolberg.

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten III, 448 ff., wo einige Bruchstücke der Uebersetzung mitgetheilt sind.

in freier Luft zu genießen. „Geschrieben hab' ich Allerlei," heißt es weiter in dem Briefe, „gewissermaßen wenig und im Grunde nichts. Wir schöpfen den Schaum von dem großen Strome der Menschheit mit unsern Kielen und bilden uns ein, wenigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben. — Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen. Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande, wahrscheinlich nicht nordwärts, ob ich gleich Loth und seine Hausgenossen in Eurem Sodom (Berlin) einmal grüßen möchte. Die Aufgabe von der Männer Schlappsinn unter gewissen Umständen kann und darf ich heut nicht erörtern. Die Ursache liegt in dem Schreibtisch hier, dem Kaffeetisch dort und der Figur im Negligé, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühstück schlürft" *). Man sieht, selbst in Lili's unmittelbarer Nähe wandelt ihn der Gedanke an eine abermalige Flucht nach Süden, und der Aerger über den „Schlappsinn" an, dem er sich auch verfallen glaubte. Und so schrieb er auch gegen Ende des Monats an Merck: „Ich bin wieder garstig gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken; nur möcht' ich wissen, ob Du mir in dem Falle mit einigem Geld beistehen wolltest, nur zum ersten Stoß. Allenfalls magst Du meinem Vater beim künftigen Congreß klärlich beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse;" — ja er fügte sogar verbessernd hinzu: „das heißt, zu Ende des Jahres muß ich fort."

Zu fast unleidlicher Qual ward ihm das Verhältniß zu Lili, als die Zeit der Messe (sie begann am 10. September) herankam. Zwar hatte sie ihm schon früher, wie uns bekannt ist, gestanden, daß sie von Kind auf manche Neigung eingeflößt; allein solche vergangene Verhältnisse sah er wie Nachtgespenster an, welche der an-

*) Düntzer (Frauenbilder, S. 326) vermuthet, daß Alles, was Goethe von dem Zusammensein der Geliebten bei André bis nach Mitternacht, von dem Vortrage von Bürger's Lenore u. s. w. (s. oben S. 178 f.) erzählt, nicht in die Zeit vor der Schweizerreise, sondern in den September zu setzen sei. Es ist eben nichts als eine Vermuthung, wodurch ich mich nicht bestimmt fühlen kann, von Goethe's eigener Erzählung abzugehen.

brechende Tag der Liebe verscheucht habe. Jedoch nun erschien a
einmal der Schwarm jener Gespenster in der Wirklichkeit; zahlrei
Handelsfreunde des bedeutenden Hauses fanden sich ein; die Jüng
ren, obwohl nicht zudringlich, benahmen sich doch als Wohlbekannt
die Mittleren, unter ihnen schöne Männer mit dem Behagen ein
gründlichen Wohlstandes, erschienen mit einem gewissen verbindlich
Betragen, wie Solche, die sich beliebt machen und allenfalls n
höheren Ansprüchen hervortreten möchten; aber vollends unerträgli
waren die alten Herren mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hän
nicht im Zaum zu halten wußten. Man unterhielt sich von vergang
nen mit Lili bestandenen Abenteuern, von Lustfahrten zu Wasser u
zu Lande, Bällen und Abendpromenaden, Verspottung lächerlich
Werber und was sonst nur eifersüchtigen Aerger in dem Herzen d
Liebenden aufregen konnte. Lili erwies sich, nach ihrer Art, freun
lich gegen Alle, versäumte aber darüber nicht den Geliebten u
wußte, wenn sie sich zu ihm wandte, mit flüchtigem Wort das He
lichste zu äußern.

Goethe meinte selbst, daß das Gedicht „Lili's Park" ung
fähr dieser Epoche angehöre, wenn es gleich nicht jenen zart
empfindlichen Zustand ausdrücke, sondern nur mit genialer Heftigk
das Widerwärtige zu erhöhen, und durch komisch-ärgerliche Bil
das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln trachte. Es trägt un
den Lili-Liedern am meisten das Gepräge der Sturm- und Dran
periode. Während in den übrigen das geniale Gebaren durch d
Zartheit und Lieblichkeit der Empfindungen zurückgedrängt ist, tr
es hier mit seinen kecken Bildern, seiner freien Behandlung d
Sprache wieder kräftig hervor. Das ganze Gemälde ist meisterha
angelegt und ausgeführt. Jener Schwarm von alten, mittleren un
jungen Herren ist hier als eine Menagerie, oder vielmehr als e
Gehege verzauberter Thiere dargestellt*). Die Artigkeit, die Li
nach allen Seiten ausspendet, erscheint unter dem Bilde des Futte

*) „Bei Lili's Park muß ich noch erwähnen, daß der Einfall, eine Scha
Anbeter als Menagerie vorzustellen, nicht Goethe'n oder Lili'n angehört, so
dern der berühmten Frau von Tencin." Varnhagen von Ense (brieflic
Mittheilung).

jens, woraus sie Jedem Etwas zuwirft. Ganz vortrefflich ist
där geschildert, der kein Anderer als Goethe selbst ist, wie er
jon gleich Anfangs dem Gesellschaftskreise in Lili's Hause als
„wegen oftmaligen unfreundlichen Abweisens," als Hurone
aire's, als Cumberland's Westindier angekündigt gewesen
*).

Das Lied aus Erwin und Elmire: „Ihr verblühet, süße Ro-
worin Goethe, „die Anmuth seines damaligen Unglücks" aus-
ckt findet, gehört, wie oben nachgewiesen ist, einer frühern Zeit
Dagegen ist das tief empfundene Gedicht „Herbstgefühl,"
ich in meinem Commentar einer ältern Epoche zugetheilt habe,
iese Zeit seinem Herzen entquollen, und spiegelt ganz jene „zart
ndliche" Stimmung ab. Es trägt in der Iris (IV, 249), wo
erst erschien, die Ueberschrift: „Im Herbst 1775."

Dann ist hier noch eines andern schönen Liedes zu gedenken,
ich früher irrthümlich in die Zeit vor der Schweizerreise versetzt

Zu dem geselligen Kreise in Offenbach gehörte auch der
er Ewald, den Goethe als einen in Gesellschaft geistreich
n Mann charakterisirt, „welcher dabei die Studien seiner
jten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte,
r denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes
hrenvoll bekannt gemacht." Seinem Hochzeitstage **), dem
September, nicht seinem Geburtstage, wie es in Wahrheit und
ung heißt, zu Ehren dichtete Goethe das „Bundeslied."
ührt in seiner ursprünglichen Gestalt bei der Ueberschrift den
z: „Einem jungen Paare gesungen von Vieren." Besonders
ierte Strophe vergegenwärtigt uns kräftig den Sinn, der in
Cirkel herrschte:

---

*) Goethe's Werke, B. 22, S. 285.

**) „Ihre (im Commentar zu Goethe's Gedichten geäußerte) Annahme, das
slied sei zu Ewald's Hochzeit gedichtet, kann ich mit Zuverlässigkeit be-
n. Der Kirchenrath Ewald, den ich während meines Aufenthalts in Carls-
1816 — 1819) genau gekannt, hat mir ausdrücklich gesagt, das Lied sei
inen Hochzeittag gedichtet und an demselben gesungen worden. Er trug
sselbe auch in den alten Lesarten vor, die ihm lieber waren als die spä-
' Varnhagen v. Ense (briefliche Mittheilung).

Uns hat ein Gott gesegnet
Ringsum mit freiem Blick,
Und wie umher die Gegend,
So frisch sei unser Glück!

Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Statt der jetzigen vier Schlußverse hieß es im ältern Liede:

Und bleiben lange, lange,
Fort, ewig so gesellt —
Ach! daß von Einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Daran schloß sich dann noch weiter folgende schöne, ohne Zweifel auf den Dichter selbst bezügliche Strophe:

Doch Ihr sollt nichts verlieren,
Die Ihr verbunden bleibt,
Wenn Einen einst von Vieren
Das Schicksal von Euch treibt.
Ist's doch, als wenn er bliebe.
Euch ferne sucht sein Blick;
Erinnerung der Liebe
Ist, wie die Liebe, Glück.

Auch hier finden wir also wieder seine Absicht angedeutet, sich in die Ferne zu flüchten. — Durch die spätere Umformung des Stückes suchte Goethe speciellere Beziehungen auszuscheiden und es zu einem allgemeinen Gesellschaftsliede zu machen; übrigens sind die neuen Schlußverse:

Uns wird es nimmer bange,
Wenn Alles steigt und fällt ..

ganz in dem Sinne jenes Cirkels gehalten, wie aus einer Stelle in Wahrheit und Dichtung erhellt, die sich an die Erzählung des Verhältnisses zu Lili anschließt. Indem Goethe dort das Interesse beschreibt, welches damals Friedrich der Große noch immer beim

eum erregte, die Theilnahme, die man Katharinen von Ruß-
und ihrem Kampf gegen die Türken, dem jungen nordischen
ge, der aus eigener Gewalt die Zügel des Regiments ergriff,
kühnen Unternehmen der Amerikaner und anderen politischen
nissen zollte, fügt er hinzu: „An allen diesen Ereignissen nahm
doch nur in so fern Theil, als sie die größere Gesellschaft inte-
en; ich selbst und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit
ngen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, den
schen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt
en wir gern gewähren."
Das Hochzeitsfest hatte Goethe auf's Tiefste bewegt, und, wie
bst in einem Briefe jener Zeit sich ausdrückt, in die „grausamst
chst süßeste Lage seines ganzen Lebens" gebracht. In dieser
thsbedrängniß wandte er sich, nach längerer Correspondenz-
, wieder an Auguste Stolberg; und wie es zu geschehen pflegt,
ich Freundinnen, denen man seine Herzensangelegenheiten an-
ut hat, leicht in Geliebten verwandeln, so wäre es auch bei-
ihm mit Augusten ergangen. „Gustchen ist ein Engel," schreibt
einem Briefe von unbestimmtem Datum an die Stolberge;
s der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist!" Und am 14. Septem-
n Auguste selbst: „Hören Sie, ich hab' immer eine Ahnung,
verden mich retten aus tiefer Noth, kann's auch kein weibliches
öpf, als Sie. Danke zuerst für Ihre lebendige Beschreibung
dessen, was Sie umgibt; hätt' ich jetzt nur noch einen Schat-
von Ihrer ganzen Figur! Könnt' ich kommen! Neulich reis't
Ihnen, durchzog in trauriger Gestalt Deutschland, sah mich
rechts noch links um, nach Kopenhagen und kam und trat in
Zimmer und fiel mit Thränen zu Ihren Füßen und rief: Gust-
bist Du's!" Legte sich nun schon das durch Entfernung und
erphantasie idealisirte Bild Augusten's in die Wagschale gegen
eidenschaft für Lili, so kamen dazu noch bestimmte Abmahnun-
womit die Freundin die „schmerzlich mächtigen" Briefe der
ester unterstützte. „Was Sie von Lili sagen," schrieb ihr
he am 14. September, „ist ganz wahr. Unglücklicher Weise
der Abstand von mir das Band noch fester, das mich an sie

zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht Alles sagen. Es geht mir zu nahe, ich mag keine Erinnerungen. Engel, Ihr Brief hat mir wieder in die Ohren geklungen, wie die Trompete dem eingeschlafenen Krieger. Wollte Gott, Ihre Briefe würden mir Ubald's Schild und ließen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen!"

Ohne Zweifel hatte ihm Auguste zu bedenken gegeben, daß Lili ihn nicht zu fassen, seinen vollen Werth nicht zu schätzen vermöge, daß der leichte Sinn des heitern Weltkindes nicht seinen tieferen Gemüthsforderungen entspreche. Dagegen wandte nun, wie er an Auguste berichtet, die innere Stimme nicht ohne Grund ein: „Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß Dich das Mädchen ganz erkennte und so erkennend liebte? Erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist, wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?" Gewiß, wenn die Siebenzehnjährige nicht in alle seine Ideen und Empfindungen eingehen konnte, so ist das nicht zu verwundern, und wenn sie frei war von der reizbaren Sentimentalität, woran auch Auguste mit ihrer Zeit litt, so war sie darum nicht weniger eines Goethe werth. Das Gefühl hiervon mochte ihn, obwohl sich Alles wider das Verhältniß verschworen hatte, fortwährend mit geheimem Zauber an Lili binden. Er versuchte Mancherlei, um die magischen Fesseln zu zerreißen, er warf sich in Geschäfte, in Zerstreuungen, in Liebeständeleien mit anderen Mädchen; doch umsonst. So schreibt er an Auguste: „Offenbach, Sonntag den 17. September Nachts zehn Uhr. Der Tag ist leidlich und stumpf herumgegangen. Da ich aufstund, war mir's gut; ich machte eine Scene an meinem Faust; vergängelte ein paar Stunden; verliebelte ein paar mit einem Mädchen, davon Dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist; aß in Gesellschaft eines Dutzends guter Jungen, so grad wie sie Gott erschaffen hat; fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder (ich hab' die Grille, selbst fahren zu lernen); spielte ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit guten Menschen. Und nun sitz' ich, Dir gute Nacht zu sagen. Mir war's in all dem, wie einer Ratte, die Gift gefressen hat; sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem

ner *). Heut vor acht Tagen war Lili hier; und in dieser Stunde
r ich in der grausamst feierlichst süßesten Lage meines ganzen
bens (möcht' ich sagen). O Gustchen, warum kann ich nichts da-
n sagen! Warum! Wie ich durch die glühendsten Thränen der
ebe Mond und Welt schaute, und mich Alles seelenvoll umgab!
nd in der Ferne Waldhörner und der Hochzeitsgäste laute Freu-
e!"

In die nächsten Tage, etwa um den 20. September, scheint,
e Düntzer (Frauenbilder, S. 348 ff.) sehr wahrscheinlich gemacht
t, der Besuch Zimmermanns und seiner Tochter in Goethe's
lternhause zu fallen, dessen in Wahrheit und Dichtung bei einer
hern Zeit gedacht ist. Goethe war mit Zimmermann, der sich
rch seine Schriften „vom Nationalstolz" und „von der Einsam-
t" einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte verdient hat,
d durch sein Werk „von der Erfahrung in der Arzneikunst" noch
t den Aerzten achtungswürdig ist, schon auf der Rückreise aus der
hweiz zu Straßburg zusammengetroffen. In Betreff dessen, was
t in Frankfurt zwischen Goethe und seinem Gaste verhandelt
rden, verweist Jener auf das Werk über die Erfahrung. Die
terhaltung Zimmermann's bezeichnet er als mannichfaltig und
hst unterrichtend; allein seine leidenschaftliche Weltverbesserungs-
th, seinen ungestümen Eifer gegen Vorurtheil und Aberglauben,
danterie und Charlatanerie, Harnpropheten und Alchymisten
nte der heitere Dichter nicht theilen. Dieser hatte sich schon an
n Gedanken gewöhnt, daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle,
d war daher nicht erstaunt, wenn die sämmtlichen Hydraköpfe des
sinns, die Jemand eben zertreten zu haben glaubte, ihm sogleich
der ganz frisch von unzähligen Hälsen die Zähne wiesen. Als
ühmter Arzt war Zimmermann vorzüglich in den höhern Ständen
chäftigt; und da hier die Verderbniß der Zeit durch Verweich-
ung und Uebergenuß jeden Augenblick zur Sprache kam, so
ngten auch seine ärztlichen Reden, wie die der Philosophen und
hterischen Freunde, Goethe'n wieder auf die Natur hin. Er zog
daher, nach Zimmermann's Abschiede, sogleich in sein eigenthüm-

*) „Als hätt' sie Lieb' im Leibe" (Faust, Auerbach's Keller).

liches Fach zurück, und ließ das ihm inwohnende dichterische Tal
welches er ganz als Natur betrachten mußte, walten und wachsen.

Zu einer gesteigerten dichterischen Thätigkeit fühlte er sich j
aber auch schon durch seinen augenblicklichen Gemüthszustand
drungen. Das Verhältniß zu seiner Lili war in den letzten Tag
wie man aus den Briefen an Auguste Stolberg deutlich erkennt,
Auflösung nahe gekommen; und so warf er sich denn, um die im
fürchterlicher werdende Lücke, die ihn von Lili trennte, einigerma
auszufüllen, auf eine größere dramatische Dichtung. Die bürg
lichen Geschäfte, denen er, so lange ihm noch Hoffnung blü
manche Stunde gewidmet hatte, waren zu unschmackhaft, um Z
streuung zu gewähren; es bedurfte einer geistreichen und seelenvol
Beschäftigung. Glücklicher Weise traf des Vaters Wunsch mit d
seinigen zusammen; dieser freute sich über den Erfolg, den Götz u
Werther errungen hatten, so sehr, daß er manchmal den Sohn
einem ähnlichen größern Unternehmen ermunterte. So blickte
Goethe denn, nachdem er im Götz das Symbol einer bedeuten
Weltepoche abgespiegelt hatte, jetzt nach einem ähnlichen Wen
punkte der Staatengeschichte um, und ward auf den Aufstand
Niederlande und darin besonders auf die Gestalt Egmont's a
merksam. Er fing auch bald an, das Stück zu Papier zu bring
und zwar nicht, wie die erste Bearbeitung des Götz, in Reih u
Folge, sondern er griff sogleich die Hauptscenen an, ohne sich
die allenfallsigen Verbindungen viel zu bekümmern. Damit beha
tete er nun so weit gekommen zu sein, daß er das Drama schon
mals beinahe zu Stande gebracht. Wir werden ihn jedoch in W
mar noch ein paar Mal zu dem Stücke zurückkehren sehen, ohne
ganz zu Ende zu führen; erst in Italien sollte es zu seinem völli
Abschluß gelangen *).

Ueber manche böse Stunde in dieser Zeit ward Goethe a
durch die Gegenwart eines wackern Künstlers hinweggehoben. Ge
Melchior Kraus, ein geborner Frankfurter, in Paris gebildet,
Kurzem dem Weimar'schen Kreise angehörig, kam auf einige Zei
seine Vaterstadt zurück und suchte unsern Dichter sogleich auf.

*) Eine nähere Betrachtung des Egmont wird im dritten Theile fo

erstand es, häusliche, freundschaftliche Vereine portraitmäßig zier-
ich darzustellen; auch glückten ihm landschaftliche Zeichnungen. Im
lmgange erwies er sich als heiterer, bequemer Lebemann, dienstfer-
ig ohne Demuth, gehalten ohne Stolz. Bei seinem jetzigen Auf-
enthalte in Frankfurt suchte er Goethe's feurigen Kunstdilettantis-
mus zu einer richtigern, folgerechtern Praxis anzuleiten. Diesem
gelang wohl durch eine gewisse Naturanlage und Uebung ein Umriß;
auch gestaltete sich leicht zum Bilde, was er in der Natur vor sich
sah; allein es fehlte die plastische Kraft, die Fähigkeit, dem Umriß
durch wohlabgestuftes Hell und Dunkel Körper zu verleihen. Durch
Lavater's physiognomische Hetzerei hatte er sich einige Uebung im
Portraitiren der Freunde auf grau Papier mit schwarzer und weißer
Kreide erworben; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen; allein
auch hier bedurfte es der Hand seines künstlerischen Freundes, um
die Portraite aus dem düstern Grunde hervorzuheben.

Trotz dieser künstlerischen und poetischen Thätigkeit wollte der
Friede doch nicht dauernd in Goethe's Gemüth zurückkehren; es
wechselten in ihm, wie er am 8. October an Auguste Stolberg
schrieb, „wunderbare Kälten und Wärmen," weßhalb er sich zur Be-
schleunigung seiner Flucht aus Lili's Nähe entschloß. Für diese
Absicht kam es nun höchst erwünscht, daß das neuvermählte Herzog-
lich Weimarische Paar von Carlsruhe über Frankfurt reisen, und er,
wiederholten Einladungen gemäß, nach Weimar folgen sollte. Die
jungen Herrschaften erschienen am 12. October, und verabredeten
mit ihm, es werde ein in Carlsruhe zurückgebliebener Cavalier, der
einen zu Straßburg verfertigten Landauer Wagen erwarte, zu be-
stimmter Stunde in Frankfurt eintreffen, und Goethe möge sich be-
reit halten, mit diesem sogleich nach Weimar abzufahren. So wurde
denn eilig gepackt, überall Abschied genommen und der Reisetag
verkündet. Allein die verabredete Stunde verging, der Tag verging,
und noch ein und ein anderer, ohne daß sich der Cavalier mit dem
Wagen einfand. Goethe blieb, weil er seit dem anberaumten Mor-
gen sich als abwesend angegeben hatte, still in seinem Zimmer und
schrieb fleißig an seinem Egmont fort. Er würde sich in dieser,
weder von Freunden noch Fremden verkümmerten Einsamkeit glück-
lich gefühlt haben, wenn nicht sein Vater ihn durch allerlei bedenk-

liche Glossen über das Ausbleiben des Wagens belästigt hätte. argwöhnische Mann erklärte das Ganze für eine reine Erfi für einen lustigen Hofstreich, wodurch man den Dichter zur für seine begangenen Unarten habe kränken und beschämen Goethe hielt Anfangs am Glauben fest und führte, obwohl n nerer Agitation, den Egmont rüstig weiter. Als aber acht Ta darüber verstrichen waren, wurde dem an Geselligkeit Gew die Einkerkerung beschwerlich, die Tragödie verlor ihre Anzie kraft, Unruhe und Ungeduld hob seine Productivität auf, konnte sich nicht versagen, wenigstens spät im Dunkeln, in Mantel gehüllt, durch die Straßen zu schleichen. So trat er Abends an Lili's Fenster, die im Erdgeschoß eines Eckhauses w Die grünen Rouleaux waren heruntergelassen; er konnte abe gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. stimmte zum Clavier das Lied „An Belinden“ an („Warum du mich unwiderstehlich“), und es schien ihm, als ob sie es mit besonderem Ausdruck sänge. Nach Beendigung des Lied er an dem Schatten auf dem Rouleaux, daß sie aufgestanden sie ging hin und her, aber vergebens suchte er den Umriß de lichen Gestalt durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur de Vorsatz, ihr zu entsagen, und die Vorstellung des Aufsehens, da Wiedererscheinen verursachen würde, hielt ihn ab, sie noch einm sehen.

Als abermals einige Tage in vergeblichem Harren vo gegangen waren, und der Vater darauf drang, diesem Zu durch eine Reise nach Italien ein Ende zu machen, versprach G wenn am 29. October weder Wagen noch Nachricht angeko sei, nach Heidelberg und von da durch Graubündten oder Tyro die Alpen zu gehen. Der letzte Termin war vorüber, un nächsten Tage finden wir Goethe schon bei guter Zeit an der straße. Von diesem Tage ist uns durch A. Schöll ein k aber köstliches Document, der Anfang eines Reisediariums, getheilt worden, das wir dem Leser nicht vorenthalten dürfen legt uns mit unvergleichlicher Anschaulichkeit das Innere des bewegten jungen Mannes vor Augen, der mitten in dem Stur Gefühle, die ihn bedrängten, einen ungebeugten Lebensmut

kühnes Vertrauen zum Schicksal, ja einen übermüthigen Humor bewahrte:

„Eberstadt*), den 30. Oct. 1775. Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath, ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen. Dießmal, rief ich auch, ist nun ohne mein Bitten Montag Morgens sechse, und was das Uebrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu, und komme nicht; ich sagte ab und komme. Frisch also! Die Thorschließer klimpern vom Burgemeister weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhflicker Werkstätte und Laden öffnet, fort! Adieu, Mutter! — Am Kornmarkte machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurecht, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen; es war so was Ahnungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dachte ich, wer doch — Nein, sagt' ich, es war auch eine Zeit — Wer Gedächtniß hat, sollte Niemanden beneiden. — Lili, Adieu! Lili, zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen unsere Rollen einzeln ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für Dich, noch für mich, so verworren es aussieht. Adieu! — Und Du! wie soll ich Dich nennen, Dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume, wie nehm' ich Abschied von Dir! — Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit. — Einige Tage später — und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger, unschuldiger Schuld zu winden! **) — — Und Merck, wenn Du wüßtest, daß ich hier der alten Burg nahe sitze und Dich

---

*) Eberstadt an der Bergstraße, eine Stunde von Darmstadt.

**) Offenbar hatte sich in der letzten Zeit schon wieder ein neues Verhältniß angeknüpft. Vergl. Briefe an Aug. Stolberg, S. 106: „Auf dem Ball bis sechs heut früh (20. Sept.), Gesellschaft gehalten einem süßen Mädchen, die den Husten hatte. Wenn ich Dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehreren recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! Wenn ich Dir lebhaft — Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, Du hieltest es nicht aus."

vorbei fahre, der so oft das Ziel meiner Wanderung war, die geliebte Wüste, Riedesel's Garten, den Tannenwald und das Exercierhaus — Nein, Bruder, Du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden. — Hier läge denn der Grundstein meines Tagebuchs! Und das Weitere steht bei dem lieben Ding *), das den Plan zu meiner Reise gemacht hat. — Ominöse Ueberfüllung des Glases. Projecte, Plane und Aussichten!

„Weinheim, Abends sieben. Was nun aber der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von diesem allen? — Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren, ist, daß sie gar keinen Zweck hat. So viel ist gewiß, treffliches Wetter ist's, Stern und Halbmond leuchten, und der Nachmittag war herrlich. Die Riesengebeine unserer Erzväter auf'm Gebirg', Weinreben zu ihren Füßen hügelab gereiht, die Nußallee und das Thal den Rhein hin, voll keimender frischer Wintersaat, das Laub noch ziemlich voll, und da ein heiterer Blick untergehender Sonne drein! — Wir fuhren um eine Ecke. Ein malerischer Blick! wollt' ich rufen. Da faßt' ich mich zusammen und sprach: Sieh, ein Eckchen, wo die Natur in gedrungener Einfalt uns mit Lieb' und Fülle sich an den Hals wirft! Ich hätte noch viel sagen können, möcht' ich mir den Kopf noch wärmer machen. Der Wirth entschuldigte sich, wie ich eintrat, daß mir die Herbstbutten und Zuber im Wege stünden; wir haben, sagt' er, eben dieß Jahr, Gott sei Dank! reichlich eingebracht. Ich hieß ihn sich gar nicht stören; denn es sei sehr selten, daß einen der Segen Gottes incommodire — zwar hatt' ich's schon mehr gesehen. Heut' Abend bin ich communicativ; mir ist, als redet' ich mit Leuten, da ich das schreibe. Will ich doch allen Launen den Lauf lassen!"

„In dieser Laune," fügt der Herausgeber des Fragments hinzu, „der man sogar etwas von dem Weinsegen der Gegend anzumerken scheint, endigt die Handschrift, und wie es scheint, das ganze

*) Ein Terminus, den Goethe damals liebte. Vergl. oben „das liebe unsichtbare Ding" und den Brief an Auguste Stolberg vom 15. April 1775: „*Das liebe Ding*, das sie Gott heißen, sorgt doch sehr für mich."

i, obwohl die italienische Reise noch bis Heidelberg ging."
ien Weg über diese Stadt einschlug, hatte einen doppelten
Einmal konnte er dort mit Demoiselle Delf, der Ver-
and Mittlerin in seinem Verhältniß zu Lili, noch einmal
ne glücklichen Tage vertiefen; und dann hatte er gehört, der
sche Cavalier werde über Heidelberg kommen, weßhalb er
der Ankunft auf der Post ein Billet für den Durchreisenden
i.

ch der Darstellung seines Heidelberger Aufenthaltes in
t und Dichtung müßte dieser etwas länger gedauert haben,
mit anderweitigen Documenten recht vereinigen läßt. Er
ins, wie er in manche Familie eingeführt worden sei und
nders im Hause des Oberforstmeisters von W. *) sehr wohl
und es vergessen habe, daß er nach ein paar verschwätzten
die Reise fortzusetzen gedachte. Eine Tochter des Hauses
Friederiken; es war gerade die Zeit der Weinlese, das Wet-
, und so lebten die elsassischen Gefühle in dem herrlichen
und Neckarthale wieder auf. Demoiselle Delf zeigte sich,
das Gespräch auf Lili lenken wollte, nicht so theilnehmend,
ehofft hatte; sie trug sich schon wieder mit einem andern
r Goethe, den sie auf die keimende Neigung der Fräulein
... zu ihm gründete. Hierüber unterhielt sie sich eines
mit ihm bis tief in die Nacht hinein, und er mußte die Ge-
n der Freundin dankbar anerkennen, obwohl er dabei die
ines gewissen Kreises durchschaute, sich durch ihn und seine
künftige Gunst bei Hofe zu verstärken. Sie trennten sich
i ein Uhr. Bald ward Goethe aus tiefem Schlaf durch das
ies reitenden Postillons geweckt, und gleich darauf erschien
le Delf mit einem Licht und Brief in den Händen. Es war
ffete von Frankfurt, er erkannte Siegel und Hand, der

ünkzer substituirt dafür ohne Weiteres von Buchwitz, weil Carl Frei-
Buchwitz nachweislich damals und noch viele Jahre später Oberstforst-
r. Ich bemerke dagegen nur, daß in der Stadt, wo ich dieses schreibe,
kurzem außer dem fungirenden Oberforstmeister noch drei ehemalige
en *diesen Titel führten.*

Cavalier war dort angelangt. Dieser hatte auf den neuen Wagen, der von Straßburg kommen sollte, Tag für Tag, Stunde für Stunde geharrt, war dann Geschäfte halber über Mannheim nach Frankfurt gegangen und hatte hier den Dichter zu seinem Schrecken nicht gefunden. Nach kurzem Entscheidungskampfe war Goethe entschlossen, zurückzukehren; die Freundin widersetzte sich mit hundert Argumenten, es gab eine bewegte Scene. Zuletzt riß er sich von ihr los, indem er leidenschaftlich und begeistert die Worte Egmont's ausrief: „Kind, Kind, nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als muthig gefaßt die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es! Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"

Bevor wir aber unsern Freund nach dem Orte begleiten, der ihm eine zweite Heimath werden sollte, sind noch einige Arbeiten nachzuholen, durch deren Betrachtung wir den Lauf der Erzählung ungern unterbrechen mochten. Die erste derselben, „Briefe aus der Schweiz," in Goethe's Werken unpassend als „erste Abtheilung" mit der Schweizerreise vom Jahre 1797 zusammengestellt, war eine Frucht des mit den Stolbergen unternommenen Ausfluges. Er suchte darin, wie er selbst sagt, „den Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem in jugendlichem Wahn geforderten Naturleben zu schildern." Als besonders löblich ist indessen jene Ordnung nicht in der Schrift dargestellt; es spricht sich vielmehr ein gleicher Unmuth gegen die Gewohnheiten, Vorurtheile, „Philistereien und Fraubasereien" der Schweizer aus, wie die Stolberge empfunden haben mögen, als man im Sihlthale die nackten Naturfreunde zu steinigen drohte. „Frei wären die Schweizer?" heißt es im zweiten Briefe; „frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht Alles weiß machen kann! Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich einen Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wie-

urt u. s. w." Es widern den Reisenden die schwarzen Städt-
)iese „Schindel- und Steinhaufen" mitten in der großen herr-
Natur an. Eine besonders interessante Stelle, die Goethe's
igen Enthusiasmus für die bildende Kunst und das auch in
Kunstliedern ausgedrückte schmerzliche Vermissen productiver
schildert, ist folgende: „Seh' ich eine gezeichnete oder gemalte
haft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist.
ußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob sie
oden ergreifen wollten; die Finger der Hände bewegen sich
aft, ich beiße in die Lippen und es mag schicklich oder un-
ch sein, ich suche der Gesellschaft zu entfliehen, ich werfe mich
rrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche
t meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in
Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch
unendlich werth ist, weil es mich an einen glücklichen Augen-
rinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Uebung ertra-
ılf. Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der
zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf
Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? Ruft's mich zum
i, warum kann ich ihn nicht ergreifen?" Sehr bestimmt kehrt
uch der Gedanke wieder, „daß seine Neigung bis dahin nur
ı Kunstwerken gelten konnte, deren natürliche Gegenstände ihm
ıt waren, die er mit seinen Erfahrungen vergleichen konnte,"
ändlichen Gegenden, Blumen- und Fruchtstücken, gothischen
n, einem der Natur unmittelbar abgewonnenen Portrait. Da-
lag ihm das Interesse für die ganze Menschengestalt noch
weil unsere Sitten den Anblick derselben verwehren. Einen
ı männlichen Körper hatte jetzt der Reisende Gelegenheit ge-
ın seinem badenden Freunde zu sehen; nun nahm er sich fest
 koste, was es wolle, „auch ein schönes Mädchen in dem Na-
ande, wie seinen Freund, zu schauen," damit er das Meister-
)er Natur, den menschlichen Körper in seinen beiden Grund-
:, der Einbildungskraft so fest eindrücke, „wie die Gestalt der
en und Pfirsichen." Die Schilderung der Scene, worin dieß
ht, gehört zu den wärmsten und anschaulichsten, aber auch
en Gemälden, die Goethe's Feder entworfen hat. — Das

Sänge ist in der Form von Reisebriefen Werther's dargestellt, welche dieser vor der Bekanntschaft mit Lotte geschrieben; Dichtung und Wahrheit bilden hier ein eben so dichtverschlungenes Gewebe, wie in Werther's Leiden. Goethe beabsichtigte Anfangs eine Fortsetzung, „welche das Herankommen Werther's bis zur Epoche, wo seine Leiden geschildert sind, einigermaßen darstellen, und dadurch den Menschenkennern willkommen sein sollte." Allein sie unterblieb, wie er behauptet, weil die Schweizer sich über das veröffentlichte Fragment sehr unwillig zeigten.

Eine andere kleinere Production, „dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Julius 1775," ging ebenfalls aus der Reise nach der Schweiz hervor. Daß sie auf dem Rückwege entstanden, deutet außer dem beigefügten Datum auch das „Gebet" vor dem Münster an, worin ihm die Bilder der Reise vorschweben: „Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir, wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees, und deiner Wolkenfelsen und wüsten Thäler, grauer Gotthard, wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist." Der Aufsatz besteht aus einer Vorbereitung, einem Gebet und drei Stationen; dann wird die Andacht des Schreibenden durch Lenzens Ankunft unterbrochen; die Empfindung ging in Gespräche über, „unter welchen die übrigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Schritte überzeugte man sich mehr, daß Schöpfungskraft im Künstler sein müsse, aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbstständig Werk entstehe, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden." In Goethe's Werken finden wir den Aufsatz mit zwei anderen: „Dramatische Form" und „Nach Falconet und über Falconet" zu einem Ganzen zusammengestellt, das den Titel führt: „Verschiedenes über Kunst aus der nächsten Zeit nach dem Götz und Werther."

Ein Ausfluß derselben warmen Theilnahme an Kunst und Künstlerthätigkeit, welche diese kleinen Schriften hervorrief, ...

:ische Skizze „Künstlers Erdenwallen“. Sie entstand
heinlich in der Zeit, wo das Verhältniß zu Lili ihn veran-
den Conflict schärfer in's Auge zu fassen, in welchen der
er, wie der Dichter, durch den Widerstreit der gesellschaftlichen
erungen und seiner freien Kunstbestrebungen geräth. Mit
ähnlichen Troste, wie ihn die Muse am Schlusse des Drama's
ünstler gibt, mochte er sich selbst beschwichtigen, wenn er, um
gewinnen, halbe Tage sich mit geistlosen Geschäften abge-
hatte. Das Stück ist mit denselben kecken, kräftigen Pinsel-
hingeworfen, wie die Puppenspiele. Das in Goethe's Wer-
m angereihte Drama, „Künstler's Apotheose,“ gehört
pätern Periode an und wird an seinem Orte zur Sprache
n.

Goethe erwähnt mitten zwischen der Darstellung seines Ver-
ses zu Lili noch eines andern, gleichfalls im Tone der Pup-
:le gehaltenen Drama's, „Hanswursts Hochzeit“ betitelt,
er nach Anleitung eines ältern deutschen Puppen- und Bu-
:ls ersonnen habe. Ich bin aber geneigt, dieß „tolle Fratzen-
einer etwas frühern Epoche zuzuweisen, jener Zeit, wo er
it Klinger, Wagner und anderen lustigen Gesellen in drama-
Possen und Farcen erging. Indem Goethe der damals ent-
ten Stücke gedenkt, spricht er auch von „manchen noch erhalte-
ie sich nicht mittheilen ließen;“ unter diesen war vermuthlich
wursts Hochzeit“ mit gemeint. Er hat den Plan desselben in
eit und Dichtung mitgetheilt, demzufolge Alles sich eigentlich
drehte, daß das Verlangen Hanswursts und seiner Braut
Blandine, einander ganz zu besitzen, durch die weitläufigen
mständlichen Hochzeitsanstalten hingehalten wird. Indeß be-
ein großer Theil der Wirkung des Stückes auf komischen und
hen Einzelnheiten. So lag schon in der Decoration eine Sa-
f die Anhänger des Gesetzes von der Einheit des Ortes, das
al bestand aus lauter herkömmlichen deutschen Schimpf- und
men, und unter Andern wurde der Buchhändler Macklot zu
uhe wegen seines Nachdrucks stark mitgenommen. Was uns
neueren Ausgaben von Goethe's Werken unter dem Titel:
swursts Hochzeit, oder der Lauf der Welt, ein

mikrokosmisches Drama" mitgetheilt worden, besteht nur wenigen Fragmenten; darf man von ihnen, worin schon ma Stellen durch Punkte ausgefüllt werden mußten, einen Schluß die unterdrückten Partieen machen, so mögen diese allerdings Derbsten und Ausgelassensten gehört haben, was aus Goethe's F geflossen ist.

Achtes Capitel.

Erste Weimarische Zeit bis zu Goethe's Anstellung. Ankunft Weimar. Verhältniß zu Wieland. Besuch der Stolberge. Ausflug Waldeck. Geniewirthschaft. Matinées. Liebhabertheater. Goethe Schauspieler. Er versucht sich auf dem Theatro mundi. Gartenwohn Ausflüge. Hans Sachsens poetische Sendung. Vielgeschäftigkeit. Ernennung zum Geh. Legationsrath.

Am 7. November 1775, Morgens mit dem Glockensch fünf Uhr, traf Goethe in Weimar ein. Der nachmalige Kamn präsident von Kalb, damals Kammerjunker in der Suite des H zogs, war es, der den Befehl erhalten hatte, den gefeierten Dich jüngling in dem von Straßburg erwarteten Staatswagen mit n Weimar zu bringen.

Ein paar Decennien früher hatte die Reisestatistik von Wei kaum etwas Anderes zu berichten, als: Eine kleine Stadt mit ei herzoglichen Schlosse, an der Ilm gelegen; in der Nähe eine H mit dem Lustschloß Belvedere, weiter entfernt der höhere Ettersb mit dem Waldschlosse Ettersburg; rechts und links Universitäten Jena und Erfurt. Jetzt aber glänzte schon die kleine Residenz un den Städten Deutschlands als Mittelpunkt einer freiern, edl Bildung; und diesen Glanz verdankte sie einer geist- und lebe *vollen*, hochsinnigen Fürstin. Anna Amalia von Bra *schweig*, eine Urenkelblüthe des Hauses Este und Nichte des gr

II., 1756 in ihrem siebenzehnten Jahre mit dem Herzoge
ugust Constantin von Weimar vermählt und in ihrem neun-
Jahre Wittwe und Regentin geworden, hatte, mitten unter
gen ihrer vormundschaftlichen Regierung und den Gefahren
ingsalen einer kriegbewegten Zeit, die ihr inwohnende gei-
npfänglichkeit, Frische und Lebenslust zu bewahren gewußt
imar zum Sitz der Musen und Musenkünste erhoben. Schön,
vürdig, vielseitig gebildet, nach Kunst- und Geistesgenüssen
, mit unermüdlichem Aneignungstalent begabt, bildete sie
ntralpunkt eines Kreises ausgezeichneter Persönlichkeiten,
ie Anmuth das Rosenscepter führte und das Gesetzbuch der
keine Geltung hatte. Besonders seit Wieland (1772) zum
ht des Erbprinzen nach Weimar berufen war, begann hier
tige Wahlverwandtschaft ihr belebendes Spiel. Sein Deut-
ercur ward ein Vereinigungspunkt achtbarer literarischer
während zugleich der fast um dieselbe Zeit eingewanderte
ch durch seine industrielle Thätigkeit Weimars mercantilisch-
chen Verkehr zu einer bis dahin in dem kleinen Orte nicht
n Blüthe erhob. Der humoristische Musäus, vordem
ofmeister, dann Gymnasialprofessor in Weimar, paßte vor-
in die geistige Atmosphäre des Hofes. Von Wieland ange-
nd, wie er, auf feine Aristippische Lebensphilosophie gerich-
oß sich im Jahr 1774 auch Knebel, als Erzieher des jün-
inzen, Amaliens poetischer Tafelrunde an. Der Graf Görtz,
Oberleitung der Erziehung beider Prinzen beauftragt, im-
durch Ernst und würdige Haltung, ohne jedoch den harmlos
Kreis zu stören. Eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten
reises war F. H. von Einsiedel, wegen seiner Pagen-
längst im Munde der Hof- und Stadtchronik, ergötzlich selbst
n Schwächen und Abneigungen, von Humor und Laune
d, mit vielseitigen Talenten ausgestattet, die er aber nur dem
d dem Augenblicke widmete, Orchestermitglied, Schauspie-
fasser von Operetten und Dramen, als Mensch voll Herzens-
Freundschaft, weßhalb er allgemein in seinem Kreise l'ami
wurde. Ihm zur Seite stand K. S. von Seckendorf,
t verächtlicher Componist, der aber, wie Einsiedel, mit sei-

nem Talent nur das Leben an Amalia's Hofe zu würzen [illegible]
war *).

In den Kreis solcher Persönlichkeiten, in das genuß= u[illegible]
[illegible]ungsreiche Getriebe dieses Musenhofs trat nun der sechsun[illegible]
[illegible]zigjährige Goethe, selbst voll Lebensdrang und rheinischer J[illegible]
[illegible]tät, ein Musterbild edler Männlichkeit in Kraft, Gesundheit, [illegible]
heit und Geistesfülle, das junge Dichterhaupt schon durch [illegible]
Götz und Werther mit einem doppelten Strahlenkranze gesch[illegible]
„Wie ein Stern," sagt Knebel, „ging er auf. Jedermann h[illegible]
ihm, besonders die Damen. Er hatte noch die Werther'sche [illegible]
tirung an, und Viele kleideten sich darnach. Er hatte noch v[illegible]
Geist und den Sitten des Romans an sich, und dieses zog an[illegible]
derlich den jungen Herzog, der sich dadurch in die Geistesver[illegible]
schaft seines jungen Helden zu setzen glaubte." Goethe bracht[illegible]
dem Musenleben an Amaliens Hofe noch gemangelt hatte, er[illegible]
dene geniale Kraft, und begründete dadurch Weimars Pr[illegible]
unter den Pflegestätten deutscher Cultur. An ein schüchternes [illegible]
fendes Auftreten in den neuen Verhältnissen war bei ihm n[illegible]
denken; er glaubte sich der höchsten und schwierigsten Stellu[illegible]
wachsen. „Ich habe niemals einen präsumtuösern Menschen g[illegible]
als mich selbst," gesteht er irgendwo. „Man hätte mir eine [illegible]
aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von [illegible]
Und doch war ich gerade dadurch ein Mensch, wie andere. Ab[illegible]
ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das übe[illegible]
Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied i[illegible]
bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen."

Der Kammerjunker von Kalb logirte unsern Dichter, [illegible]
eine eigene bequeme Wohnung fände, bei seinem Vater, dem [illegible]
ligen alten Kammerpräsidenten, ein; und da er merken mocht[illegible]
Goethe bald der allvermögende Liebling des achtzehnjährige[illegible]
zogs werden würde, erwies er ihm alle mögliche Gastfreundsch[illegible]
Gefälligkeit, und ließ es sogar ruhig geschehen, daß sich zwisch[illegible]
ner Schwester, der spätern Frau von Seckendorf, und dem [illegible]
bedürftigen jungen Manne, der sich doch erst eben von sein[illegible]

*) Nach Wachsmuth, Weimars Musenhof, S. 17 f.

en, ein Herzensverhältniß entspann. Nur der alte von Kalb
er Tochter ein warnendes „Mädchen, mit Rath!“ zu und
e sie vor dem Verlust ihrer Ruhe *).
ieland wurde gleich am Tage der Ankunft Goethe's vom
ath Kalb zu Tisch geladen und saß bei Tafel, in den An-
ig ganz verliebt, an seiner Seite. Beim ersten Anblick hatte
ndliche Dichterheros, der in „Götter, Helden und Wieland“
scharfe Geißel über ihn geschwungen hatte, sein ganzes Herz
**). „Alles, was ich Ihnen,“ schrieb er am 10. November
Jacobi, „nach mehr als einer Krisis, die diese Tage über
vorging, jetzt von der Sache sagen kann, ist dieß: Seit dem
Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thau-
von der Morgensonne. Denkt Euch das und alles Uebrige
— ich bin zu voll, um schreiben zu können. Aber dieß hab'
ich bei dieser Gelegenheit erfahren: es ist unmöglich, Gott
nge zu lieben, wenn man nicht gewiß ist, nicht fühlt, oder
n glaubt, daß er uns auch liebt. Der göttliche Mensch wird,
, länger bei uns bleiben, als er Anfangs selbst dachte, und
möglich ist, daß aus Weimar etwas Gescheites wird, so wird
Gegenwart wirken ... Wenn nun auch Fritz noch bei uns
Doch es ist besser so; ich könnt' Euch beide zugleich nicht
en; das Feuer von zwei Dämonen, wie Ihr seid, würde mein
ein verzehren ... Sie können sich völlig darauf verlassen,
zwischen Goethe und mir schon so weit gekommen ist, daß
Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrich-
ten“ ***).

Böttiger, Literar. Zustände und Zeitgenossen, I, S. 52, eine Schrift,
ch an vielen Stellen der Zuverlässigkeit entbehrt.

Nach Absprache mit dem Herzog hatte Goethe bereits von Frankfurt
ie vertrauliche Worte an Wieland gerichtet und seinen Alcestengroll ganz
ien. „Ich bin,“ schrieb W. am 3. Jan. 1775 an Knebel, „inzwischen
r von allem Mißmuth gegen diesen großen Sterblichen geheilt worden.“
tte Fritz Jacobi, wie aus dessen Briefwechsel hervorgeht, das Seinige
en.

) Aus einem Briefe, dessen Original sich auf der Großherzogl. Biblio-
Weimar befindet. Vergl. Jacobi's auserlesenen Briefwechsel, I, 228 ff.

Diese Expectorationen Wieland's sind, wenn man au
gutmüthigen Mannes leicht entzündbaren Enthusiasmus mit i
schlag bringt, doch immer ein starker Beweis von der unwid
lichen Gewalt, die Goethe über die Herzen übte. Man erwäg
Wieland in ihm doch sogleich den gefährlichsten Nebenbuhler u
höchste Stufe in der Gunst der fürstlichen Personen erblicken m
Bis dahin war der „verwittwete Hof", auch nachdem der H
Carl August volljährig geworden war und die Zügel der Reg
ergriffen hatte, fortdauernd der eigentliche Herd des edlern,
gen Lebens geblieben, dem Weimar seinen Ruhm verdankte,
Wieland, der unentbehrliche Gesellschafter, Rathgeber und F
der Herzogin Mutter, hatte mit Recht für die bedeutendste g
Potenz dieses Kreises gegolten. Schloß sich dem jungen geist
und lebenslustigen regierenden Herzoge ein so hervorragender
so überwältigender Anziehungskraft begabter Genius, wie G
an, so konnte sich leicht um das congeniale Jünglingspaa
zweite Tafelrunde bilden, welche die ältere mitsammt ihrem
führer in Schatten stellte; oder, wenn auch die Herzogin A
nach wie vor die Seele und der Mittelpunkt des gesammten
marischen Musenhofs blieb, so war bei ihrer Empfänglichkeit f
verschiedenartigsten Gestaltungen im Reiche der Musen und be
Unermüdlichkeit in geistigem Genuß zu besorgen, daß Goeth
seiner unerschöpflichen Fülle von Geist, Talent und Lebenslu
auch hier den Vorrang streitig machen werde. Solche Ged
mußten sich dem gefeierten Lieblinge der Herzogin nothwendi
drängen. Aber Goethe's Zauber war zu mächtig. Wieland's
an seine Freunde aus jener Zeit athmen überwallende Lieb
Begeisterung für Goethe; und wenn dazwischen auch bisweilen
des Unmuths und der Klage über Goethe sich vernehmen ließe
geschah dieß, weil er sich mitunter von ihm vernachlässigt gl
nicht aber, weil er seinen Einfluß reißend wachsen sah. „Wisse
ein ander Beispiel," heißt es in etwas späteren Briefen an
„daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt
— „Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren K
den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie
ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß

so schön übern Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können.“ Und nach mehr als zwanzig Jahren äußerte Wieland gegen Böttiger: „Er kann, wenn er will, Alles; sein Zauber hat mich in der ersten Zeit seines Hierseins dahin gebracht, daß ich ganz in ihn verliebt war und ihn wirklich anbetete“ *).

Gleich in den ersten vierzehn Tagen seines Aufenthalts zu Weimar gerieth Goethe, wie er in einem Billet vom 22. November an Auguste Stolberg schreibt, „in das Treiben und Weben des Hofs“ hinein. „O Gustchen,“ ruft er aus, „was ist die Zeit Alles mit mir vorgegangen!“ Er erwartete damals ihre Brüder, die noch vor Absendung des Billets, am 27. November, ankamen. Auf die Rückseite des Blattes schrieb Christian Stolberg: „Da ist ein Briefchen von Goethe'n und zwei Zeilen von mir, mein Gustchen ... Hier wird's uns recht wohl. Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren aus und gehen auf die Masquerade. Mit Wieland sind wir bras dessus bras dessous.“ Letzterer war ganz in den Seelenrausch der jüngeren Männer mit fortgerissen. „Seit vier Wochen,“ schrieb er am 1. Dec. an Lavater, „haben wir Goethe'n hier und seit vier Tagen die Grafen Stolberg. Ich fühle mich seit dieser Zeit neu belebt. Wir sind alle Tage beisammen, lieben uns alle Tage inniger, durchschauen uns und sind glücklich.“

Auch Goethe fühlte sich, für den Augenblick wenigstens, durch dieses neue Treiben und durch Wieland's Freundschaft beglückt. Am 22. December **) finden wir ihn Abends, nach einem herrlichen Wintertage, den er meist in freier Luft, Morgens mit dem Herzog, Nachmittags mit Wieland zugebracht, ziemlich müd und ausgelüftet von der Eisfahrt auf des Letztern Zimmer sitzen und den Versuch machen, ob er etwas an Lavater über die ihm zugeschickten Capitel

*) Literar. Zustände und Zeitgenossen, I, S. 202.

**) Nicht am 21. Dec., wie das Datum in den Briefen von Goethe an Lavater angegeben ist. S. „Goethe in Waldeck“ von H. Düntzer, in dem Archiv für das Studium moderner Sprachen und Literaturen v. Herrig und Viehoff (Bd. 3, Heft 1, S. 237 f.).

der Physiognomik zusammenstoppeln könne, — „kurz genug," schreibt er an diesen, „und, will's Gott, bündig und treffend; denn Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde. — Wieland hat mir seine Gefühle gegeben, und so wird Alles gut werden. Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther, und wir einander täglich verbundener. — Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen zu sehen. Mir geht Alles nach Herzenswunsch."

Die Reise nach Waldeck und die dafür angegebenen Motive deuten aber schon darauf hin, daß er sich auf Augenblicke lebhaft aus dem Gewühle des Hofes hinaussehnen mochte. Doch schloß sich ihm auch jetzt wieder ein Kreis von guten Gesellen an. Von diesem Ausfluge ist uns im Morgenblatt ein Document mitgetheilt worden, ein Brief Goethe's an den Herzog, aus Waldeck datirt *), der in seinen damaligen Gemüthszustand und in sein Verhältniß zum Herzog, wie es sich schon nach so kurzem Zusammensein entwickelt hatte, tief hineinblicken läßt. Wir nehmen den Brief um so eher unverkürzt auf, da uns die Correspondenz Goethe's mit Carl August wohl noch eine Zeit lang vorenthalten bleiben wird. Das Schreiben beginnt mit dem Zigeunerlied: „Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee" **) und fährt dann fort: „Daß mir in diesem Winkel der Welt, Nachts in dieser Jahreszeit, mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, ist eben so natürlich, lieber gnädiger Herr, als daß ich mich gleich hinsetze, es Ihnen aufzuschreiben und hintendrein einen Brief zu sudeln; denn ich vermisse Sie wahrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden aus einander sind. Drunten sitzen sie noch nach aufgehobenem Tische und schmauchen und schwatzen, daß ich's durch den Boden höre. Ich bin heraufgegangen, es ist halb Neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was daran hängt. Die Kluft nach Jena hinein hat mich

*) Das Datum „den 14. Dec. 1775" ist unrichtig; es muß heißen: den 24. Dec. 1775. Siehe das Archiv für das Studium neuerer Sprachen u. a. a. O.

**) Goethe's W. I, S. 124 (Ausg. in 40 Bdn.).

ickflichen Abendsonnenblick mit all ihrer dürren Herrlichkeit an-
elt, die Lage von Jena selbst mich erfreut, der Ort mich ge-
und zwischen da und hier war nicht viel Gaffens: es kam ein
aus Italien, wie uns ein Alter versicherte, der mit dem
karren an uns vorbeifuhr. In Italien sei es warm, da komme
irme Wind her; in den Dreißigern sei er da gewesen, erzählte
ganz flüchtig weg. — Hier liegen wir recht in den Fichten
ei natürlich guten Menschen. Unterwegs haben wir in den
ken den gedruckten Carl August gegrüßt, und haben gefühlt,
eb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem (L. S.)
e machte. Einsiedel ist zu Bette. Sein Magen liegt schief;
und Branntwein wollen's nicht bessern. Ich will auch gehen.
herzliche Nacht! — Noch ein Wort, ehe ich schlafen gehe.
ch so in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Ge-
er Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über
und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All meine Lust und all mein Sang,
Bist, ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

iber und abermal gute Nacht!

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen;
Find'st doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen, grad und treu wie du.

Sonntags (24. Dec.) früh bei Tagesanbruch. Fatales
wetter, und so der ganze Ton des Tages verstimmt; wollen
wie wir ihn wieder aufbringen. Der herrliche Morgenstern,
h mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Him-
Ich habe die ganze Nacht von Heerzügen geträumt, die all
abgelaufen sind, besonders von einer Reise aus der Schwei
Polen, die ich that, den Marschall de Saxe zu sehen und unt

ihm zu dienen, der eben in meiner Traumwelt noch lebte. Di[e]
Kirche geht an, in die wir nicht gehen werden; aber den Pfarre[r]
laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat; und hat er sie nicht, s[o]
schicke ich nach Jena; denn unmöglich ist die zu entbehren in diese[r]
Homerisch einfachen Welt. Besonders fielen mir einige Verse ein
und recht auf, da ich heute früh lang ausgeschlafen hatte, und es
nicht Tag werden wollte, was ungefähr so heißt: „Und in ihre
Felle gehüllt, lagen sie am glimmenden Heerde; über ihnen wehte
der nasse Sturm durch die unendliche Nacht, und lagen und schlie-
fen den erquicklichen Schlaf bis zum spät dämmernden Morgen.“ —
Ich muß nach Bürgel zum Rector schicken um den Homer, hab' in-
dessen in der Bibel gelesen. Hier ein Stück Jesaias: „Siehe, der
Herr macht's Land leer und zerstreut seine Einwohner. — Der
Most verschwindet, die Rebe verschmachtet, und Alle, die herzlich
fröhlich waren, ächzen. Der Pauken Jubel feiert, das festliche
Jauchzen verstummt und der Harfen Gesang ist dahin. Niemand
singt mehr zum Weintrinken, das beste Getränk ist bitter dem
Munde. Die leere Stadt ist zerbrochen, die Häuser sind geschlossen.
Niemand gehet aus noch ein. Eitel Wüstung ist in der Stadt und
die Thore stehen öde; denn im Land und Volk geht's eben, als
wenn ein Oelbaum abgepflückt ist, als wenn man nachlieset, so die
Weinernte aus ist.“ — Nun muß ich meinen Boten fortschicken,
der das nach Weimar trägt. Lassen Sie, lieber gnädiger Herr,
den Brief Niemand sehen, als Wedeln. Alles, was mich um-
gibt, Einsiedel, Kalb, Bertuch, das ganze Haus legt sich zu
Füßen.

Der Pflicht vergessen
Wir Fische nie. Goethe“

Die Antwort des Herzogs, der unterdessen nach Gotha gegangen
war, lautet: „Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er
freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und
Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und unter-
gehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage
aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Gegend
von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, [illegible]

ges Wesen in Sammt und Seide gehüllt, daß mir's ganz schwindlig und übel wird. — Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hieher kommst. Die Leute sind ganz neugierig auf Dich."

In die Zeit dieses Aufenthaltes zu Waldeck gehört ohne Zweifel *) auch folgendes Tagebuchblatt von Goethe aus einem für den Herzog geschriebenen Diarium, welches Dorow aus der schätzbaren Sammlung des Herrn von Gerstenbergk in Weimar bekannt gemacht hat **). Mehr, als irgend sonst Etwas, lassen solche leichte Ergüsse des Moments den jedesmaligen Gemüthszustand und die äußeren Lebensverhältnisse des Schreibenden erkennen, weßhalb wir das Blatt dem Leser nicht vorenthalten wollen.

„Sonntags früh eilfe. Unser Bote ist noch nicht da, der Schrittschuhe mitbringt; ihm sind tausend Flüche entgegengeschickt worden; wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal. Bertuch hat mit seinem Mägdlein ***) Rasen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind; die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Felsentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb. Ich stieg mit Bertuch seitwärts einen Felsenstieg ab zu einem Brunnen mit Fischkasten, die Eiszapfung die Felsen herab! — Der Bote ist da und nun auf's Eis. Gegen

---

*) Das Blatt spricht von derselben Gesellschaft, derselben Oertlichkeit, wie der Brief aus Waldeck, und die Ueberschrift des zweiten Abschnitts: „Den ersten Feiertag früh acht" deutet auf Weihnacht. Nur ist es auffallend, daß im ersten Abschnitt („Sonntags früh eilf"), welcher mit der zweiten Hälfte jenes Briefes an demselben Tage (24. Dec.) geschrieben sein müßte, von einer „lieben Morgensonne" und vom Schlittschuhlaufen die Rede ist, während der Brief von Thauwetter spricht. Indeß wurde der Brief, „früh bei Tagesanbruch" geschrieben, und eine beginnende Aufheiterung des Himmels ist auch dort durch den herrlich strahlenden Morgenstern angedeutet.

**) In der Schrift „Krieg, Literatur und Theater." Leipzig 1845.

***) Der ältesten Tochter eines dortigen Forstmannes, in dessen Hause wir uns die lustige Gesellschaft als Gäste zu denken haben; vergl. Goethe's Werke, Bd. 22. S. 397 (Ausg. in 40 Bdn.).

zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr — — die Schrittschuhe sind vergessen! Ich habe gestampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault; nun laben sie mich mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach. Muß also ohne geschritten zu Tische. — Abends vier. Sind gekommen, habe gefahren und mir ist's wohl."

„Den ersten Feiertag früh acht (25. Dec.). Hab' ziemlich lang geschlafen, die Sonne steht schon am Himmel. Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vervagabundet. — Abends sechs. So auch der ganze heutige Tag. Nach Bürgel geritten. Das Amthaus ist schön. Wäre wohl einmal ein Sommerritt für Ew. Durchlaucht. Und das Revier Waldend ist recht schön. Die Waldungen in gutem Stande, daß es wohl Freude ist. Der Hofrath Hochhausen hat ein Porträt vom Herzog Ernst August. Es hat was Starres, Scheues, bezeichnet einen Mann, der eigentlich nicht nachdenkt, mehr durch die ersten gegenwärtigen Eindrücke sich bestimmen läßt, trocken, schroff, aber gut, und ohne einen einwägenden Zug von Güte, bei übrigen trefflichen Anlagen Tyrann. — Auch hing da der letzte Herzog von Weißenfels. Einsiedel mußte mir seinen Charakter machen, traf's: Geradheit, Güte, vorschwebende Schwäche, Unthätigkeit und Alles, was daran hängt. Darauf nach Hause. Die Odyssee war endlich aufgetrieben. Nach Tische rammelten sich Rugantino und Basko, nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären, und, um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten. Krause*) war auch gekommen und sah in Bertuch's weißem Tressenrock und einer alten Perrücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bübchen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen

*) In Wahrheit und Dichtung Kraus (vergl. oben S. 212 f.). Durch ihn war Goethe schon in Frankfurt auf diese Gegend aufmerksam gemacht worden. „Unter seinen Zeichnungen fanden sich mehrere bezüglich auf die Wald- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann hatte daselbst vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern, als sich selbst zu Liebe, rauh gestaltete Felspartieen, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer w

ithem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein
apitalspitzbube aus."

Goethe scheint der Einladung des Herzogs im obigen Briefe
efolgt zu sein; wenigstens schrieb er am letzten Tage des Jahres
n Lavater von Erfurt aus. „Ich lerne täglich", heißt es in
em Briefe, „mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief
n See."

Das ungebundene, genialluſtige Leben, in welches uns das
bisher Mitgetheilte schon hineinblicken ließ, wurde in's folgende
Jahr 1776 fortgesetzt. Wenn wir Böttiger's Berichten trauen dürfen *), so ging Goethe's Muthwille und Lebenslust bisweilen in ein
wahres Wüthen über, wie denn auch „wüthig" das Lieblingswort
Wieland's zur Bezeichnung von Goethe's Wesen war. Dieser soll
sich damals oft in Bertuch's Zimmer im Schlosse, vom Tollheitskitzel übermannt, die schönen langen Haare aufgelöst und sich auf
dem Boden gewälzt haben. Als die beiden Stolberge in Weimar
zu Besuch waren, hielt man auf Bertuch's Stube ein Geniegelage,
welches gleich damit anfing, daß alle Trinkgläser zum Fenster hinausgeworfen und ein paar schmutzige, in einem alten Grabhügel aufgefundene Aschenkrüge zu Pokalen gemacht wurden. Fritz Stolberg
hielt eine pathetische Anrede an das heilige Gefäß, das die Asche
eines ächten alten Deutschen umschlossen habe und brachte Thuiskon's
Gesundheit aus, die Einer nach dem Andern aus dieser Scherbe
trank. Eine gewisse Gemeinschaft machte die Genies den Quäkern
ähnlich. So heißt es, daß Goethe oft zu Bertuch's Frau geschickt
und sich ein Schnupftuch habe holen lassen. Hatte er keine weiße
Cannevasweste und Hosen, die damalige Genietracht, so verlangte
er das Nöthige aus der herzoglichen Garderobe, ohne es wieder

sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht; man sah die Frauenzimmer in weißen
Kleidern auf anmuthigen Wegen nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen
Manne sollte man Bertuch erkennen, dessen ernste Absichten auf die älteste
nicht geläugnet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu
beziehen wagte." Goethe's Werke Bd. 22, S. 397 (Ausg. in 40 Bdn.).

*) Literar. Zustände und Zeitgenossen, S. 61, 54 und a. a. O.

zurückzugeben *). Oft ließ er sich in einem Hause ohne U
zum Abendessen ansagen. Ueberhaupt hatten die Genies vom
thum besondere Begriffe und erlaubten sich, Alles, was ihn
Besuch auf eines Andern Stube gefiel, geradezu einzusteck
heimlich zu entwenden, was man mit dem Studenten
„schießen" bezeichnete **).

Wir wollen Böttiger's Mittheilungen über die Wei
Geniewirthschaft, die noch stärkere Züge der Art enthalten
weiter nacherzählen, da sie an manchen Stellen zu deutli
Stempel der Uebertreibung, wo nicht gänzlicher Unglaubwü
tragen. Wie viel man aber auch von ihnen abziehen muß,
ist sicher, daß mit Goethe ein titanisches Geberden, eine br
Ausgelassenheit in Weimar eingezogen zu sein schien. Der
lässige Knebel deutet selbst darauf hin, indem er in seiner S
einer Selbstbiographie von jenen Tagen bemerkt: „Manche
tricitäten gingen zur selbigen Zeit vor, die ich nicht zu besc
Lust habe, die uns aber auswärts nicht in den besten Ruf s
Und Goethe gesteht in Briefen an Merck vom 5. Januar
März 1776: „Ich treib's hier freilich toll genug und denk'
Dich." — „Wir machen des Teufels Zeug.". Besonders f
ungebunden war das Leben und Treiben in Stützerbach, einem
bei Ilmenau, wohin manchmal eine gemeinsame Fahrt untern
wurde. „Hier ließ man, mit Beiseitsetzung aller Etikette,

---

*) Aehnliches berichtet Falk: „Bertuch, der Vater, der damals
meister beim Herzoge war, sprach später mit Vergnügen von einer
Rubrik in seinen Rechnungen, die er damals besonders anlegen muß
die fast nichts als Hosen, Westen, Strümpfe und Schuhe für deutsche
enthielt, welche, schlecht mit diesen Artikeln versehen, zu Weimars
einwanderten."

**) Im Vorwort zu Knebel's literar. Nachlaß (XXXVIII.)
damit übereinstimmend: „Es ist nicht zu leugnen, daß die rücksichtslo
heit, die Goethe im persönlichen Umgange zeigte, nicht selten verletzen
für seine Umgebungen. Auch hatte er die Eigenheit, Alles mit sich
nehmen, was ihm Behagendes er irgend bei einem Freunde erblickte, un
ließ sich dieß lieber gefallen, als der gutmüthige Knebel, dem Goethe
mehr als hundert Stück Albrecht Dürer'scher Handzeichnungen von de
holte, um sie ihm nie wieder zu bringen."

er und genialer Laune gänzlich den Zügel, und, unter An-
z des Herzogs und Goethe's, ergötzte man sich an mancher
re in diesem ländlichen Aufenthalt. Ein eigenes vertrautes
ch wurde über die Thaten und Abenteuer in Stützerbach ge-
ndem jeder der Theilnehmenden abwechselnd eine Seite davon
b" *). Goethe hat in späterer Zeit (1783) in dem Gedichte
nau" ein nächtliches Gelage der lustigen Gesellschaft aus der
rung geschildert. Er sieht sich plötzlich im Geiste in die Zeit
76 zurückversetzt und ruft aus:

Wo bin ich, ist's ein Zaubermärchenland?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh an's Feuer hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal,
Am niedern Heerde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen, halb geleeret,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.
Sagt, wem vergleich' ich diese munt're Schaar?
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch Alles wunderbar?
Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Aegyptier verdächt'ger Aufenthalt?
Ist es ein flüchtger Fürst wie im Ardenner-Wald?

Wohl mochte das phantastische Kostüm, das ganze seltsame
e der Gesellschaft solche Fragen rechtfertigen. Auf die Ge-
it ward bei solchem Leben wenig Rücksicht genommen. Noch
ei Jahre später (21. Oct. 1777), wo doch schon die hohe
der genialen Extravaganzen sich zu legen begann, schrieb
d an Merck: „Goethe leidet zeither immer an Zahnschmerz
e un damné. Aber er macht's auch darnach mordiable;
muß die bestialische Natur brutalisiren, pflegte der alte
able von Bassenheim zu Mainz zu sagen. Goethe und

*) Ebendas. S. XXXIX.

der Herzog sind auch von diesem Glauben; aber sie befinden ... meistens so übel dabei, daß ich keine Versuchung kriege, ihr ... stel zu werden."

Daß aber diese Geniewirthschaft, trotz augenblicklichem Schw... gen in tollem Humor, nicht den Charakter der Rohheit und ... meinheit annahm, hatte sie, neben dem edeln Sinne des Herz... vor Allem der Genialität Goethe's zu verdanken. Er wußte ... Fülle von Poesie in dieß Leben zu tragen und konnte nicht von d... selben absorbirt werden, da er es weniger um seiner selbst wil... denn als Mittel zu poetischen und, so wunderlich es klingen m... zu pädagogischen Zwecken genoß. Es war daher auch voraus... sehen, daß das kraftgenialische Gebaren bei ihm nicht lange ... dauern werde. Er, der Tonangeber und Chorführer des jovi... Kreises, sollte auch der Erste sein, der, nach Wieland's Ausdr... zu einer „untadeligen σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltkl... heit" zurückkehrte. Auch die andern Mitglieder der Gesellsch... hatten einen Fonds von Geist, Bildung und Gemüth, der das kr... tigste Schutzmittel gegen ein Versinken in wilde Genußsucht w... so daß Goethe in dem oben angeführten Gedichte Ilmenau mit R... von den lustigen Gesellen sagen konnte:

> Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
> Doch durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Goethe brachte in die Unterhaltungen und Lustbarkeiten ... Hofes einen ernstern und tiefern Gehalt, eine größere Natur ... Frische, indem er, wie sein Vater bezeugt, „seine noch un... druckten Werke vorlas, das Schlittschuhlaufen*) und andern gu... Geschmack einführte." Durch ihn wurde, was überhaupt in jen... Kreise an Genialität, Witz und Humor, an poetischem und kün... lerischem Talent enthalten war, neu belebt und aufgeregt, und ... Frauen, wie die Männer, suchten durch eine Beisteuer geistrei... Jovialität sich der Theilnahme an der auserlesenen Gesellschaft w... dig zu erweisen.

---

*) Auch die Herzogin Luise zeigte sich, zum Erstaunen der Weimara... als eine gewandte und zierliche Schlittschuhläuferin.

Uebrigens trat auch selbst in den Epochen der höchsten Ausge-
heit die weiche und sentimentale Gemüthsstimmung Goethe's
iomentan in den Hintergrund. Sie überfiel ihn oft mitten im
iel der Lustbarkeiten, und dem burschikosen „Freiweg-Humor"
: unmittelbar eine fast mädchenhafte Zärtlichkeit und Weichheit.
:er seiner schon mitgebrachten Herzensunruhe", sagt Schöll (in
Einleitung zu Goethe's Briefen an Frau von Stein), „und unter
lnruhe des äußern Lebens gingen natürlich die Wellen dieses
hls desto höher, und was er Zartes enthielt, stieg, reizbarer
Innen gekehrt, durch den Contrast mit dem Wildfang-Humor."
viel Zwang ihm bisweilen die Theilnahme an dem tollen Trei-
kostete, wie viel Pein sie ihm zurückließ, davon mochten nur
ige in der lustigen Gesellschaft, deren Mittelpunkt er war, eine
ing haben.

Zu den Würzen ihrer Unterhaltung gehörte auch ein wechsel-
es Aufziehen und Satyrisiren. Dieß geschah besonders in einer
launiger Stegreifgedichte, welche Matinées genannt wurden.
Eigenheiten, Gewohnheiten, Arten und Unarten der bethei-
t Personen wurden in leichten Knittelversen mit oft derbem
tte gegeißelt. Von einer dieser Matinées, welche unter der
chrift: „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft, vom
anuar 1776", die sämmtlichen Mitglieder charakterisirt und von
:ebel verfaßt ist, hat uns Riemer die auf Goethe bezügliche Stelle
etheilt. Sie lautet:

Dem Ausbund Aller, dort von weiten,
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur sein ungeschliffenes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist ein Genie, von Geist und Kraft:
(Wie eb'n unser Herr Gott Kurzweil schafft)
Meint, er könn' uns Alle überseh'n,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren geh'n.
Wenn der Fratz so mit Einem spricht,
Schaut er Einem stier in's Angesicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,

Schreibt e' Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut sich schießt vor'n Kopf;
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn Ihr einem Mädel Herzweh macht.
Parodirt sich drauf als Doctor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graust.
Mir könnt' er all gut sein im Ganzen,
Thät mich hinter meinen Damm verschanzen;
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all sein Zeugs verbannt.

Auch von Merck liefen mehrere Compositionen dieser Art dem Titel „Matinées des Recensenten" ein und wurden mit gr Beifall aufgenommen *). Ein Bruchstück einer solchen, die Go damalige Stellung am Weimarischen Hofe zum Gegenstand ha in Merck's Briefwechsel aufgenommen worden **).

In großartigerm Maßstabe sorgte aber Goethe für das gnügen des geistreichen Kreises, dem er jetzt angehörte, durch richtung eines Liebhabertheaters ***). Seit dem Schloßb zu Weimar (1774), der auch das Schauspielhaus in Asche mußte der Hof theatralischer Lustbarkeiten entbehren. Jetzt or sirte Goethe eine Liebhaberbühne, welche durch Vereinigung licher Umstände bald zu einer Blüthe gedieh, wie sie schwerli anderes Dilettantentheater jemals erreicht hat. Zum Local d bis später (1779) der Redoutensaal dazu eingerichtet ward, Theil der herzoglichen Wohnung, und außerhalb Weimars ein gel des Ettersburger Schlosses, oder auch wohl der benach Wald, wo man noch jetzt einen Aushau als Erinnerung an die hier unter freiem Himmel errichtete Waldbühne sieht; im Tief

*) S. Briefe an und von Merck, S. 58.

**) Ebendas. S. 59 ff. Eine andere, die, gleich der oben erwähnten Jahr 1776 gehörte und als poetische Epistel an Wieland behandelt war höchst geistreichen, aber etwas derben Knittelversen verfaßt", bekam Ecke von Goethe zur Ansicht (s. Eckermann's Gespräche mit Goethe II, 60.).

***) Das Nächstfolgende in gedrängtem Auszuge nach einem Artikel *Zeitung* für die elegante Welt (1823): „Das Weimarische Liebhabert *unter Goethe.*"

wurden in der Mooshütte Operetten und kleine Schauspiele
hrt. Die Poesie bestritten Goethe, Einsiedel, Seckendorf,
, Bertuch und Musäus; Seckendorf war auch fruchtbar in
sition der Operetten; der Herzog stellte Mitglieder der Hof-
zum Orchester, woran aber auch Einsiedel mit dem Violoncell
dere Dilettanten sich betheiligten. Der anstellige, gefällige
ißige Kraus lieferte Zeichnungen, Malereien und was man
on Artistischem bedurfte, obwohl er mit der eigentlichen
tionsmalerei sich nicht gerne abgab. Ein wahres Genie für
sche Leistungen besaß man an dem Maschinenmeister Mieding;
es auch nicht an ein paar gewandten Schneidern fehlte, die
die Türken und Heiden zu finden wußten (Thiel und Hauen-
so war für alle Bedürfnisse einer Bühne trefflich gesorgt.
nan nur immer Talent zum Spielen, Singen oder Tanzen
:, der ward herangezogen, und weil der Hof neben anderen
auch die Garderobe bestritt, wobei übrigens damals noch
Aufwand gemacht wurde, so fiel für Manchen ein Beweg-
sich zurückzuziehen, weg. Das Personal wurde unter diesen
den allmählig so zahlreich, daß man mit den Spielenden
vechseln konnte und so auch der Zeitaufwand nicht so störend
vie bei anderen Liebhaberbühnen. Nebenrollen zu überneh-
veigerte sich Niemand; denn einmal wollte man sich nicht un-
gegen den Hof erweisen, und dann wünschte man auch an
hlichen Proben und den sich daran schließenden vergnügten
s und anderen Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Rollenstreitig-
elen nur selten vor, da für die ersten Rollen bestimmte Sub-
waren und Goethe als Dirigent monarchisch verfuhr. Er
es, die Mitspieler, ja das Publikum selbst in seine genialen
onen hineinzuziehen, und das war es, was diese Bühne zu
nzigen Erscheinung ihrer Art machte. Viele Darstellungen
1 griffen ihrer Zeit vor, andere möchte man noch jetzt für zu
isch halten. Es gab auch unter den Zuschauern nicht We-
er deren Fassungskraft oft der Sinn der Stücke und Einzeln-
inausgingen; da man aber nichts bezahlte, so freuten sich
1 dem, was sie verstehen konnten, und ließen sich durch das
ebliebene den Theaterbesuch nicht verleiden. Zuweilen gab

man Vorstellungen, zu denen nur der Plan entworfen war
Dialog aus dem Stegreif gesprochen werden mußte. Hierz
natürlich nicht Alle gebraucht werden. Ein Schauspieler
einer solchen Gelegenheit sich überbreit machte und nicht
ward mit der Behauptung, daß er krank sei, gewaltsam
führt; hatte die vorgebliche Krankheit auch nicht im Plan
so webte man sie hinein, und das Publikum meinte, es h
so sein müssen.

Goethe's eigenes Spiel wollte man in einigen Rolle
in der des Alcest in den Mitschuldigen, zu ungestüm un
wegungen dabei doch etwas steif finden. Auch memorirte
sorgfältig; da er aber sich vortrefflich auf das Improvisiren
so hatte außer dem Souffleur und gelegentlich dem Mitspiel
das Stichwort ausblieb, Niemand darunter zu leiden. J
ristischen Rollen war er, nach aller Urtheilsfähigen Ver
unübertrefflich, wie er sich denn namentlich in Hans-S
Fastnachtspielen und als Haman und Marktschreier im J
von Plundersweilern glänzend hervorthat.

So war also Goethe in der allerersten Zeit seines Au
zu Weimar dem Hofe ein Beförderer genialer Vergnügu
dem Herzoge ein Genosse in heiteren Stunden der Muß
aber sollte er ihm mehr werden; er sollte ihm auch die L
Sorgen des fürstlichen Berufes tragen helfen. „Dafür,
Fürst dem Menschen sich zur Brüderlichkeit hingab, hatte d
seiner Ungebundenheit zu opfern“ *). War es gleich zu
des Jahres 1776 noch nicht fest entschieden, ob und unte
Verhältnissen Goethe bleiben werde, so war es den heller
den doch nicht mehr zweifelhaft, daß der Herzog ihn um jed
zu halten suche. „Goethe kommt nicht wieder von hier lo
dete Wieland am 26. Januar an Merck, „C. A. kann ni
ohne ihn schwimmen noch waten.“ Und noch früher, am 5.
schrieb Goethe an Merck: „Wirst hoffentlich bald vernehm
ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß un
allen tragikomischen Farcen leidlich betrage.“ In einem B

*) Wachsmuth, Weimars Musenhof, S. 38.

22. Januar*) heißt es weiter: „Ich bin nun in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie Einem die Weltrolle zu Gesicht stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung sein." Im Februar finden wir ihn schon, wenn auch vorläufig noch als Gast, an den Sitzungen des geheimen Conseils Theil nehmen; und am 8. März schreibt er: „Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren."

Die zuletzt angeführte Stelle läßt deutlich genug erkennen, in welchem Sinne er sich entschloß, die Regierungssorgen des fürstlichen Freundes zu theilen. Hofleben und Regiment sollten ihm nicht letzter Zweck seiner Thätigkeit sein; er gedachte an ihnen sich selbst zu versuchen und seinen geistigen Horizont zu erweitern. Indeß mochte ihn doch in manchen Augenblicken ein ernstliches Bedenken anwandeln, ob er nicht durch diese Verbindungen zu weit von seinem eigentlichen Ziele abgelenkt werde; und so heißt es denn auch in einem Billet vom 29. Januar: „Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe." Dazu kam die Anknüpfung eines neuen Herzensverhältnisses, das sich nahe an dem Rande des Gefährlichen bewegte. Ein Ausfluß der tiefen Gemüthserregung, in die ihn alles dieß versetzte, scheint das Billet an Auguste Stolberg vom 11. Februar zu sein: „Könntest Du mein Schweigen verstehen, liebes Gustelchen! — Ich kann, ich kann nichts sagen!" und am folgenden Tage strömte er, „am Hange des Ettersberges", seine tiefe Sehnsucht nach einem ruhigen Dasein in „Wanderers Nachtlied" aus:

Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud' und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest;

*) Dieser Brief kann nicht in's Jahr 1778 gehören, unter welchem ihn Wagner eingereiht hat, da er von Goethe's Schwester als einer noch Lebenden spricht. Warum ihn Wachsmuth in den Juni 1777 versetzt, sehe ich nicht ein. Mir scheint Riemer's Annahme, der ihn dem Jahr 1776 zutheilt, die unbezweifelbar richtige zu sein.

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust!
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Auch seine Freunde scheinen damals nicht ohne Besorgniß
ihn gewesen zu sein; und selbst die Art, wie er in einem B
vom 6. März Lavater zu beruhigen sucht, deutet auf Kampf
Erregung seines Innern. „Lieber Bruder“, schreibt er, „sei
ruhig um mich und ermatte Dich nicht ohne Noth ... Verlaß
— ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll
schlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich
aller Ladung in die Luft zu sprengen“ *).

Bedrängt vom eigenen Lebensschicksal, wie er war, tru
doch auch die Schicksale Anderer in warmem Herzen. So l
er schon gegen Ende Februars eine Subscription zu einem G
geschenke für **Bürger** veranstaltet, um ihn zur Fortführung s
begonnenen Uebersetzung der Homerischen Gedichte zu ermun
„Daß Bürger Dichter ist“, sagt Goethe in dem betreffenden
satze, „sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen
innig lieben muß, als einer, der selbst die größten epischen
lagen hat, konnte man auch schon vermuthen; daß Homer's
in ihm wieder ganz auflebt, ... sieht man mit einem Blicke au
Uebersetzung! .. Darum wünschen wir, er möge in guten H
gesetzt werden, fortzufahren ...“ Der Wunsch ging nicht in
füllung; dennoch ließen die Unterzeichner dem hülfsbedürft
Dichter den Ertrag der Subscription (65 Louisd'or) als U
stützung zukommen. Wir werden noch wiederholt Gelegenheit h
zu bemerken, wie theilnehmend unser als Egoist verschrieener Fr
sich gegen andere, zum Theil fern stehende Menschen erwies.

Schon im März hatte Goethe sich ein besonderes Haus
miethet, das ehemalige sogenannte kleine Jägerhaus an der B
dereschen Allee, jetzt zu einem Stadtgerichtssaal umgewandelt.
Gebäude glich einer kleinen Burg, und es machte ihm, wie Wie
an Merck (den 25. März) schrieb, sehr großen Spaß, daß er

---

*) Vergl. das Gedicht „Seefahrt“, welches Goethe Briefen vom
[illegible] dieses Jahrs an Lavater und Merck beilegte.

nem Bedienten Philipp Seidel ganz allein sich im Nothfall
iige Tage gegen ein ganzes Corps darin wehren könnte, wofern
ihm nicht das Nest über'm Kopfe anzündeten. Aber bald sollte
auch durch ein festeres Besitzthum an Weimar gebunden werden.
ines Tages, als der Herzog in ihn drang, sich zum Bleiben fest
entschließen, warf Goethe hin, wenn er nur so ein Fleckchen
igenthum hätte, wie Bertuch, der jenseits der Ilm an der Wiese
n Oberweimar ein Feldstück mit einem Bauernhäuschen angekauft
itte und nun in einen Garten zu verwandeln beschäftigt war. Der
erzog begab sich sogleich zu Bertuch, verlangte es von ihm, ent-
hädigte den unangenehm Ueberraschten durch ein werthvolleres
rundstück reichlich und zu voller Zufriedenheit, und schenkte Goe-
e'n den erst eben von ihm gepriesenen Garten, von dem er den
6. April Besitz nahm *). Das alte, ziemlich verfallene Häuschen
eß er sich sofort zu einer Wohnung für die schöne Jahrszeit wieder
Stand setzen. Die Nachbarschaft war höchst anmuthig; beson-
ers freute ihn der Blick auf die schönen Wiesenflächen im Ilmthale.

Was ihm dieses Geschenk seines fürstlichen Freundes besonders
erth machte, das war der Wunsch nach Einsamkeit und Ruhe, der
dem bewegten Hofleben ihn bisweilen mit erhöhter Gewalt er-
riff. Der Umgang mit so reich- und hochgebildeten Menschen
härfte seine Sehnsucht nach der schlichten, einfachen Natur; daher
achte er auch häufig Ausflüge in die nahen Gebirgsgegenden. „Ich
eise was Ehrliches in Thüringen herum", schrieb er am 8. März
n Merck, „und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir
uch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen." Aber diese Excur-
ionen waren immer nur von kurzer Dauer; denn Weimar übte eine
ächtige Anziehungskraft; des Herzogs Freundschaft, so viele an-
ere werthe Verhältnisse, und bald auch die Bekanntschaft mit einer
ebenswürdigen, geist- und gemüthreichen Frau wirkten auf ihn als
äftige Magnete. Am 25. März meldete Wieland an Merck, daß
in junger Freund den Tag vorher auf einmal nach Leipzig abge-
rrt sei. Früh Morgens am 25. in Naumburg eintreffend, schrieb

*) Nach Andeutungen in Wieland's Briefen hätte Goethe den Garten ge-
uft. Vgl. Merck's Briefe II, 58., Jacobi's Briefe I, 241.

er: „Wie anders, lieber Gott, wie anders, als ich vor zehn Ja
als ein kleiner eingewickelter seltsamer Knabe in eben das Posth
war! Wie viel hat nicht die Zeit her durch den Kopf und das
müssen, und wie viel wohler, freier, besser ist mir's nicht!" —
Leipzig besuchte er seinen alten Freund und Lehrer Oeser und
handelte mit ihm über Kunst und Kunstgegenstände. Am 14. N
1769 hatte ihm der dankbare Zögling zuletzt aus Frankfurt gemel
daß er nicht bald zu ihm wiederkehren werde; „verzeihen Sie m
schrieb er, „die Eitelkeit, die Dankbarkeit, wenn Sie es so nen
wollen, daß Ihr Schüler gern was zu Ihrer Freude beitra
möchte. — Werden Sie nicht ungeduldig, wenn ich lang aus
und bleiben Sie immer hübsch auf Ihrem Schlosse. Und wenn
an einem hübschen Sommerabend am Fenster stehen und ein M
in seltsamem Anzuge über die Brücke getrabt kommt, da bin i
der irrende Ritter, der von den Abenteuern Rechnung zu
kommt, die er bestanden hat." Jetzt kam er, in der welthist
gewordenen Werthertracht, nicht mehr ein unbekannter, hingebun
voller Jüngling, sondern als ruhmgekrönter Mann voll Selbstgef
Aber es mochte ihm schwer werden, dem verehrten Lehrer von sei
jüngsten poetischen Thaten Rechenschaft zu geben; denn wie
hatte er sich unterdeß von Oeser's Kunst-Evangelium entfer
Indeß mochte dieser doch ahnen, daß auch in der jetzt so stürm
erregten Brust seines Zöglings noch immer ein zarter Sinn für O
nung, Maß, Harmonie und Schönheit sich regte, der vielleicht
wieder sich stärker geltend machen würde; wenigstens schieden sie
besten Vernehmen. Wir finden sogar Oeser seit jener Zeit gewis
maßen als Weimarischen Hofmaler engagirt, und er kam fast
jährlich nach Weimar, wo er mit künstlerischem Rath und Beist
besonders der Herzogin Mutter zur Hand ging. Es ist schon fr
erwähnt worden, daß Goethe jetzt die einst so warm geliebte A
nette (Käthchen Schönkopf) nach achthalbjähriger Trenn
als Dr. Kanne's Gattin wiedersah. Auch die frühe bewund
Corona Schröter wurde aufgesucht, und sie nahm ihn auch
durch ihre Liebenswürdigkeit und ihr Talent so sehr ein, daß
den Herzog bewog, sie als Kammersängerin und Primadonna
Liebhabertheaters zu berufen.

Goethe kehrte am 4. April nach Weimar zurück, und brachte, nach Riemer, als eine poetische Ausbeute der Reise einen Monolog zur Stella mit, der am 25. März entstanden sein soll. Indeß dürfte diese Angabe, nach Schöll's wahrscheinlicher Vermuthung, nur auf mißverstandenen Anfangsbuchstaben einer Tagebuchnotiz beruhen; denn aus Goethe's Briefen an Frau von Stein ergibt sich, daß er auf dem Wege nach Leipzig auf einem schlechten Pappendeckel „mitunter das Gedicht auf Hans Sachsen anfing." Es ist damit Hans Sachsens poetische Sendung gemeint, die, nach Riemer's Zeugniß am 27. April beendigt, eine Zierde des Aprilheftes von Wieland's Mercur wurde. Merkwürdig genug debutirte der neue Höfling mit einem möglichst bürgerlichen poetischen Glaubensbekenntnisse. Den schlichten Schuster und Meistersänger hält sich hier der Fürstengünstling, der Hofmann als Ideal und Spiegel vor. Vielleicht geschah es, um sich das Gewissen wach zu erhalten, um sich gegen die möglichen schädlichen Einflüsse der neuen Umgebung zu stählen. Er hatte Hans Sachs, „den wirklich meisterlichen Dichter", schon früher lieb gewonnen, und eine Frucht seines Studiums desselben war, wie uns schon bekannt, das neu eröffnete Puppenspiel gewesen. Die leichte, keckе Behandlung des Reims bei Hans Sachs, der kräftig treuherzige Ton, die frischen, populären Sprachwendungen, der didaktische Realismus seiner Poesie hatten ihn lebhaft angesprochen und zur Nachahmung aufgefordert. Mehr noch fühlte sich Goethe durch die Persönlichkeit des Dichters und sein ganzes poetisches Leben und Treiben angezogen. Es war aber natürlich, daß ihn besonders die Seiten seines Wesens am meisten interessirten, von denen er sich ihm am nächsten verwandt fühlte, und daß er sie gerade, wenn er ein Bild des Mannes entwerfen wollte, am stärksten hervortreten ließ. Das ganze Gedicht ist weniger ein objectiv treues und vollständig ausgeführtes Portrait des alten Meistersängers, als vielmehr eine Apologie der damaligen Goethe'schen Denk-, Dicht- und Lebensweise; namentlich blickt gegen den Schluß aus allen Zügen der Goethe jener Epoche deutlich genug hervor *). Uebrigens trug das Gedicht das Seinige dazu bei,

*) Eine Erläuterung s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 28 — 347.

dem lange vergessenen und verkannten trefflichen Dichter wieder
gebührenden Ehren zu bringen.

Aus der nächsten Zeit, dem Mai 1776, ist uns in Goet
Briefen an Auguste Stolberg ein Tagebuch, vom 17. bis z
24. reichend, aufbewahrt, das in den aufgeregten Zustand sei
Innern wie in sein zerstreutes Leben einen gleich hellen Einblick
währt. Wir theilen daraus ein Bruchstück mit:

Den 18. Mai. Gestern konnt' ich Dir nichts mehr sa
Der Husarenrittmeister kam in meinen Garten. Ich ritt um
Uhr nach dem Lustschloß Belvedere, wo ich hinten im Garten
Einsiedelei anlege, allerlei Plätzchen drin für arme Kranke und
kümmerte Herzen. Ich aß mit dem Herzoge. Nach Tisch ging
zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe (sag'
Brüder!), der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und me
der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe, — der ich n
nichts von Dir erzählt habe, was mir viel Gewalt gekostet h
Heute aber will ich's thun, will ihr tausend Sachen von Gust
sagen. Wir gingen in meinen Garten: ihr Mann, ihre Kin
ihr Bruder, ein paar Fräulein Ilten. Es kamen Mehrere zu un
wir gingen spazieren, begegneten der Herzogin Mutter und d
Prinzen, die sich zu uns gesellten. Wir waren ganz vergnügt.
verließ die Gesellschaft, ging noch einen Augenblick zum Herzog u
aß mit Frau von Stein zu Nacht. — Nun ist's wieder schön
heitrer Tag. So viel jetzt, halb neun. — Zwölf Uhr
meinem Garten. Da lass' ich mir von den Vögeln was v
singen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, da
Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorne mög'
fangen zu tragen und zu leiden. Gustchen, könnt' ich Dir
meiner Lage sagen! die erwünschteste für mich, die glücklichste,
dann wieder ... Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da
viel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmt
Was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch all die Sc
len durchgehen läßt, — es hat gewiß vor, (mich dahin zu stel
wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menschheit gar nicht m
anfechten müssen; und jetzt noch sehe ich Alles als Vorbereit

an) *). Ich habe das ausgestrichen, weil's dunkel und unbestimmt gesagt war. Nach Tische mehr. Nachts zehn Uhr in meinem Garten. Ich habe meinen Philipp nach Hause geschickt und will allein hier zum ersten Mal schlafen, und so meinen Schlaf einweihen, daß ich Dir schreibe. Die Maurer haben gearbeitet bis Nacht, wollte sie aus dem Hause haben, wollte — o, ich kann Dir nicht in's Detail gehen. Den ganzen Nachmittag war die Herzogin Mutter da und der Prinz, und waren guten, lieben Humors, und ich hab' denn so herumgehausvatert, und, wie Alles weg war, ein Stück kalten Braten gessen und mit meinem Philipp (laß Dir von den Brüdern von ihm erzählen) von seiner und meiner Welt geschwatzt, war ruhig, und bin's, und hoffe gut zu schlafen zu holdem Erwachen. Gute Nacht, Beste. — Es geht gegen eilf, ich habe noch gesessen und einen englischen Garten gezeichnet. Es ist eine herrliche Empfindung, dahaußen im Felde allein zu sitzen. Morgen frühe, wie schön! Alles ist so still: ich höre nur meine Uhr tacken und den Wind und das Wehr von ferne. Gute Nacht!"

So deckt auch das Weitere des Tagebuchs eine zerstreuende Vielgeschäftigkeit, ein stets unruhig vibrirendes Gemüth auf. Bald ist er in seinem Garten mit allerlei beschäftigt und leitet die Arbeiten in demselben, bald macht er Besuche beim Herzog, bei der Herzogin Mutter oder empfängt Besuche von ihnen. Dann ist er wieder beim Prinzen Constantin, bei Wieland, beim Maler Kraus, bei Frau von Stein. Jetzt läßt er durch wandernde Italiener sich gute Abgüsse von Antiken machen, dann wohnt er dem Husaren-Manöver bei und studirt gar in Guibert's Taktik. Oder er begleitet den Prinzen nach Tiefurt, wo sie von den Bauern „mit Musik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffen und Serenaden" empfangen werden; oder er reitet mit dem Herzog zu einer großen Feuersbrunst hinaus in's Hatzfeldische, wo sie bei der Ankunft ein ganzes Dorf (Neckeroda) in Trümmern liegen sehen **). Und wie Vieles mag er diesem Tagebuche nicht haben

*) Die eingeklammerte Stelle ist im Original durchgestrichen, aber vollkommen leserlich.

**) Bei Feuersbrünsten pflegte Goethe von jeher mit Rath und That

anvertrauen wollen, da er zu gut wußte, daß der Inhalt desselben kein Geheimniß bleiben werde. So findet sich hier nicht die geringste Andeutung einer in diesen Tagen mit Klopstock geführten Correspondenz, an den er, wie wir später hören werden, am 21. Mai einen Brief richtete, der einen förmlichen Bruch herbeiführte. Besonders aber ist Goethe sehr schweigsam über seine Verhandlungen mit dem Herzog, von dem es in einer Stelle heißt: „Er ist ein trefflicher Junge und wird, will's Gott, auch ausgähren."

Der Herzog urtheilte umgekehrt nicht minder günstig über Goethe und beschloß ihn daher durch eine Stellung und ein Gehalt, wie sie sonst nur die Frucht und der Lohn langjähriger Staatsdienste zu sein pflegen, an Weimar und seine Person zu fesseln. Das vom 11. Juni 1776 datirte Anstellungsdecret lautet wörtlich: „Von Gottes Gnaden, Wir Carl August, Herzog zu Sachsen rc. rc. Urkunden hiermit: Nachdem wir den Doctorem juris Johann Wolfgang Goethe wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit*), daß Uns und Unserm fürstlichen Hause er, bei dem von Uns ihm anvertrauten Posten, treue und nützliche Dienste zu leisten, eifrigst beflissen sein werde, zu Unserm Geheimden Legations-Rath, mit Sitz und Stimme in Unserm geheimden Consilio zu ernennen, auch ihm einen jährlichen, mit Johannis a. c. seinen Anfang nehmenden Gehalt von 1200 Thalern auszusetzen die Entschließung gefaßt haben: Als ist demselben hierüber gegenwärtiges Decret, welches Wir eigenhändig vollzogen und mit Unserm Fürstlichen In-

---

der Hand zu sein, und gerieth bisweilen selbst in Lebensgefahr. Es kamen um diese Zeit, vom 16. April bis 22. Mai in der Nähe von Weimar ihrer nicht weniger als drei bedeutende vor. Noch am 26. Juni 1780 schrieb der Herzog an Merck, als wieder siebenzig Häuser in Bremach abgebrannt waren: „Wann diese Epoche des Brennens aufhören wird, weiß Gott."

*) Die oben gesperrt gedruckten Worte sind eigenhändige Correctur des Herzogs; ursprünglich hieß es dafür im Concept: „in Betracht dessen zu Unserer eigenen Kenntniß gediehenen vielen rühmlichen Qualitäten, Begabnisse und *Wissenschaften*, wie auch aus besonderer, gegen denselben hegender Gnade und *Affection* und in der dabei habenden zuversichtlichen Hoffnung, daß u. s. w."

siegel bedrucken lassen, ausgefertigt und zugestellt worden. (L. S.) Carl August."

Muß schon das, was dieses Decret gewährte, als ein hoher Beweis von Gunst betrachtet werden, so war Goethe's Stellung in der Wirklichkeit doch noch viel beneidenswerther, als sich nach dem bloßen Documente erkennen läßt. In dem Schreiben, worin aus Auftrag des Herzogs die Zustimmung von Goethe's Aeltern zu seiner Anstellung nachgesucht wurde, heißt es, daß er dabei seine gänzliche Freiheit behalte, die Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste zu verlassen, wenn es ihm beliebe; ja, es wird ausdrücklich darin ausgesprochen, daß die Ertheilung jenes Titels nur eine Förmlichkeit, nur ein dem Herkommen gebrachtes Opfer sei und keinen Maßstab für seinen Platz in der Gunst des Herzogs abgeben könne. „Nie würde der Herzog," so heißt es in dem Briefe, „darauf verfallen sein, für Goethe'n eine andere Stelle, einen andern Charakter als den seines Freundes anzutragen. Der Herzog weiß zu gut, daß alle anderen unter seinem Werthe sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten."

Es läßt sich denken, wie diese außerordentliche, alle Regeln der Anciennetät umstoßende Beförderung des jungen Mannes von vielen Seiten Mißgunst und Empfindlichkeit aufregen mußte. Die Stimmen des Neides und der Unzufriedenheit drangen selbst bis zum Ohr des Fürsten, und er hielt es für nöthig, folgende merkwürdige eigenhändige Erklärung zu den Acten zu geben: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor

Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalles der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können."

So war also das verhängnißvolle Loos gefallen: Goethe war an den Herzog, an Weimar gebunden, mehr durch Dankbarkeit und Zuneigung, als durch die glänzenden Verhältnisse, die ihm geboten wurden. Ob es ihm zum Heil, ob zum Unheil gereicht hat, darüber sind die Stimmen der Einsichtsvollen getheilt. Auf der einen Seite hören wir es beklagen, daß das Hof- und Geschäftsleben sein Dichtervermögen entnervt, das frisch aufschießende Prachtgewächs seiner Poesie, wenn nicht in der Wurzel, doch in seinen edelsten Zweigen geknickt, daß es ihn aus der rühmlich betretenen Bahn der volksmäßigen Dichtung herausgerissen habe; alle seine späteren Erzeugnisse, selbst die edelsten, seien unter den Erwartungen geblieben, zu denen seine früheste Lyrik, Götz und Werther berechtigten. Auf der andern Seite entgegnet man, daß nur auf einem solchen Boden, in einer solchen Atmosphäre, der Dichter der Iphigenie, des Tasso reifen konnte, daß sein Leben in Weimar die großartige Einwirkun Roms und Italiens auf ihn vorbereitete, daß alles Staunenswü' dige, was er in der classischen Periode geleistet, durch die vorhe gehende Weimarische Periode bedingt gewesen. Wir enthalten u für jetzt noch eines Urtheils und lassen vorläufig nur die Thatsad reden.

Neuntes Capitel.

lißstimmung in Weimar gegen Goethe. Die Herzogin Luise. Nach-
eilige Gerüchte über die Weimarische Musenzunft. Fritz Stolberg's
rettelte Anstellung. Goethe's Zerwürfniß mit Klopstock. Lenz. Klinger.
aufmann. Gleim. Herder's Berufung. Goethe und der Herzog. Ausflug
ich Ilmenau. Gedichte. Das Drama „die Geschwister." Anderweitige
poetische Productionen.

Indem Goethe sich der Zuneigung und Bewunderung zahl-
icher Freunde und vor Allem der Gunst seines Fürsten in vollem
laße erfreute, konnte er sich nicht verhehlen, daß er auch nach ge-
issen Seiten hin Abneigung und Mißstimmung erregte. Nicht
oß seine rasche, regelwidrige Erhebung auf einen hohen Posten
ar es, was bei Vielen böses Blut setzte; auch die Excesse des Ge-
ielebens und die Nichtbeachtung, ja Verspottung des Ceremoniels
nter den Schöngeistern mußten in der Stadt wie am Hofe Man-
em zum Aergerniß gereichen. Noch ein paar Jahre später, wo
an sich doch schon zu mäßigen begonnen hatte, schrieb Wieland an
Merck: „Du kannst Dir kaum vorstellen, wie verhaßt hier (bei der
ädtischen Bewohnerschaft) der Name eines schönen Geistes ist,
nd was für ein verdammtes Galimathias von confusen Begriffen
ie Leute mit diesem Namen verbinden." In den Hofkreisen gingen
er Herzog und seine lebensfrohe Mutter in die genialen Unregel-
näßigkeiten ein oder lächelten nachsichtig dazu; die junge Herzogin
agegen leuchtete, wie Knebel in einer autobiographischen Skizze
agt*), „gleich einem verdunkelten Stern aus einer für sie noch
twas düstern Atmosphäre hervor. Die ersten Zusammenkünfte
fährt er fort) wollten sich nicht schicken, und sie hatte zum Theil
vohl Ursache, sich über den Mangel so mancher Schicklichkeiten an
hrem Hofe zu beklagen. Sie ertrug Vieles mit großer Geduld und
rhielt ihre Würde in gleicher Stetigkeit. So kam es denn wohl,

*) S. Knebel's literar. Nachlaß und Briefwechsel, 1, XXIX.

daß die Charaktere der beiden Fürstinnen nicht ganz zusammenstimmen wollten, was Gelegenheit zu mancher Spaltung gab. Daß dieses auf Personen, die sie umgaben, manchen widrigen Einfluß hatte, läßt sich leicht erachten; doch kam es nie zu heftigen Ausbrüchen, woran die Vorsicht der Umgebung, die Moderation der Herzogin, die liebevolle Neigung ihrer Frau Schwiegermutter hauptsächlich Ursache waren." Auch Goethe deutet in einem Briefe an Lavater (vom 16. Sept. 1776) auf eine geheime Disharmonie in den Neigungen und Lebensanschauungen des herzoglichen Paares: „Ueber C(arl) und L(ouise)," schreibt er, „sei ruhig; wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eines der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten sind; nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte." Die Herzogin hatte nicht weniger als der Herzog Goethe'n mit freundlicher, ja zutraulicher Güte nach Weimar eingeladen und ihn daselbst bewillkommt. Aber als nun nach seinem Einzuge das kraftgenialische Wesen begann, als der größte Theil des Hofes von diesem Geist ergriffen ward und vor Allem der Herzog, von Goethe bei Jagd und Abenteuer, wie auf dem Zimmer, gleich unzertrennlich, mit dem titanisch brausenden Dichter in sprudelnder Lebenslust wetteiferte: da war es natürlich, daß sich der Unmuth der Herzogin über dieses Treiben besonders gegen Goethe, als Mittelpunkt und Urheber des Genielebens, richtete, was dann dem scharfblickenden Günstlinge des Herzogs, selbst mitten im Taumel des geistreich tollen Wesens, nicht entging. Goethe hatte für die Vorzüge der edlen Fürstin das vollste und reinste Gefühl, das sich oft zu schwärmerischer Verehrung steigerte. Er empfand es schmerzlich, wenn er ihren Zartsinn, ihr Schicklichkeitsgefühl durch sein eigenes augenblickliches Gebaren oder durch eine Zwanglosigkeit des Herzogs verletzt sah. Um so eifriger war er darauf bedacht, bei Gelegenheiten, wie am 30. Januar, dem Geburtsfeste der regierenden Herzogin und dem Höhenpunkte sämmtlicher Weimarischen Wintervergnügungen, durch Kundgebung seiner aufrichtigen Verehrung sich die Gunst der edeln Fürstin zu erwerben. Wie mögen, namentlich in den ersten Jahren seines Aufenthaltes zu Weimar, bei dem jungen Dichter Phantasie, Geist, Witz und Laune gesprudelt

haben, um dieses Fest in der Weise jener Zeit würdig zu begehen! Leider fehlen aber gerade aus jenen Jahren die Festprogramme und die zu den Masken-Aufzügen bestimmten Gedichte. Vielleicht jedoch würden sie, wenn sie uns auch erhalten wären, nur eine unvollkommene Vorstellung von diesen Festen geben, indem darin wahrscheinlich nur im Allgemeinen der Plan vorgezeichnet, im Einzelnen aber auf den Fonds von Geist und Humor, den jener auserlesene Kreis besaß, gerechnet und der augenblicklichen Erfindung ein weiter Spielraum gegönnt war. Goethe bemerkt nur, daß Symbolik und Allegorie, Fabel, Gedicht, Historie und Scherz den mannichfaltigsten Stoff und die verschiedensten Formen dargeboten. In den uns erhaltenen Redoutengedichten Goethe's aus etwas späterer Zeit, die wir unten an ihrem Orte betrachten werden, spricht sich seine Verehrung gegen die regierende Herzogin auf eine ungemein zarte Weise aus, der man es sogleich anfühlt, daß in dem ganzen Weimarischen Kreise diese durch fürstliche Hoheit und stillen Ernst imponirende Gestalt die „Naturwildheit" unsers Dichters neben der Frau von Stein am wirksamsten zu zügeln vermochte.

Von den Aeußerungen dieser Naturwildheit, von Goethe's Verkehr mit dem Herzoge und überhaupt von dem Treiben des Weimarer Musenhofes waren nah und fern die wunderlichsten Gerüchte verbreitet. Aus Wieland's damaligen Briefen geht hervor, daß man dem Grafen Görz, der einige Zeit Oberhofmeister der jungen Herzogin war, die Hauptschuld beimaß. Auch nach Darmstadt waren diese Gerüchte gedrungen und hatten Merck beunruhigt. Wieland beschwichtigte seine Besorgnisse durch einen Brief vom 5. Juli 1776, worin es heißt: „Wegen Goethe'n bitte ich Sie, ruhig zu sein. Das Schicksal hat ihn in Affection genommen; es ist Cäsar und sein Glück, und Ihr werdet sehen, daß er sogar in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle spielen wird. Laß die schäbigen Kerls schwatzen. Graf Görz rüstet sich, um auch in Eure Gegenden und nach Mainz und Mannheim zu gehen und dort Alles gegen Goethe'n und mich aufzuwiegeln. Der Elende! Nichts weiter von dem Geschmeiß. Kommt nur einmal und sehet selbst, wie wir's treiben. Es gereut Euch gewiß nicht." — „Daß Görz uns überall mit Dreckfarbe malt,"

heißt es weiter in einem Briefe vom 24. Juli, „wußte ich; aber daß auch Dalberg, der mit dem Herzog und Goethe'n sehr liirt war — Dalberg, von dem ich so viel schriftliche Zeugnisse der größten, wärmsten Hochachtung und Liebe in Händen habe — schlecht von uns und von mir besonders reden sollte, hätte ich ihm nicht zugetraut. Sind Sie auch gewiß, daß die Rapporteurs nichts vergrößern?" Das nachtheilige Gerede muß sich, trotz aller Gegenbetheuerungen von Goethe's Freunden, noch Jahre lang erhalten haben. In einem Briefe Merck's aus dem Herbste 1777 (dessen Adresse fehlt) heißt es: „Goethe spielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eigenen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles, was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen. Sie können sich darauf verlassen, daß es Lügen sind; denn Flachsland, der bei mir im Hause wohnt, ist neuerlich von Weimar zurückgekommen und hatte sich neun Monate bei seiner Schwester (Herder's Gattin) aufgehalten. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel." Und noch im Jahr 1779 schreibt Wieland an Merck: „Das odium Vatinianum gegen unsern Mann (Goethe), der im Grunde doch keiner Seele Leids gethan hat, ist, seitdem er Geh. Rath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt. Sed vana sine viribus ira. Was mir leid thut, ist, daß jede Polissonerie, die man zu Weimar oder Ettersburg ausgehen läßt, Gott weiß, durch welche Kanäle, in die weite Welt eventirt."

Daß dieß geschah, dazu trug Wieland als geschwätziger Berichterstatter über Großes und Geringes das Seinige bei. Wandelbarer Laune, wie er war, ließ er bisweilen mitten zwischen der Vertheidigung des Weimarischen Treibens eine Spur von Mißbilligung durchblicken. So gestand er in dem Briefe an Merck vom 24. Juli 1776, daß Goethe in den ersten Monaten seines Aufenthaltes zu Weimar „die Meisten durch seine damalige Art zu sein scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben," fügte aber hinzu, daß die Cabale gegen Goethe und seine Freunde nichts als Neid und

und Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur
abe. Am 12. August berichtet er, Goethe sei mit dem Her=
Ilmenau und zeichne die ganze Hennebergische Natur, unbe=
. daß die Welt, die er vergessen habe, so viel von ihm und
n spreche. „Bei alledem," meint er jedoch, „würde Fiel=
Badridge manchmal den Kopf über ihn schütteln und sein
n est ut sit mens sana in den Bart hineinmurmeln."
ch keine zwei Wochen später (24. Aug.) heißt es wieder:
ist lieb und brav und fest und männlich. Alles geht, so gut
und die Welt, die so viel dummes Zeug von uns sagt und
hat groß Unrecht."
otz allem Scandal, den Neid und Eifersucht über die Wei=
Musenzunft in Umlauf brachte, blickte das jüngere Ge=
bewundernd und sehnsuchtsvoll nach einem Hofe hin, wo
d Charakter, poetisches und künstlerisches Talent höher galt,
g und Geburt, und besonders Goethe's frühere Gesellen
ich lebhaft zu einem Kreise hingezogen, wo ihr Freund eine
Geltung genoß. Goethe bot, entweder weil er der Eifersucht
glich war oder weil er sich zu stark wußte, um einen Neben=
u fürchten, gerne seinen Einfluß beim Herzog zu Gunsten
nde auf. So brachte er es zunächst dahin, daß dem jüngern
rg, der bei dem oben erwähnten Besuche in Weimar sehr
hatte, eine Kammerherrnstelle angetragen ward. Stolberg
n Antrag an, ließ sich aber durch Klopstock bewegen, der
n Zusage untreu zu werden. Wie nahe dieß Goethe'n ging,
Billet an August Stolberg vom 30. August 1776: „Von
h' ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch, er
und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb
, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben
als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte.
Gustchen — er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs
öffentlich erklärt, in allen unsern Etats steht sein Name, er
h noch aus, den Sommer bei seinen Geschwistern zu sein;
t ihm Alles und nun kommt er nicht. — Und die, die man
idelt, sind Carl August, Herzog zu Sachsen, und dein
Gustchen." — Dieß Benehmen von Fritz Stolberg wir

auf Goethe's Verhältniß zu beiden Brüdern erkältend ein; wie die Divergenz der Gemüther erst in der Xenienzeit offen an den [illegible] Auch der Briefwechsel mit Auguste Stolberg wird vom Sept. 17[illegible] an spärlicher: noch einige Zeilen im folgenden Jahre, wieder ein[illegible] im Jahre 1778, dann ein Zettelchen im Jahre 1780, worin [illegible] das trauliche „Du“ dem „Sie“ gewichen ist, und endlich einem [illegible] Jahre 1782, womit die Correspondenz abbricht. Vierzig Jahre [illegible] ter werden wir Beide über die weite Kluft ihrer ganz verschie[illegible] Lebensanschauung hinüber noch einmal und zum letzten Mal [illegible] freundliches Wort wechseln hören.

Um dieselbe Zeit, wo sich das Verhältniß zu den Stolbergen zu lockern begann, trat ein damit in Zusammenhang stehender förm[illegible] licher Bruch zwischen Goethe und Klopstock ein. Die Gerüchte von Goethe's und des Herzogs Treiben waren auch nach Hambur[illegible] zu Klopstock gelangt, der, in seiner ehrenhaften Geradheit, unter dem 8. Mai 1776 folgenden Brief an Goethe richtete: „Hier [illegible] Beweis von Freundschaft, liebster Goethe! Er wird zwar ein we[illegible] schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdig- keit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben, als ich, strenge beur- theile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der unfehlbare Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfah- ren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nur wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; den

sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der denn auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein, er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben; was soll ich ihm schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen, oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegentheil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will."

Mag immerhin dieser Brief von dem Vorwurfe ungeschickter Zudringlichkeit nicht ganz freizusprechen sein, so hätte er doch, als Ausfluß einer ehrenwerthen Gesinnung und aufrichtiger Freundschaft, von dem jüngern Manne, der dem Dichter des Messias und so mancher schönen Ode viele glückliche Stunden verdankte, eine andere Antwort verdient, als folgende (vom 21. Mai 1776): „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen*) antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß

*) Aus G.'s Briefen an Frau von Stein sieht man, daß auch Zimmermann „eine solche Anmahnung" an ihn hatte ergehen lassen. „Grüße Zimmermann," schrieb er ihr den 5. Juli 1776, „sag' ihm, ich hab' ihn nicht verkannt, aber ich hab' einen Pik auf all' meine Freunde, die mich mit Schreiben von dem, was man über mich sagte, wider ihren Willen plagten. Du kennst meine Lage am besten; also sage ihm, was Dir's Herz sagt."

es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen un
fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kom
men. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott, besser, als er un
gesehen hat. Goethe." — Die unsers Bedünkens wohlverdien
Antwort (Hamburg, den 29. August 1776) lautete: „Sie habe
den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß wa
besonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern i
das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all solch
Briefe, und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie si
aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre i
Ihnen hiemit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben hab
— Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmeh
wenn er sich selbst hört. Klopstock."

Während Stolberg einer freundlichen Einladung nach Weima
nicht entsprach, erschien Lenz, das Naturkind, ungeladen. Er hat
von seines Freundes Glücksstern vernommen und wünschte in sein
Nähe zu sein. Eines Tages traf er, mit einer ziemlich heruntergekom
menen Garderobe, im Gasthofe zum Erbprinzen zu Weimar ein un
schickte sogleich an Goethe, der dem Herzog in einer Unpäßlichkeit Ge
sellschaft leistete, eine Karte mit den Worten: „Der lahme Kranich i
angekommen; er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz." Goethe zeig
unter lautem Lachen das Billet dem Herzog, welcher den wunder
lichen Ankömmling sogleich zu holen befahl. Es erschien eine klein
zusammengedrückte Figur, aber voll Selbstgefühl und Keckheit, di
er auch gleich den folgenden Abend bewies. Es war an demselbe
bal paré bei Hofe; und der ceremoniöse Graf Görz leitete da
Ganze. Lenz verwechselte bal paré und bal masqué, läßt sic
einen Domino holen und begibt sich in diesem Aufzuge an den Ho
Groß war Aller Erstaunen, als plötzlich in den Kreis der zum Tan
geschmückten Herren und Damen ein rother Domino tritt. Len
bemerkt nicht, was er für eine Rolle spielt, und fordert ein Fräulei
von Laßberg zum Tanze auf. Da wird es denn sogleich ruchba
daß ein Fremder, ein Unebenbürtiger in die Gesellschaft eingedrun
gen, und der Kammerherr von Einsiedel meldet eiligst den Vorfa
dem Herzog. Dieser läßt den Huronen zu sich bescheiden und häl
ihm eine Strafpredigt, gewährt ihm aber Herberge, weil er an der

närrischen Kauz Gefallen fand *). Lenz ließ es sich in Stadt, Wald und Gebirge wohl sein, ermüdete jedoch endlich Aller Geduld durch seine Albernheiten. Am 16. März 1776 meldet Goethe an Lavater: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind.“ Wieland berichtet über ihn am 10. Mai an Jacobi, er mache alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich und wundere sich hinterdrein darüber wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt. In einem Briefe an Merck vom 9. September nennt er ihn „eine seltsame Composition von Genie und Kindheit. So ein zartes Maulwurfsgefühl und so ein nebligter Blick!“ Und in einem spätern Briefe ist ihm Lenz ein heteroklites Geschöpf, gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche, daher er oft ein schlimmerer Kerl zu sein scheine, als er es zu sein vermöge. Zuletzt verursachte er Goethe'n einen starken, durch mehrere Tage sich hinziehenden Verdruß, den dieser in seinem Tagebuch unter dem 26. November 1776 als eine „Eselei“ bezeichnet. Nach Böttiger hatte er eine Klatscherei zwischen der Herzogin Mutter und der Frau von Stein angestiftet. Jedenfalls muß der Streich arg gewesen sein, da er Lenzens Entfernung veranlaßte. Auf seine schriftliche Bitte vom 30. November ward ihm nur ein Tag Frist gewährt. Zu seinem Unglück wandte er sich wieder nach dem Elsaß, wo er, nach Goethe's Entfernung, ein Liebesverhältniß mit Friederike von Sesenheim angeknüpft hatte. Hier brach sein stilles Hinbrüten in vollen Wahnsinn aus. Er hielt sich auch später eine Zeitlang bei Goethe's Schwager in Emmendingen auf und kam zuletzt außer Beziehung zu ihm und den Weimaranern. Er starb in Armuth und beinahe vergessen zu Moskau am 24. Mai 1792. Man darf wohl behaupten, daß Lenz zum Theil an Goethe, ohne dessen Schuld, zu Grunde gegangen ist, er beneidete seine Liebe, sein Glück und seinen Ruhm.

Am 24. Juni 1776 fand sich auch Klinger, Goethe's Landsmann und früher Genoß des Frankfurter Kreises, unerwartet in Weimar ein. Seine Aufnahme bei Goethe und

---

*) S. Böttiger, I, 18 f., und Falk, 126 ff., welche dieselbe Geschichte mit einigen Varianten erzählen.

Wieland schildert ein Brief an Christoph Kayser in Zürich
Montag kam ich hier an, lag an Goethe's Halse, und er
mich mit inniger, mit aller Liebe: „Närrischer Jung
kriegte Küsse von ihm: „Toller Junge!“ und immer me
Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst
ken, wie ich ihn überraschte. O was ist von Goethe zu sa
wollte eher Sonne und Meer verschlingen! Gestern bracht
ganzen Tag mit Wielanden zu. Er ist der größte Mensch,
nach Goethe gesehen, den Du nie imaginiren kannst als v
sicht zu Angesicht. Größe, Liebe, Güte, Bescheidenheit
sind die Götter! Hier ist der Sitz des Großen! Lenz wol
mir und ist in ewiger Dämmerung. Der Herzog ist vortreff
ich werd' ihn bald sehen. Glaub' von Allem nichts, was
Leben hier geredet wird, es ist kein wahres Wort daran.
Alles den großen simpeln Gang, und Goethe ist so groß i
politischen Leben, daß wir's nicht begreifen.“ Trotz dieser
rung für Goethe und des warmen Empfangs, den er gefund
ten sich bald Mißverhältnisse ein. Klinger's harte und he
sönlichkeit sowie der schrankenlose Ungestüm und die Schroff
Rohheit seiner Schriften verletzten Goethe, in welchem sich
geheimer Widerwille gegen das Naturevangelium, wie
kraftgenialischen Genossen auffaßten, zu regen begann *).
ist unter uns wie ein Splitter im Fleisch,“ meldete Goeth
vater am 16. September 1776; „er schwürt und wird sich
schwüren leider.“ Und fast die nämlichen Worte schrieb er
an demselben Tage an Merck. Goethe hatte es schon ein p
nate früher, im Juli, deutlich empfunden, daß er nicht „mi
wandeln könne,“ er gestand es ihm sogar, daß seine I
drücke; aber Klinger, ganz außer sich über dieß Bekenntniß,
Goethe nicht, der eine nähere Erklärung weder geben konn
mochte **). Eines Morgens kam Klinger zu Goethe, zog ei
Paket Manuscript aus der Tasche und las daraus der Ge
vor. Eine Weile hielt Goethe Stand; dann aber sprang er

*) Wachsmuth, Weimars Musenhof, S. 62.
**) Brief an Merck vom 24. Juli 1776.

ef davon mit dem Ausruf: „Was für verfluchtes Zeug ist's, was Du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!" Klinger ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern, nachdem er ruhig aufgestanden war und das Manuscript eingesteckt hatte, äußerte er nur: „Curios! das ist nun schon der Zweite, mit em mir das heute begegnet ist." Als man es Goethe'n berichtete, merkte dieser prophetisch, eine „so verteufelte Contenance" zeige, iß Klinger zum General geboren sei. Nach Böttiger soll er als n Tracassier, wegen Klatschereien, die er zwischen hohen Damen geregt, von Weimar verabschiedet worden sein *). Wahrscheinlich altet hierbei eine Verwechselung mit Lenz ob. Der Herausgeber r Briefe an und von Merck sagt in einer Note (S. 271), Goethe in Weimar kalt gegen Klinger geworden, weil er den Ohrenblä- eien Kaufmann's Glauben geschenkt. Als Klinger später der ache auf den Grund gekommen war und sich kurzer Hand bei oethe gerechtfertigt hatte, sei die alte Freundschaft schnell wieder gestellt gewesen.

Der eben erwähnte Kaufmann, ein Schweizer aus Winter- ur, geb. 1753, gest. 1795 als Arzt der Brüdergemeinde zu Her- hut, ein Intriguant und Abenteurer von Groß-Cophtaischer Art, Panurgos, dessen Devise war: „Man kann Alles, was man ll; man will, was man kann," und der damals eine Zeitlang he und Niedere, Fürsten und Gelehrte durch vorgespiegelte Ge- mkünste berückte, hielt sich gleichfalls gegen Ende des Jahres 1776 Weimar auf. Hier scheint ihn Goethe ganz durchschaut zu haben; in als er 1779 in das Haus des nunmehr verheiratheten und auf iem Landgut lebenden Mannes kam, schrieb er folgendes Epi- mm an die Thüre:

> Ich hab' als Gottes Spürhund frei
> Mein Schelmenleben stets getrieben;
> Die Gottesspur ist nun vorbei,
> Und nur der Hund ist übrig blieben.

In einem Briefe Goethe's an Lavater vom 5. Juni 1780 ßt es über Kaufmann: „Der Fürst von Dessau ist auch einer von

*) Literar. Zustände und Zeitgenossen II, 20.

denen, die sich jetzo wundern, daß man sich von dem falsch
pheten die Eingeweide konnte bewegen lassen. Alle, auf die
gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menschen, die
des Nachts vom Alp beschwert worden sind und bei Tage s
Rechenschaft zu geben wissen." — „Hüte Dich vor dem Lu
so lautet die Fortsetzung des Briefes (bei Hegner, S. 128)
wenn Du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- un
nehmen, so bedenk unter Anderem auch vorher dabei, daß
dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich ganz frei u
zu sein."

Eine harmlose, gegen diesen heuchlerischen Gaukler
contrastirende Erscheinung war der alte Vater Gleim*
wurde bald nach seiner Ankunft in Weimar zu einer Abe
schaft bei der Herzogin Amalie geladen und trug hier Einig
dem neuesten Göttinger Musenalmanach vor. Indem er n
hatte sich ein junger Mann mit schwarzglänzenden itali
Augen, gestiefelt und gespornt, in einem kurzen, grünen, auf
genen Jagdrock unter die Zuschauer gemischt. Gleim mach
kleine Pause, worin man das Vorgelesene besprach; da er
der feine Jägersmann und erbot sich, damit Gleim nicht er
ihn im Vorlesen auf einen Augenblick abzulösen. Gleim reic
das Buch, und nun trug er die Gedichte von Voß, Leopol
berg, Bürger u. A. trefflich vor. Aber auf einmal war es,
den Vorleser der Satan des Uebermuths beim Schopf ergrif
Gleim meinte, den wilden Jäger leibhaftig vor sich zu sehen.
las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, und wich
möglichen Tonarten und Weisen aus. Hexameter (?), J
Knittelverse wurden nach und unter einander herausgesc
Jeder der Anwesenden erhielt einen Hieb, auch Gleim beka
kleinen Stich. Der Vortragende verglich ihn in einer impro
Fabel in Knittelversen mit einem frommen und dabei ü
Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in
Menge und mit großer Langmuth besitze und ausbrüte, dem
mitunter auch wohl begegne, daß ihm ein Ei von Kreide sta

*) Goethe's W. Bd. 27, S. 201.

untergelegt werde. „Das ist entweder Goethe oder der
rief plötzlich Gleim dem gegenüber sitzenden Wieland zu.
' gab dieser zur Antwort, „denn heute hat er einmal wie-
Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das
hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm dann nicht zu
ommen" *).
ren die bisher genannten Männer nur flüchtige Meteore an
tarischen Musenhimmel, so ging diesem am 1. October 1776
Einzuge Herder's ein bleibender und glänzender Stern
on am 10. December 1775 hatte Goethe, durch Wieland
Gedanken gebracht, eine vorläufige Anfrage an Herder ge-
b er zu der vacanten Stelle eines Weimar'schen General-
denten Neigung habe, worauf eine freudig bejahende Ant-
gt war. Anfangs Februar 1776 konnte Goethe ihm schon
geben, wenn er gleich mit manchen Gegenwirkungen von
nd Widersachern zu kämpfen hatte, die Herder's Orthodoxie
Er trieb zuletzt, wie er an Herder schrieb, „die Kerls mit
Hetzpeitschen zusammen", und so erging denn an diesen
mter Ruf. Goethe schickte ihm eine poetische Epistel, worin

> Und wie dann unser Herr und Christ
> Auf einem Esel geritten ist,
> So werdet Ihr in diesen Zeiten
> Auf hundert und fünfzig Eseln reiten,
> Die in Euer Herrlichkeit Diöces
> Erlauern sich die Rippenstöß **).

Eifer nahm sich Goethe der Herstellung von Herder's Amts-
auf dem Topfberge (hinter dem hohen Schieferdache der
)e) an; und bei der Ankunft in Weimar wurden Herder
Gattin, wie die Letztere in ihren „Erinnerungen" berichtet,
„als einem treuen, liebenden Freunde" aufgenommen.
Verhältniß beider Männer gestaltete sich, wie es bei Her-

---

lf, S. 139—142.
nlich schrieb Wieland an Merck den 19. Febr.: „Der Messias-
d am Palmarum auf 150 Eseln (seiner subordinirten Geistlichkeit)

der's Charakter nicht anders zu erwarten war, zu einer mehr ernsten, als traulichen Freundschaft, die noch einmal einer größern Innigkeit, aber dann zuletzt einer Entfremdung und stillen Gesinnungsopposition Platz machte. „Nach seinem Naturell nicht zu jovialem Lebensgenuß geeignet, stand Herder nur mit Einem Fuße innerhalb des heiteren Kreisses um Herzogin Amalia, dem Herzoge aber immer mit ernster Würdigkeit des Amtscharakters gegenüber. Er war, fast mehr als Klopstock, von innerster Bestimmung, die Religion durch Veredlung des Gefühls und poetische Befruchtung der Gemüther aufzurichten; wie hätte er seinen Beruf, die Kirche wieder zu rechten Ehren zu bringen, und die seinem Amte gebührende Würde zu behaupten, verleugnen mögen!" *) Es war natürlich, daß besonders die ernste Herzogin Louise einen solchen Mann verehrte und gern in seiner Gesellschaft war, sowie auch ihr Oberhofmeister, der Graf Görz, der an manchen Vorgängen in Weimar ein Aergerniß nahm, sich eng an Herder anschloß und sein vertrauter Freund ward. Ferner hielten sich zu ihm der originelle, gutmüthige Weltverächter Einsiedel und der gleichfalls mißvergnügte, auf den Rückzug vom Genieleben bedachte Knebel, welchen Herder den „menschenfreundlichen Timon, den lieben, weisen Grämling" nennt. Wieland schwärmte Anfangs für Herder, bald aber beklagte er sich bei Merck über die „Eminenz" und gesteht, daß er es für den Tod nicht leiden könne, wenn ein Mensch seinen eigenen Werth so stark fühle, und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude daran habe, Andere zu necken und zu gecken; er möchte dann gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen sich und ihm haben. Herder sei wie eine elektrische Wolke; von ferne mache das Meteor einen ganz stattlichen Effect; aber der Henker möge solch einen Nachbar über seinem Haupte haben. Das waren indeß nur Ausbrüche augenblicklicher Gereiztheit, worauf schnell wieder herzliche Anerkennung Herder's und seines Werthes folgte. Von dem übermüthigen, kraftgenialischen Treiben hielt sich natürlich Herder ganz zurück; ja er lebte, wie er im Januar 1777 an Hartknoch schrieb, mitten im Strudel der zum Theil verdrießlichen Amtsgeschäfte, sogar stiller und eingezogener, als in Bückeburg. Dennoch ließ ihn

*) Weimars Musenhof, S. 47 f.

die Fama, welche sich damals so viel mit Weimar zu schaffen machte, nicht verschont. Er erscheine, hieß es, gestiefelt und gespornt, in galonnirten Kleidern auf der Kanzel, reite nach jeder Predigt dreimal um die Kirche und zum Thor hinaus u. dgl. m.

Inmitten des Kreises von bedeutenden Personen, die am Weimarischen Musenhofe festen Fuß gefaßt oder nur flüchtig vorüberzogen, sehen wir Goethe bald eine etwas zurückgezogene Stellung einnehmen. Es war unvermeidlich, daß er nicht durch freundschaftliche Hingebung eines Jeden Wünsche befriedigen konnte; er hätte sein ganzes Dasein an die Liebe und Bewunderung der Umgebenden opfern müssen. In den ersten Jahren zog auch sein inniges, fast brüderliches Verhältniß zum Herzog geheime Schranken zwischen ihm und den Freunden. Die Vertraulichkeit Beider ging, nach Riemer's Zeugniß *), damals so weit, daß Goethe unter vier Augen den Herzog duzte, der ihm zeitlebens und überall das Du zurückgab. Sie speis'ten oft tête à tête zusammen, und Goethe schlief in der ersten Zeit zuweilen in des Herzogs Zimmer. Hätte die Welt damals gewußt, was zwischen diesen edlen und feurigen Jünglingsseelen verhandelt wurde, so wäre ihnen die geniale Ungebundenheit in Beider Leben weniger anstößig gewesen. Jede kecke Verletzung der Sitte und des Herkommens ward ausposaunt, aber von ihrem innigen Zusammenstreben nach Selbstläuterung, ihren edlen Vorsätzen, „Gutes zu wirken ohne Hast und ohne Geräusch," wußte das geschwätzige Gerücht nichts zu sagen. Goethe war acht Jahre älter als der Herzog und ihm ohne Zweifel an Lebenseinsicht und Erfahrungen weit überlegen; er sah es auch als eine seiner wichtigsten Aufgaben an, die trefflichen Anlagen des jungen fürstlichen Freundes zum Besten zu leiten und zu entfalten. Aber er stand ihm nicht wie ein ernst mahnender und berathender Mentor, sondern wie ein Mitstrebender, ein Mitgenießender und Mitleidender zur Seite. Für die Rolle eines ruhig führenden Erziehers war er selbst noch zu sehr im Sturm und Drang der Entwickelung begriffen. Zudem widerstritt jeder directe Eingriff in eines Andern Gemüths- und Geistesentfaltung durchaus seiner Ueber-

*) Mittheilungen über Goethe II, 46.

zeugung. Gerade mit Beziehung auf die damalige Entwickelung des Herzogs heißt es in dem Gedichte „Ilmenau“:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß.

In eben diesem Gedichte schildert er den Herzog, wie si[ch]
Charakter in der Erstlingszeit ihrer Freundschaft darstellte:

Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Goethe war sein treuer Gefährte bei den verwegensten [Aben-]
teuern und gab sich mit ihm unbändiger Jugendlaune hin. A[ber er]
ging ihm zugleich im Lebensernst mit seinem Beispiele voran. [Mit-]
ten „in dem bunten Treiben der Welt, unter Verdruß, Hof[fnung,]
Liebe, Abenteuern, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, F[reude,]
Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flittern“ *) vergaß G[oethe]
nicht der ernsten „Arbeit“; sein Erstes war, den ihm zur Wi[rksam-]
keit angewiesenen Boden kennen zu lernen, ihn anzuschaue[n. Es]
bewährte, was Wieland am 5. Juli 1776 über ihn geschrieben [hatte:]
„Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unsrer Sachen [nichts]
fehlen.“ Und so fühlte auch der Herzog, trotz seiner Abneigung [gegen]
die „elende Philisterei des Geschäftlebens“ **), trotz mancher

*) Brief an Lavater vom 8. Januar 1777.
**) Brief an Knebel vom 17. Juli 1780.

hen Passionen und seiner Freude am Leben in freier Natur, doch
mer lebhafter die Pflichten seines Berufs und widmete sich mit
em Tage mehr einer ernsten Thätigkeit für sein Land. Es wäre
recht, darin bloß eine Folge der Einwirkung Goethe's sehen zu
llen; Carl August's edle Natur, die Friedrich der Große und der
adjutor Dalberg schon früh erkannten *), würde auf die Dauer
on selbst den Weg zum schönen Maß und zur Berufstüchtigkeit ge-
iden haben. Aber, daß er ihn so bald fand, und daß seiner Regie-
ng eine so reiche Fülle des Schönen und Segensreichen entsproß,
s dürfen wir zum großen Theil auf Rechnung von Goethe's Ein-
ß setzen. „Wenn Sie den Herzog lieb haben," heißt es in einem
riefe von Knebel an Lavater aus dem Jahr 1780, „so bedenken
ie, daß ihm Goethe zwei Drittheile seiner Existenz gegeben." Aber
ch noch über die Zeit hinaus, wo Knebel dieses schrieb, dauerte
oethe's leise Einwirkung fort. „Der Herzog ist sehr gut und brav,"
rtraut er Lavater'n im August 1780; „wenn ich nur noch einigen
aum für ihn von den Göttern erhalten kann! Die Fesseln, an
nen uns die Geister führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu
ge an, da er an anderen die schönste Freiheit hat."

Wir kehren von diesen vorgreifenden Bemerkungen in's Jahr
776 zurück, wo der Herzensbund Goethe's mit seinem Fürsten in
r ersten frischen Blüthe stand. Gegen den 18. Juli machten sie zu-
mmen eine Excursion nach Ilmenau und blieben daselbst bis
die Mitte Augusts. Goethe schrieb von dort an Merck (24. Juli):
Wir wollen sehen, ob wir hier das alte Bergwerk wieder in Be-
gung setzen." Ohne Zweifel wurden aber Beide vorzüglich durch
e Liebe zur freien Natur so lange in der anmuthigen Gegend fest-
halten. Während der Herzog Hirschen nachstellte, ging Goethe,
ch immer von gleicher Dilettanten-Leidenschaft für's Zeichnen be-
agen, auf Landschaften aus und nahm selbst zur Jagd sein Porte-

*) In des Grafen Görz Denkwürdigkeiten wird berichtet, daß Friedrich, als
vierzehnjährige Prinz ihm in Braunschweig aufwartete, zum Herzoge Carl
Braunschweig sagte, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem
ter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtigte. Und Dalberg nannte
75 in einem Briefe den jungen Herzog „eine Fürstenseele, wie er sie noch
sah."

fenille mit. Es gehe aber auch bald, meint er in dem Briefe an Merck, „wie sich's gehört." In der Einsamkeit des schönen waldigen Thales, zu dem er später noch so oft „mit wechselndem Geschicke" wiederkehren sollte, warf er prüfende Blicke auf sein bisheriges Weimarisches Leben zurück und war mit dem Erfolge nicht unzufrieden. „Hab' mich immer lieb," so lautet der Brief an Merck weiter, „glaub', daß ich mir immer gleich bin; freilich hab' ich was auszustehen gehabt; dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist eben so, daran die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zusammen und gehen unsern eigenen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch hindurchdringen; denn die Götter sind sichtbar mit uns.

Der Gedanke, daß man durchaus, um zu innerer Beruhigung zu gelangen, seinen eigenen Weg wandeln müsse und sich selbst durch abweichende Urtheile, durch Warnungen und Rath der Guten nicht irren lassen dürfe, war jetzt bei Goethe zur entschiedensten Ueberzeugung geworden. In den fragmentarischen Andeutungen über sein Leben, die unter den „Biographischen Einzelnheiten" mitgetheilt sind*), sagt er uns selbst, wie sich diese Ueberzeugung in ihm entwickelte. Er hatte schon früher auf seinem Lebenswege manchen „trefflichen Mentor" gefunden, ohne daß ihm einer derselben eine zuverlässige Magnetnadel für die gefährliche Reise überliefert hätte. „Der Eine," sagt er, „setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmüthigkeit und Zartheit, der Andere in eine gewisse Gewandtheit, der Dritte in Gleichgiltigkeit und Leichtsinn, der Vierte in Frömmigkeit, der Fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Thätigkeit, der Folgende in eine imperturbable Heiterkeit und immer so fort, so daß ich vor meinem zwanzigsten Jahre fast die Schulen sämmtlicher Moral-Philosophen durchlaufen hatte." Kein Wunder, wenn er bei solchen unausgleichbaren Differenzen und Widersprüchen zuletzt ganz allein an sich selbst appellirte. Dann wurde ihm aber auch eine innere Freistätte, wo ihm Niemand hemmend entgegen treten durfte, mit den Jahren um so mehr zum Bedürfniß, als er die unausweichlichen Beschränkungen des äußern Lebens immer stärker empfand. „Wie

---

*) Goethe's W. (Ausg. in 40 B.) Bd. 27, S. 505 ff.

d ungebunden ich lebte," sagt er selbst in jenen fragmentari-
Andeutungen, „wie froh ich mich gegen meine Gesellen und
:inen Gesellen äußerte, so wurde ich doch sehr bald gewahr,
s die Umgebungen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen,
beschränken, und ich fiel daher auf den Gedanken, es sei das
ins wenigstens innerlich unabhängig zu machen."
Das Gefühl dieser innern Freiheit, verbunden mit einer
en Resignation, die, im Vertrauen auf ein liebreich leitendes
il, allem ungeduldigen Kampfe gegen augenblicklich nicht zu
ende Verhältnisse entsagt, spricht sich in einem damals ent-
en schönen Gedichte, „Dem Schicksal" überschrieben, aus.
dichtete es am 3. August 1776 im Thüringer Walde, Mor-
nter dem Zeichnen. Es lautet in seiner ursprünglichen Form:

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Carl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und ach! ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, Du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne Dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig Dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maaß getroffen,
In reine Dumpfheit*) uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Aus diesen Versen ist später das Lied entstanden, das sich in
's Werken**) unter dem Titel „Einschränkung" findet.
die Umformung hat das Gedicht bedeutend verloren; nament-

„Dumpfheit haben bloß gescheite Menschen, sonst ist's Dummheit.
ie Qualität aller Künstler und Liebenden; es ist der schöne zauberische
, der Natur und Wahrheit in ein heimliches Licht stellt" (Tiefurter
, S. 292). Daher sagt Goethe: „Auch mache ich Manches in der
heit, das wohl oft das Beste ist" (Briefe an und von Merck, S. 125.)
I, 81 (Ausg. in 40 B.) Vergl. meinen Commentar zu Goethe's
, 348 ff.

lich ist der Ausdruck jenes religiösen Vertrauens daraus weggetilgt. Früher sagte der Dichter, er wolle nicht vorzeitig vom Schicksal sich saure Früchte ertrotzen, nicht durch glaubenleeres, wühlendes Schaffen ihm seine Schätze abzwingen, sondern geduldig der lieben Zukunft harren; er wisse, daß das Schicksal ihm und dem Freunde das rechte Maß zutheile; für den Augenblick habe es ihnen auferlegt, rein und unverfälscht mit ihrem reichen Geistesgehalt sich dumpf in sich selbst zu hüllen und noch nicht in klaren Geisteswerken und Thaten aus sich heraus zu treten, sondern die Gaben, welche die holde Gegenwart bietet, im lebenskräftigen Busen künftigen Tagen aufzubewahren. — Dagegen ruft jetzt der Dichter mit schmerzlicher Sehnsucht aus: O wäre doch das rechte Maß getroffen! d. h. wäre mir doch nicht zu viel aufgebürdet, mehr, als Geist und Herz bewältigen können! Die Beziehung auf den Herzog ist gleichfalls bei der Umarbeitung ausgeschieden worden, was sich daraus erklärt, daß Goethe mit zunehmendem Alter mehr und mehr die Familiarität, die zwischen ihm und dem Fürsten bestand, den Augen des Publicums entzog.

Bei der Rückkehr von Ilmenau empfingen ihn wieder die vielverschlungenen amtlichen, höfischen und geselligen Verhältnisse. Wieland rühmt in einem Briefe an Merck vom 24. August, wie sich Goethe in denselben so „lieb und brav und fest und männlich" benehme. „Alles geht so gut es kann," setzt er hinzu, „und die Welt, die so viel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Unrecht. Die Zeit wird auch uns Gerechtigkeit widerfahren lassen." Gegen Ende Augusts oder zu Anfang Septembers kam der Erbprinz von Darmstadt nach Weimar zu Besuch, wodurch Goethe eine Reihe von Tagen hindurch wieder stark für den Hof in Anspruch genommen wurde. Der Prinz gefiel ihm sehr, und er übte an ihm unter all den kleinen parties de plaisir, wovon Wielaud in einem Briefe an Merck (vom 9. Sept.) berichtet, im Stillen seine Fürstenpädagogik. „Der hiesige Aufenthalt," schreibt Wieland an Merck, „ist dem Erbprinzen im Ganzen vortheilhaft gewesen, denken wir, und Ihr, lieber Herr und Freund, werdet's spüren, wenn er wieder nach Darmstadt kommt. Goethe bittet Sie nur, etwas von Ihrer gewöhnlichen Reserve mit dem Fürstenvolk bei ihm nachzulassen und so offen und natürlich zu sein, als er Sie seines Orts durch sein

Betragen dazu einladen wird. Er hat hier starke Eindrücke bekommen, was ein Mann, wie Ihr, werth ist" *).

Mitten in diesen äußerlich bewegten Tagen, am 11. September, entstand das schöne und in biographischer Hinsicht sehr interessante Gedicht „Seefahrt". Der kühne Seereisende ist Goethe selbst. Das Gedicht stellt uns, bis zu seinem letzten Aufenthalt in Frankfurt zurückgehend, in allegorischer Weise seine damalige Lebenslage dar. Nach der Universitätszeit hielt er sich, wie wir wissen, ein paar Jahre in der Vaterstadt auf, nicht ganz entschlossen, welche Lebensbahn er einschlagen sollte. Im Grunde stand es ohne Zweifel bei ihm fest, daß die eigentliche Aufgabe seines Lebens eine möglichst volle Entwickelung seines Wesens und der ihm verliehenen Talente sein müsse; die äußeren Verhältnisse aber, in denen dieß geschehen sollte, wollte er sich nicht gewaltsam schaffen und bereiten; er ließ hier das Schicksal gewähren und wartete auf günstigen Wind, um sich auf der hohen See des Weltlebens einzuschiffen. Reich befrachtet war sein Schiff; er hatte so Vieles in und an sich ausgebildet, so schöne Fertigkeiten und Kenntnisse sich erworben, und, was das Wichtigste war, er sah sich von der Natur so reich ausgestattet, daß er die Fahrt mit kühnen Hoffnungen antreten konnte. Er brachte jene Zeit, wo er in seiner Vaterstadt, wie in einem sichern Hafen, lebte, nicht in mißmuthigem und gespanntem Harren zu; schaffend und genießend freute er sich seines Daseins, freute sich eines lebhaften mündlichen und schriftlichen Verkehrs mit näheren und ferneren Freunden. Nicht lange währte es, da zeigte sich ein lockendes, vielversprechendes Verhältniß. Seine Freunde jauchzten „Hoffnungslieder nach im Freudetaumel," als sie einen edeln jungen Fürsten ihn zum Günstlinge, zum Führer wählen sahen. Aber bald zeigten sich auch die Schwierigkeiten seiner Stellung. Er erkannte, wie er Vielen zum Aergerniß gereichte, wie man um ihn her stutzte und scheel sah; die schlimmsten Gerüchte wurden über ihn ausgesprengt; die tausendfachen Beziehungen zur Gesellschaft, zum Hofe, die Sorgen des fürstlichen Berufs, die er mit dem Herzoge theilen mußte, schienen seine Dichterader vertrocknen, seinen Genius erlöschen zu lassen. Da mußte es seinen Freunden bange um

*) Vergl. den Brief Goethe's an Merck vom 16. Sept. 1776.

ihn werden; sie glaubten ihn „weg verschlagen von dem Glücke“ und fürchteten, er möge „zu Grunde gehen“. Wie aber Goethe in seinen damaligen Briefen an Merck und Lavater sich vertrauensvoll über seine Lage ausspricht, so auch in diesem Gedichte. Er rühmt von sich selbst, daß er „mannlich an dem Steuer stehe;“

> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
> Herrschend blickt er in die grimme Tiefe
> Und vertrauet landend oder scheiternd
> Seinen Göttern *).

Eine ähnliche Stimmung spricht sich in einem etwas früheren Gedichte aus, das sich jetzt mit der Ueberschrift „Muth“ unter Goethe's Liedern findet. Es erschien bereits zu Anfange des Jahres 1776 in Wieland's Mercur unter dem Titel „Eis-Lebens-Lied“. Vielleicht sang es sich Goethe im ersten Winter zu Weimar beim Schlittschuhlaufen vor, indem seine bedenklichen Verhältnisse einen Augenblick an seiner Seele vorüber gingen:

> Sorglos über die Fläche weg,
> Wo vom kühnsten Wager die Bahn
> Dir nicht vorgegraben Du siehst,
> Mache Dir selber Bahn!
> Stille, Liebchen, mein Herz!
> Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
> Bricht's gleich, bricht's nicht mit Dir!

Das letzte Viertel des Jahres 1776 schwand unserm Freunde noch besonders in großer Vielgeschäftigkeit hin. „Goethe ist bald da, bald dort,“ meldet Wieland an Merck den 7. October 1776, „und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein!“ Und zehn Tage später: „Goethe ist immer der nämliche — immer wirksam, uns Alle glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten — und selbst nur durch Theilnahme glücklich — ein großer, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so Wenige fähig sind, sich einen

*) Vergl. oben S. 242 die Stelle in dem Briefe an Lavater: „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt u. s. w.“ Goethe legte Abschriften des Gedichtes einem Briefe an Merck vom 11. Sept. und einem an Lavater vom 16. Sept. bei.

egriff von einem solchen Menschen zu machen." In seine Beschäf-
ungen im November läßt ein Tagebuchfragment bei Riemer
icken: „Den 1. pflanzte er Linden, den 7. brachte er die Bienen
r Winterruhe; Abends Baugrillen im Garten und Feldzug gegen
e Jahreszeit; am 15. Probe der Mitschuldigen; am 21. spielte
in seinen Geschwistern." Den folgenden Tag schrieb er an
lerck: „Dein Schicksal (der Verlust eines Kindes) drückt mich, da
so rein glücklich bin. Ich wohne noch im Garten und balge mich
it der Jahreszeit herum, und die Abwechselungen der Witterung
d der Welthändel um mich frischen mich immer wieder neu an; ich
weder Geschäftsmann noch Hofmann und komm in Beidem fort.
er Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer
sammen; ihm wird's immer wohler und ist eben eine Creatur,
e's keine wieder gibt. Uebrigens ist eine tolle Compagnie von Volk
r beisammen; auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie,
d't sich's nicht wieder so."

Die „rein glückliche" Stimmung, von welcher er spricht, athmet
ch in dem eben erwähnten kleinen, einactigen Drama „Die Ge-
wister." Nach einer Notiz bei Riemer wurde es am 26. Oct.
onnen und bis zum 31. abschriftlich fertig gemacht. Böttiger's
ndschriftlichem Nachlaß zufolge soll der Dichter das liebliche
tück der damals reizend aufknospenden Amalie Kotzebue (nach-
ligen Gildemeister, Schwester des Lustspieldichters) zu Gefallen
schrieben und sich und die Geliebte darin copirt haben. Letzteres
n nicht ganz ohne Einschränkung angenommen werden*). Amalie
tzebue, die Goethe wiederholt in seinen biographischen Bekennt-
sen als ein sehr liebenswürdiges Mädchen bezeichnet**), mag ganz
so naives, gefühlvolles Gemüth gewesen sein, wie Mariane, und
bei so schön und anmuthig, wie ihr Bruder, ein munterer Knabe,
lcher in jener Zeit oft in Goethe's Garten Sprenkel stellte und

*) Schöll (im Deutschen Museum, 1851 Heft 1, S. 1 ff.) hat auf eine
treiche Weise das Stück aus Goethe's Verhältniß zur Frau von Stein her-
iten versucht.

**) Goethe's W. B. 22, S. 398; B. 27, S. 503.

diesen durch sein freies, frisches Wesen ergötzte. Goethe rü
ihr später noch besonders, daß sie sich „als Gattin und Mu
verehrungswürdig gezeigt," worin vielleicht eine leise, selbst
Andeutung liegt, daß er ihr in den Geschwistern kein un
Prognostikon gestellt. Aber Wilhelm kann nur in einigen Z
ein Abbild des Dichters gelten. Seine Freude an der alt
frau, mit der Brille auf der Nase, die er beim nächtlichen G
gange durch die Stadt lange betrachtet, ist allerdings ächt G
und erinnert an den Aufenthalt beim Dresdener Schuster, wo
überall Bilder von Schalken und Ostade zu erblicken glaubte.
fühlt man sich an des Dichters Lebensschicksale in folgende
gemahnt, wo Wilhelm Marianens vermeintliche Untreue
Strafe für seine eigenen früheren, leichtsinnig geknüpften un
chenen Liebesverhältnisse betrachtet: „Du liegst schwer über
bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Warum stehst Du da
Du? Just in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab'
gelitten dafür? Verzeiht! es ist lange! — Ich habe unen
litten. Ich schien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieb
leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich euer Herz auf und ma
elend!" Darin scheint die in früheren Dramen ausgesproche
wieder anzuklingen, und Wilhelm erinnert hier an Weislin
Clavigo. Und so ließe sich noch anderes „interessante Detail
Figur Wilhelm's nachweisen, das er aus seinem eigenen Her
seinen Erlebnissen geschöpft hat. Aber dafür gibt es auch
Züge, die nicht wohl eine Vergleichung mit Goethe selbst zul

Es ist ein merkwürdiges, aber nicht schwer zu erklärende
nomen, daß der Dichter gerade zu der Zeit, wo er sich in ei
Stellung, in geist= und gemüthzerstreuende Verhältnisse einlel
solcher Innigkeit und Wärme dieses Bild eng abgeschlossene
gerlicher Häuslichkeit ausführen konnte. Die Sehnsucht nac
ehelichen Glücke, welches ihm durch seine neuen Verbindunge
gerückt war, färbt das ganze Gemälde. Sie ist die herrschen
pfindung in beiden Hauptcharakteren und selbst eine Trieb
dem Nebencharakter des Fabrice, der doch eigentlich nur als B
zur Belebung der Handlung und des Spiels der Gefühle jen
den dient, indem er Marianen zum deutlichen Bewußtsein v

iß ihrer Liebe treibt, in Wilhelm die Eifersucht erweckt und
tastrophe befördert. Bewundernswürdig ist die psychologische
d Wahrheit aller Züge, aber ebenso die Feinheit und Deli-
womit der Gegenstand behandelt ist. Die hier zu lösende
war nicht minder zart, als das Sujet der Stella, denn es
Darstellung der Geschlechtsliebe bei vermeintlichem Ge-
verhältniß. Dann ist auch die feste Beschränkung auf die
Aufgabe zu rühmen. Kein Satz, kein Wort in dem Drama,
nicht in engster Beziehung zur Grundidee stände. Jedes Glied
zen ist aus einer und derselben Wurzel emporgeschossen; das
durch und durch aus Einem Princip organisirt, aber nicht
m abstracten Gedanken heraus, sondern aus der lebendigen
ung und Empfindung eines bestimmten Verhältnisses. Zel-
ieb über dieses Kleinod unsrer dramatischen Literatur am
i 1828 an Goethe: „Gestern habe ich zum ersten Male
bes Stück „die Geschwister" im Königsstädter Theater
ten und mich gleich sehr an dem gefälligen Stoff, als an dem
ten Spiele der artigen Nina Sonntag von Herzen ergötzt.
bächtig Bewußte in Wilhelm's Neigung, gegen die zärtliche,
nehr als Schwesterliebe des Mädchens, schwebt in feinster
eit ohne Affectation, wenn dagegen ein Ehepaar, wie Ge-
lebend, mir abgeschmackt vorkommt. — Denke ich mir die
Conception von Innen heraus, so stellt es den Dichter sel-
einen Jüngling dar, wie er, beiden Welten angehörig, aus
uctiven Natur sich zur geistigen Höhe erhebt. Man weiß
n vorn herein, wie es kommen muß; der ganze Stoff breitet
r vor Herz und Geist aus und wirkt wie die Erfüllung einer
Verheißung. Die wohlthätige Angst, ja die letzte höchste
st ein seliger Schmerz, den die schöne Seele ohne Ende wün-
chte."

Abschluß des Jahres 1776 sei noch eines Ausfluges ge-
en Goethe den 2. December nach Leipzig und von dort nach
nachte. Unterwegs, hinter Holzweissig, ward er vom Herzog,
prinzen von Darmstadt und Kaufmann eingeholt; und Alle
is zum 21. December in Wörlitz. Dann wurde am folgen-

den Tage der Rückweg nach Weimar von Goethe und dem Herzoge durch einen Courierritt von früh Morgens halb sieben bis Nachmittags drei Uhr zurückgelegt. Auf dieser Reise entstand wahrscheinlich ein Theil des Schauspiels Lila, das für den nächsten Geburtstag der Herzogin Luise (d. 30. Januar) bestimmt war. Wir werden im folgenden Capitel diese Dichtung, so wie das ungefähr gleichzeitige Monodram Proserpina, desgleichen ein interessantes Gedicht vom 2. November 1776 „An den Geist des Johannes Secundus" näher betrachten. Auf anderweitige poetische Plane, die Goethe'n im Laufe des Jahrs 1776 beschäftigten, aber nicht zur Ausführung kamen, deuten die Briefe an Frau von Stein. Im Mai berichtete er ihr, er wohne in tiefer Trauer über einem Gedichte, das er für Gluck über den Tod seiner Nichte machen wolle; und während der Ilmenauer Excursion schrieb er an einem wahrscheinlich dramatischen Stücke, „der Falke" betitelt. „Meine Giovanna," heißt es darüber in einem Billet an Frau von Stein vom 8. August, „wird viel von Lili haben; Du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht, um zu tingiren." Endlich ging, wenn Riemer's Annahme richtig ist, schon in diesem Jahre die erste Idee der Iphigenie in seiner Seele auf, als ein Zeichen, daß die Fluthen der Sturm- und Drangzeit sich in ihm zu glätten und zu klären begannen. Was diesen Läuterungs- und Beruhigungsproceß besonders förderte und beschleunigte, werden wir sogleich im Beginne des nächsten Capitels erfahren.

Zehntes Capitel.

Verhältniß zur Frau von Stein. Corona Schröter. — **Das Jahr 1777:** Geburtstagsfest der Herzogin Louise; das Melodram Proserpina; das Schauspiel Lila. Goethe's Zurückgezogenheit. Tod seiner Schwester. Ausflüge nach Kochberg. Peter Imbaumgarten. Aufenthalt in Eisenach und auf der Wartburg; Anfänge von Wilhelm Meister's Lehrjahren; der Triumph der Empfindsamkeit concipirt; Zusammentreffen mit Merck. Gartenaufenthalt in Weimar. Harzreise.

Ehe wir in das Jahr 1777 hinübertreten, liegt uns ob, eines im Vorhergehenden schon wiederholt angedeuteten, höchst wichtigen Herzensverhältnisses ausführlicher zu gedenken, das, bald nach Goethe's Ankunft in Weimar angeknüpft, von da an durch eine ganze Reihe von Jahren hindurch einen unberechenbaren Einfluß auf seine Geistes- und Gemüthsentwickelung, wie auf seine poetischen Productionen, geübt hat. Es ist das Verhältniß zu Charlotte Albertine Ernestine, der ältesten Tochter des Hofmarschalls von Schardt, geboren am Weihnachtstage 1742, also beinahe sieben Jahre älter als Goethe, seit 1764 vermählt mit dem herzoglichen Stallmeister Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Kochberg. Die volle Bedeutsamkeit dieses Verhältnisses ist erst durch die von Schöll herausgegebenen Briefe Goethe's an Frau von Stein an den Tag getreten, womit sich ein überraschend helles Licht über eine der wichtigsten Perioden aus Goethe's Leben verbreitet hat*).

Charlotte entwickelte schon früh, bei einnehmenden, sprechenden Gesichtszügen und schöner Gestalt**), ein natürlich lebhaftes, leicht fassendes, wohlwollend offenes Wesen. Als Hofdame der Herzogin Amalia war sie durch Sicherheit der Haltung, wie sie aus frühzeitiger gesellschaftlicher Bildung erwächst, und durch Eleganz der äußern Erscheinung eine der anmuthigsten Gestalten im Kreise der Fürstin.

---

*) Im Weiterfolgenden sind Schöll's umsichtige Einleitungen zu den von ihm herausgegebenen Briefen vielfach benutzt worden.

**) Ihr Bildniß ist dem Schöll'schen Werke beigegeben.

Sie besaß künstlerische Anlagen, sang angenehm zu Guitarre und Piano, liebte und übte nicht ohne Glück das Zeichnen, und nahm an der damals erwachenden schönen Literatur des Vaterlandes lebhaften Antheil. Auch nach ihrer Verheirathung blieb sie mit dem Hofe in geselliger und freundschaftlicher Verbindung; der Herzog, so wie der Prinz Constantin, schenkten ihr fortdauernd Vertrauen und Zuneigung, und nach Karl August's Vermählung knüpfte sich bald zwischen ihr und der jungen Herzogin ein auf Geistes- und Gemüthsverwandschaft beruhendes Freundschaftsband, welches erst der Tod löste, während anderseits auch die Herzogin Mutter ihr Wohlwollen gegen sie bewahrte, so daß sie durch ihre Stellung zu beiden Fürstinnen nicht minder, als durch die klare Ruhe und Milde ihres Gemüthes, zur Ausgleichung von Differenzen berufen war. Ihrer Ehe mit dem Baron von Stein, einem Manne von sehr schätzenswerthem Charakter, entsproßten vier Töchter und drei Söhne; die Töchter starben sämmtlich im ersten Kindesalter, auch der mittlere der Söhne erreichte kaum die Jünglingsjahre; der älteste, Carl, und der jüngste, Friedrich, an dem später Goethe seine pädagogische Kunst versuchte, blühten glücklich auf. Frau von Stein lebte im Sommer meistens mit ihren Kindern auf dem Gute Kochberg, wohin der Vater, seines Amtes wegen, nur wochenweise kam. Aber auch, wenn sie in der Stadt wohnte, hatte sie fast allein die Erziehung der Kinder, mit Beihülfe eines Hofmeisters, zu besorgen. Daneben bildete sie mit freundlicher Anmuth den Mittelpunkt eines geselligen Kreises, der sich bisweilen in ihrem Hause versammelte.

Goethe's Aufmerksamkeit auf Frau von Stein datirte sich schon von Zimmermann's Besuch in Frankfurt her. Dieser zeigte ihm damals ihre Silhouette und erzählte ihm so viel von der liebenswürdigen Frau, daß, nach des galanten Arztes brieflicher Versicherung, Goethe darüber drei Nächte schlaflos zubrachte. Unter die Silhouette schrieb dieser, als ob er dunkel geahnt hätte, was ihm die Frau von Stein einst werden sollte: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck." Als sie Goethe's Clavigo kennen gelernt hatte, rühmte sie das Werk in einem Briefe an Zimmermann,

ihn, ihr noch mehr vom Dichter zu sagen, und sprach den Wunsch ihn zu sehen. Zimmermann gab ihr die ominöse Antwort, die indin wisse nicht, in welchem Grade der bezaubernde Mann ihr hrlich werden könne.

In der That lag das Leidenschaftlich-Gefährliche nahe genug Herzensbunde, der sich alsbald nach Goethe's Ankunft in Wei- zwischen ihnen anknüpfte. Er sah sie in glänzenden Gesellschafts- sen und im stillen häuslichen Zirkel — schon im Spätherbst 1775 er mit ihr zu Kochberg —, und die Bewunderung ihrer schönen itung, ihrer Anmuth und sittlichen Würde steigerte sich bald zur :msten Verehrung und Liebe. Mancherlei traf zusammen, was ihn Frau von Stein noch inniger ketten mußte. Mitten zwischen den sbrüchen toller Munterkeit, zwischen Festen, Schlittenfahrten, Eis- f, Jagden und Ausflügen, wodurch Goethe im ersten Winter zu :imar auch die weichen Nachklänge seiner Liebe zu Lili zu über- ben suchte, kehrte oft das Bedürfniß, seine zarten Empfindungen einem traulichen Verhältnisse zum Ausdruck zu bringen, mit ver- ppelter Stärke zurück. Dazu kam seine schon erwähnte eigenthüm- e Stellung zur Herzogin Louise. „Es mußte ihm viel werth i," bemerkt Schöll, „auch in diesem Betracht eine Stätte des rtrauens, der Aufklärung und Rathserholung bei einer in jenen rhältnissen heimischen, nicht einseitig fühlenden, der jungen Her- in rein ergebenen Seele zu finden." Weiter gesellte sich hierzu der stausch von Fürsorge für Beider Angehörige oder Freunde. So t Frau von Stein mit Goethe's Schwester Cornelia in liebevollen iefwechsel und nahm sich seines Schützlings Lenz an, wogegen er ihren Kindern und Verwandten mit Herzlichkeit anschloß und zu :rlei Dienstleistungen willig zeigte. Dann fand er aber auch bei eine Empfänglichkeit für sein Dichten und seinen Kunstsinn, wie ;t leicht bei Andern, und ihre beiderseitige Freude am Zeichnen)ete ebenfalls einen Berührungspunkt.

Schon die Briefe Goethe's an sie aus dem Jahre 1776 ent- len uns die Innigkeit und Wärme der Neigung, die sie ihm ein- :ößt hatte, lassen aber auch zugleich erkennen, wie sie seine Leiden- ıft in Schranken hielt und sein aufgeregtes Innere beschwichtigt) klärte. Um die Mitte des Jahrs hatte die neue Liebe de

Schmerz um Lili so gänzlich verdrängt, daß er den 9. Juli an
von Stein schreiben konnte: „Gestern Nachts liege ich im
schlafe schon halb, Philipp bringt mir einen Brief, dumpfsinn
ich — daß Lili eine Braute ist!! kehre mich um, und schlaf
— Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt
Alles zur rechten Zeit — — Lieber Engel, gute Nacht." So
sie in seiner Nähe verweilte, war sie ihm ein schützender Genius
die Gefahren, welche „die Lust auf ihrem Taubenwagen" k
war sie aber auf einige Zeit entfernt, so mußte er ihr selbst bek

Von mehr als einer Seite verwaist
Klag' ich um Deinen Abschied hier;
Nicht allein meine Liebe verreist,
Meine Tugend verreist mit Dir.

So hören wir ihn denn auch im Spätherbst 1776 nach einer l
Trennung von der Freundin, welche damals, von ihm sich
haltend, auf dem Lande lebte, dieselbe Klage aussprechen:
die acht Wochen haben doch viel verschüttet in mir, und ich
der ganz sinnliche Mensch!" Daraus erklärt es sich, wie w
noch in dieser Zeit einem Gedichte, wie „Christel" *), od
„Liebebedürfniß" begegnen. Letzteres entstand, eben in der Ab
heit der Freundin, am 2. November 1776, und ist, in der se
weichenden ursprünglichen Gestalt **), „An den Geist de
hannes Secundus" (Jan Everhard, geb. 1511 im Haag
fasser erotischer Gedichte, worunter die Basia), des „lieben, he
großen Küssers", gerichtet.

So unterhielt also der liebebedürftige junge Mann ohne
fel neben dem schönen und dauernden Verhältnisse zu Frau von
andere mehr oder weniger leichte und flüchtige „Liaison's".
seine männliche Unwiderstehlichkeit, sagt Wachsmuth in der
erwähnten Schrift, „bei den Weimarischen Frauen Verwirru
richtete, würde man in der Geschichte, auch wenn sie davon sch
zwischen den Zeilen lesen. Der stolze, schlanke und doch r
Gliederbau, die prachtvolle Stirne, das glühende Auge, die

*) Zuerst gedruckt in Wieland's Merkur, Jahrg. 1776.
**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 464 ff.

terische Nase, die zauberischen Lippen Goethe's schienen nicht ihres Gleichen zu haben; er war Virtuos als Reiter, Tänzer, Fechter, Schwimmer*), Schlittschuhfahrer; selbst die Werther-Uniform half zur Eroberung der Herzen und Sinne." Sein Kopf glich damals dem des Apoll, wie später, als er stärker und älter geworden war, dem des Zeus, was die Künstler schon aus dem Haarwuchs beweisen wollten; auch behaupteten sie, es gebe antike Büsten, die über seine Aehnlichkeit mit dem Apollo- und Zeus-Typus keinen Zweifel ließen. Kein Wunder, daß, wenn er in einem Theaterstücke eine Liebhaberrolle übernahm, allerlei Minen angelegt wurden, um neben ihm die Liebhaberin zu spielen. Nur, wenn es eine tragische Rolle war, verstand es sich von selbst, daß sie Corona Schröter zufiel.

Ueber Goethe's Verhältniß zu dieser liegt noch ein Dunkel, das vielleicht künftig erscheinende Briefe aufhellen werden. Riemer, der wahrscheinlich aus des Dichters Tagebuchnotizen uns mehr darüber hätte mittheilen können, als ihm beliebt hat, sagt nur, es sei „mehr leidenschaftlicher" Art, als das zu Frau von Stein gewesen. Wir wissen, daß sich die Zuneigung Goethe's für sie aus den Leipziger Universitätsjahren her datirte, und daß sie, bald nach Goethe's Aufenthalt zu Leipzig gegen Ende März 1776, nach Weimar berufen ward. „Die Schröter ist ein Engel," schrieb er damals an Frau von Stein; „wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich euch könnt' in Frieden lassen — doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug." Und in einem Billet vom nächsten Tage heißt es: „Ich bin bei der Schröter — ein edel Geschöpf in seiner Art — ach, wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! Beste Frau, was sollte aus der werden!" Nach den Nachrichten, die wir von ihr haben, besaß sie eine angeborene Grazie in jeder Bewegung, in Allem, was sie that. Ihr hoher Wuchs, womit sich das schönste

*) Das Schwimmen lernte er erst im August 1778. Er hatte es früher schon mit einem Korkwams versucht; jetzt stellte er mit mehr Erfolg ohne dieses Hülfsmittel Versuche im Floßgraben vor seinem Garten, dann in der Ilm an. Er badete und schwamm damals sehr häufig, oft Nachts bei Mondenschein in der Ilm, selbst in November- und Decembertagen, und trieb auch wohl spuckhafte Neckereien mit den bei Nachtzeit Vorübergehenden. (Riemer, Mittheilungen II, 67.)

Ebenmaß verband, gab ihrer ganzen Erscheinung etwas Ideal
was sie noch durch eine geschmackvoll einfache Kleidung zu e
wußte. Sie hatte sich eine ungewöhnliche Bildung verschaff
manches schöne Talent in sich ausgebildet; sie zeichnete und m
Pastell und Oel, spielte Piano und Guitarre, und besaß sogar h
theoretische Kenntnisse in der Musik. Als Sängerin hatte sie
Leipzig, wie schon erzählt worden, neben der berühmten Ma
hauptet, freilich mehr durch die Anmuth ihres ganzen Wesens
durch glänzenden Gesang. In Weimar boten die Singspiele,
der Tagesordnung waren (große Opern konnte und wollte ma
geben) selten eine ihrer Persönlichkeit ganz angemessene Rolle.
sich aber einmal eine brillante Singpartie, so überstrahlte si
ganze übrige Sängerpersonal. Sie spielte aber auch meistens d
deutendern Liebhaberin-Rollen im recitirenden Schauspiel, un
dann in Gang, Bewegungen, Mienenspiel und Declamation a
zeichnet; nur wollte man die letzte mitunter etwas zu pathetis
gesucht finden. Ihre Glanzrollen waren Mandandane (Prose
und Iphigenie. Die griechische Tracht kleidete sie am besten, un
Vorliebe dafür war so groß, daß sie auch den Schnitt ihrer K
diesem Costüm möglichst anzunähern suchte. Goethe setzte spät
Jahre 1782) in dem Gedichte „Auf Mieding's Tod" geleg
auch der schönen Freundin ein Denkmal, worüber er sich noch
zig Jahre nachher, 1802, als sie starb, lebhaft freute *). Es
darin von ihr:

> Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
> Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
> So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
> Und selbst Dein Name ziert, Corona, Dich.
> Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn,
> Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön,
> Und, hocherstaunt, seht ihr in ihr vereint
> Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Wie nahe sie aber Goethe'n gestanden haben mag, so grif
das Verhältniß zu ihr bei Weitem weniger tief in sein inneres

---

*) S. Goethe's Annalen unter dem Jahre 1802.

das zur Frau von Stein, „das reinste, schönste, wahrste
s," wie er selbst bekennt, „das er außer seiner Schwester
n Weibe gehabt." Mehr als zwölf Jahre stand es wie ein
des und befruchtendes Gestirn über seinem Lebenshorizonte
strömte mit seinen Strahlen die edelsten Dichtungen, die er
hat, ohne Nachtheil für das häusliche Glück der Geliebten,
hten selbst vom Gerede der Welt, welche doch an dieser
ng so leicht Anstoß nehmen konnte. Unter dem Einfluß die-
gewann das unruhig brausende Dichtergemüth allmählig
heit, ohne welche nimmermehr eine Iphigenie, ein Tasso zu
chen Vollendung, die wir an ihnen bewundern, hätten
n können.

Beginn dieser Läuterung und Beruhigung gibt sich schon
dem Jahre 1777, zu welchem wir nunmehr übergehen, zu
Es begann für Goethe wieder in vielfacher Zerstreuung.
lasteten auf ihm mancherlei Sorgen, die er mit dem Her-
en mußte. „Es ist ein wunderbar Ding um's Regiment
lt," schrieb er am 5. Januar an Merck, „so einen politisch-
n Grindkopf nur halbwege zu säubern und in Ordnung zu
Dann aber lebte er auch „noch immer in der tollen Welt,"
demselben Briefe heißt, in den bunten, geräuschvollen
Wintersaison. Ein Glanzpunkt derselben war der am
ar bevorstehende Geburtstag der jungen Herzogin, wofür
l eine besondere theatralische Festlichkeit vorbereitet hatte.
darüber am 7. Januar an Oeser: „Wir wollen der Her-
ise auf ihren Geburtstag auf unsern Brettern ein neu Stück
nd bedürfen dazu eines hintersten Vorhangs zum Wald.
hten auf diesem Prospect gern eine herrliche Gegend vor-
, mit Hainen, Teichen, wenigen Architekturstücken u. s. w.;
soll einen Park bedeuten." Oeser kam selbst nach Weimar
und befriedigte Goethe's Wünsche. Riemer, dem wir diese
ng verdanken, bezieht die Briefstelle auf das schon erwähnte
na Proserpina *). Dagegen ist aber zu bemerken, daß

---

*) „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften" setzt es, ein-
it unserer Annahme über die Entstehungszeit, in das Jahr 1776.

[illegible] dieses Stückes ausdrücklich als [illegible]
gend, Höhle im Hintergrund u. s. w. bezeichnet ist. [illegible]
darauf hingewiesen, wie unzart es von Goethe gewesen w[illegible]
Feier des Geburtstages der Herzogin, die sich in die neuen [illegible]
nisse noch nicht recht zu finden wußte, die geraubte Proserpi[illegible]
zuführen, die sich von dem Ort der Freude und aus dem K[illegible]
Gespielinnen in den Tartarus verbannt sieht, und den Gr[illegible]
Parzen: „Du bist unser!“ — mit Ausbrüchen des Hasses
ihren Gemahl und ihre neue Umgebung erwidert. Was das [illegible]
betrifft, so bleibt immerhin die Wahl des Gegenstandes auf[illegible]
auch wenn das Stück nicht zur Geburtstagsfeier bestimmt w[illegible]
dem auch sein mag, die interessante Dichtung, welche unzwe[illegible]
der uns jetzt beschäftigenden Zeit angehört, verdient, daß wi[illegible]
Augenblicke bei ihr verweilen.

Proserpina tritt in dem Stücke als so eben geraubte [illegible]
Pluto's auf, noch ganz im ersten Schrecken über das Begeb[illegible]
mattet vom Umherirren in der Wüste des Orcus hält sie ih[illegible]
an, den Zustand zu übersehen, worin sie sich befindet. Ein R[illegible]
in den unlängst verlorenen läßt sie noch einmal die unsc[illegible]
Wonne desselben fühlen. Sie entladet sich des lästigen Schm[illegible]
ihr verhaßten Frauen- und Königswürde. Sie ist wieder das r[illegible]
liebliche, mit Blumen spielende Götterkind, wie sie es unt[illegible]
Gespielinnen war; der ganze idyllische Zustand tritt mit ihre[illegible]
phengestalt uns vor Augen, in welcher sie die Liebe des Gotte[illegible]
und ihn zum Raube begeisterte. Unglücklich, seine Gattin z[illegible]
unglücklich, über Schatten zu herrschen, deren Leiden sie ni[illegible]
helfen, deren Freuden sie nicht theilen kann, wendet sie ihr be[illegible]
tes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die V[illegible]
nisse, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; H[illegible]
scheint sich zu ihr herabzuneigen und ihr den Ausgang zum [illegible]
eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerst die Spuren einer
Vegetation. Die Erscheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Grana[illegible]
versetzt ihren Geist wieder in jene glücklichen Regionen der O[illegible]
die sie verlassen. Die freundliche Frucht ist ihr ein Vorbote
lischer Gärten. Sie kann sich nicht enthalten, von dieser Lie[illegible]
frucht zu genießen, die sie an alle verlassenen Freuden erinner[illegible]

uſchten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erſchien,
h wirkt es als magiſche Verſchreibung, die ſie unauflöslich
uns verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entſcheidung in ihrem
n. Angſt, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen,
igert ſie wieder in den Zuſtand der Königin, den ſie abgelegt
ſie ist die Königin der Schatten; unwiderruflich iſt ſie es;
e Gattin des Verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit
unden. Und in dieſer Geſinnung nimmt ſie von dem Throne
illigen Beſitz *).

ethe hat wenige Dichtungen geſchrieben, worin ein ſo kräf-
d hohes Pathos herrſcht, wie in dieſer. Vorwaltend ſind
e heroiſch-leidenſchaftlichen und hochtragiſchen Motive; aber
nüden nicht, weil ſie auf's Schönſte mit elegiſch-idylliſchen
ln. Die edle und ſchwungreiche Sprache ergießt ſich in freien
en Rhythmen **). Wahrſcheinlich ergriff der Dichter ein Sujet
ief tragiſchem Charakter zum Theil aus dem Grunde, weil es zu
Corona Schröter angemeſſenen dramatiſchen Production ganz
lrt ſich zu eignen ſchien. Einmal geſtattete der Gegenſtand, die
ng der Parzen abgerechnet, eine ganz monodramatiſche Behand-
ine Perſon konnte den ganzen Aufwand an Recitation, Decla-
nd Mimik beſtreiten. Dann ließ er auch eine ſtärkere Mitwir-
erer künſtleriſcher Elemente zu, maleriſcher Coſtümirung, effect-
uſik, und ganz beſonders einer immer impoſanten Decoration.
in dieſen Beziehungen bei der erſten Aufführung des Stückes
worden, dafür fehlt es an Nachrichten. Im Jahre 1815
s, mit Eberwein's Compoſition, von der ausgezeichneten
ielerin Madame Wolff dargeſtellt. Der Schauplatz zeigte die
n des Schattenreichs nicht ſowohl öde als verödet. In einer
Landſchaft, Pouſſiniſchen Styls, ſah man Ueberreſte alter

---

*) So iſt im Modejournal 1815 (S. 226 ff.) der Inhalt des Melodrams,
lich von des Dichters eigener Hand, ſkizzirt.

**) Urſprünglich war das Stück (wie die Iphigenie in ihrer erſten Geſtalt)
Art poetiſcher Proſa, wenigſtens ohne Versabtheilung, verfaßt; in die-
findet es ſich noch in der Carlsruher Ausgabe von 1780. Ich habe
nten in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 467 f., mit-

Gebäude, zerstörte Burgen, zerbrochene Aquäducte, verfallende Brücken, Fels, Wald und Busch, völlig der Natur überlassen, alle Menschenwerk der Natur zurückgegeben, womit an die vergeblichen Bemühungen der Abgeschiedenen, an die Hinfälligkeit aller Menschenwerke erinnert werden sollte. Die Gesticulation der Darstellenden schloß sich in größter Mannigfaltigkeit einer jeden Stelle der Dichtung musterhaft an. Sehr bedeutend wirkte die Kleidung mit. Proserpina trat auf als Königin der Unterwelt; prächtige, über einander geschichtete Mäntel, Schleier und Diadem bezeichneten sie; aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn; sie entäußert sich alles Schmuckes und steht auf einmal wieder als blumenbekränztes Mädchen da. Dieß Entäußern der faltenreichen Gewänder gab zu den schönsten Bewegungen Anlaß, und anmuthig überraschend war der Contrast der königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphengestalt. Aber bald erwachte die Nymphe aus ihrer Täuschung, sie fühlte ihren abgesonderten, beklagenswerthen Zustand und ergriff eins der Gewänder, womit sie nun, den größten Theil der Vorstellung über, ihre Bewegungen begleitete, indem sie bald sich darin verhüllte, bald sich wieder hervorwand und so zur Rede überall den mannigfachsten pantomimischen Ausdruck gesellte. Die Musik, gleichsam der See, wie Goethe sagt, der den künstlerisch geschmückten Nachen sanft schaukelnd trug, die günstige Luft, welche die Segel gelind erfüllte, förderte die Vorstellung mit keuscher Sparsamkeit, ohne sich irgendwo vorzudrängen. Geschlossen und gekrönt wurde endlich das Ganze durch ein großes unbewegliches Tableau, das Schattenreich vorstellend, worin man die Parzen in ihrer Höhle, Pluto und Proserpina auf dem Doppelthron, seitwärts Tantalus, Irion, Sisyphus, und auf der lichten Gegenseite mannigfache Gruppen der Seligen erblickte *).

Merkwürdig für die Einsicht in Goethe's innere Geschichte ist uns die Thatsache, daß er, kaum ein Jahr nach Vollendung des Stückes, davon einen Mißbrauch zu satyrischen Zwecken machen konnte, indem er es in den „Triumph der Empfindsamkeit" einschaltete. Es liegt darin eine Hindeutung, daß gerade in die Zwischenzeit eine

*) Goethe's Werke, B. 35, S. 390.

ꝛtige Epoche seiner Geschmacksentwickelung fallen muß, worüber selbst nur folgenden Wink in seinen Annalen *) gegeben: „Eine ıle Sentimentalität überhandnehmend veranlaßte manche harte listische Gegenwirkung." Wir werden weiter unten auf den Gegen- ıd zurückkommen **).

Ist die Darstellung der Proserpina am Geburtstage der Herzo- . mindestens zweifelhaft, so steht es dagegen fest, daß dieser Tag :ch die Aufführung des gleichfalls schon erwähnten Schauspiels t Gesängen, Lila, gefeiert wurde. In der Olla Potrida von lpius (Jahr 1778) und in ältern Ausgaben von Goethe's Schrif- . ***) steht über den aus diesem Stücke aufgenommenen Liedern Titel: „Gesänge aus Lilla, einem Schauspiel, aufgeführt auf dem ivattheater zu Weimar am Geburtstage der Herzogin 1777" †). ıch die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt die chtung in dieses Jahr, und Riemer erwähnt der Aufführung der- ꝛen unter demselben Jahre, ohne Angabe jedoch des Tages. Nach ı eben erwähnten „Gesängen aus Lilla" zu urtheilen, muß das ama anfänglich eine von der jetzigen sehr abweichende Gestalt ge- ıt haben. Es wurde später nicht bloß Manches hinzugedichtet und deres weggelassen, sondern auch die Abtheilung in Aufzüge war e verschiedene, indem früher einzelne Lieder anderen Acten zuge- ilt waren, z. B. das Lied „Feiger Gedanken bängliches Schwan- ", welches jetzt der Magus im zweiten Act singt, und früher die gegenwärtigen Personal fehlende Fee Sonna im dritten Acte sang. , es geht sogar aus den älteren Gesängen bestimmt hervor, daß ꝛrünglich die psychologische Cur nicht, wie jetzt, an Lila, sondern einem Haupthelden des Stückes vorgenommen ward ††), wobei lich der Titel Lila oder Lilla auffallend ist.

*) Goethe's Werke, Bd. 27, S. 5.

**) Goethe fand damals an rhetorischen Monodramen von der Art der Pro- ina Gefallen; so entwarf er auch noch ein anderes, das jedoch nicht zur führung gelangte: „Nero, wie er vor dem Volke agirt, und während dessen Nachricht von einer Verschwörung erhält."

***) In der Carlsruher Ausgabe von 1780, Bd. IV, S. 219.

†) Der erste Gesang ist auch an die Herzogin Louise gerichtet und erwähnt s geliebten Tages".

††) Den nähern Nachweis werde ich im Archiv für das Studium der

Die Aufgabe, die sich hier der Dichter vorgesetzt hatte, war die Darstellung eines Meisterstücks, wie „Phantasie durch Phantasie geheilt wird.“ Lila, Baron Sternthal's Gemahlin, durch eine falsche Nachricht von dem Tode ihres Mannes in Wahnsinn verfallen, hält alle ihre Freunde, sogar ihren heimgekehrten Gatten für Schattenbilder und von den Geistern untergeschobene Gestalten. Sie traut Niemanden, vermeidet alle Menschen, hält sich in einem abgelegenen Theile des Schloßparkes auf, schläft des Tages in einer Hütte, die man ihr zurecht gemacht, und wandelt Nachts mit aufgelöstem Haar, mit halb unsicherm Tritt in ihren Phantasieen herum. Ein Kammermädchen, das einzige Geschöpf, dem sie traut, darf ihr mitunter wenige einfache Speisen bringen. Diesem hat sie unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit bekannt, es sei ihr offenbart worden, daß ihr Sternthal noch lebe, aber von feindseligen Geistern gefangen gehalten werde, die auch ihr nach der Freiheit strebten, weßhalb sie heimlich und unerkannt herumwandern müsse, bis sie Mittel finde, ihn zu befreien; und daran hat sie eine weitläufige Geschichte von Zauberern, Feen, Ogern und Dämonen geknüpft. Ein Arzt, Verazio, der im Schlosse angekommen ist, baut hierauf den Plan ihrer Heilung. Er will der Geisteskranken „die Geschichte ihrer Phantasieen spielen“, er will ihre Einbildungen in die Wirklichkeit treten lassen, oder vielmehr an wirkliche, wohlbekannte Gestalten anknüpfen und sie mit diesen identificiren, um dadurch die Kranke mit Geist und Sinnen wieder auf den Boden der Wirklichkeit herüberzuziehen. Alles dieses exponirt sich in dem ersten Aufzuge; in den drei folgenden wird dann die Cur stufenweise zum Ziel geführt. Zuerst sucht der Arzt als Magus Lila's Vertrauen zu gewinnen und ihre Zustände näher auszuforschen. Er spricht ihr Muth und Hoffnung ein und bereitet sie auf die Erscheinung gütiger Feen vor, in denen sie wohlbekannte Gestalten finden werde, da Jeder die Geister als gestaltlose Wesen „mit den Augen seiner Seele in bekannte Formen gekleidet“ schaue. Ihre Freundinnen nahen,

---

neueren Sprachen und Literaturen geben. — Nachschrift. Er ist unterdessen von Düntzer in den Blättern für literar. Unterh. 1847, Nr. 66 gegeben worden.

een, mit Gesang, Almaide an der Spitze. Schon dadurch ist
;ewonnen, daß Lila sich mit ihnen einläßt und durch Musik und
aus ihrer einsamen, dunkeln Traurigkeit gerissen wird. Die
nöthigen sie in eine Laube an einen mit Speisen besetzten
, wo sie mit Almaide'n Einiges genießt. Almaide bestärkt sie
n dem Kammermädchen geäußerten Phantasieen; aber als sie
die Kranke auffordert, thätig zur Befreiung ihres gefangenen
n, ihrer Freunde zu wirken, sinkt diese wieder in ihre Schlaff-
und Todessehnsucht zurück. Der Magus läßt sich durch diesen
all, den ihm Almaide im Anfange des dritten Aufzuges berich-
icht irre machen. Er führt Lila'n neue Erscheinungen vor, den
der Gefangenen, die in Oger's Gewalt sind. Lila's fortschrei-
Heilung gibt sich darin kund, daß sie den jetzt auftretenden
n Friedrich als ihren leibhaftigen Vetter erkennt. Dieser stellt
den Gefangenen wohlbekannte Personen vor, die sich heran-
en und ihre Hände küssen. Aber noch einmal droht ein Rück-
die Liebe der Anwesenden ängstigt sie. Erst das Erscheinen
's weckt ihre Thatkraft wieder auf; sie tritt dem Ungeberdigen
und trotzig entgegen und wird auf dessen Befehl gleichfalls ge-
. Friedrich belehrt sie, daß nun ihre Sache gewonnen sei,
habe sie zum Siege gefesselt. Frohen Muthes brennt sie vor
rde, nun auch bald den Gemahl zu finden und zu befreien. Im
n Acte wird ihr nun noch der Chor der gefangenen Freundin-
orgeführt. Lila ist so weit in ihrer Heilung fortgerückt, daß
cht bloß statt des Trauergewandes ein weißes Kleid angezogen
ich mit Blumen und fröhlichen Farben geschmückt hat, sondern
uch über die seltsamen Gewänder ihrer Freundinnen wundert.
rkennt den Garten, das Gartenhaus wieder, erstaunt über die
merei am hellen Tage und glaubt an dem herbeitretenden Ma-
u erkennen, daß er älter scheine, als er sei, und daß ihm der
nicht recht an's Kinn schließe. Darin sieht dieser ein Zeichen,
r am Ziele ist und führt ihren Gatten herbei, den sie mit Ent-
umarmt.

So finden wir hier den Plan der Heilung auf den ächt
je'schen Gedanken gebaut: eine zärtlich schwärmerische, den

Geist umnebelnde Melancholie lasse sich am sichersten dadu
streuen, daß man den Leidenden zu lebhafter Theilnahme an ä
wirklichen Dingen und zu thätigem Streben zurückführe, -
Idee, die uns noch einmal am Schlusse dieses Capitels be
entgegentreten wird.

Fragen wir, wie Goethe zu dem Gegenstande gekomm
möge, so ist der nächste Zweck des Stückes, die Verherrlichun
Hoffestes, nicht außer Acht zu lassen. Für dergleichen Feste
Entfaltung eines bunten, glänzenden und reich bewegten Lebe
Treibens, wie es Zauberer- und Feen-Opern darbieten, se
schenswerth; auch konnten sich an dem zahlreichen Perso
Chöre viele Herren und Damen des Hofes betheiligen. Nun
aber damals in dem Weimarischen Kreise sich eine gewisse rea
Sinnesart hervorzuthun, mit der es sich nicht wohl vertrug, d
Feen- und Geisterwesen, rein als solches, vorgeführt wurde; es
wenn es Gnade finden sollte, sich zu allegorischen, satirisch
ähnlichen Zwecken hergeben. Da war es nun ein höchst sin
Gedanke des Dichters, es hier in den Dienst eines rein real
Zweckes zu stellen. Es konnte sich in diesem besondern Falle
nem vollen Glanze, von Musik und Decoration unterstützt, da
und machte doch nicht den Anspruch, mit kindlich gläubigem
aufgenommen zu werden. Die Ausführung dieses Gedankens
gewandt, geistreich und seelenvoll, und durch feine, humoristis
ironische Züge gewürzt.

Je mehr aber Goethe durch solche Hoffeste und seine
hungen zum Herzoge in Anspruch genommen ward, desto mehr
er, um sich nicht selbst zu verlieren, in den kurzen Zwischen
seine Zeit zu Rath halten. So schrieb er denn auch am 19. F
Nachts in seinem warmen Gartenstübchen, während drauße
Schnee und hellen Mondschein Waldhörner durch's Thal
bliesen, an seinen Freund Lavater, er sei, unter dem anha
Reiben und Treiben des Lebens, stiller in sich als je, schr
Niemand, höre von Niemanden, und es kümmere ihn außer
Kreise nun gar nichts. Mit dieser Zurückgezogenheit waren ab
fernte und nahe Freunde gleich unzufrieden. So zürnte sein
ger Schlosser, daß er durch seinen Bedienten ihm einen Bri

hreiben lassen, ohne auch nur ein „Grüß' Dich Gott" beizufügen. Das Ding hat mich Anfangs entsetzlich geärgert und im Ernst gehmerzt," schrieb Schlosser an Merck (den 3. Mai 1777); „nun ühl' ich's nicht mehr! Er war innig von mir geliebt; er hat mich ber vorbereitet, erstaunlich gleichgiltig gegen ihn zu sein." Mit hnlichen Klagen wandte sich Wieland schon im Februar an Merck: Goethe und Herder sind für mich wenig besser, als ob sie gar nicht a wären. Mit Jenem — was für herrliche Stunden und halbe Tage lebte ich im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; eine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber — er theilt sich nicht mehr mit — und es ist nichts mit ihm anzufangen. Auch sehen wir uns selten, viewohl ich fest glaube, daß er nichts wider mich hat, und von mir iberzeugt ist, daß ich ihn herzlich liebe."

Wir wollen diese Klagen den Männern nicht verdenken, denen ür ihre warme Liebe so dürftige Zeichen der Erwiederung zu Theil vurden. Bei Wieland haben ohnedieß dergleichen Aeußerungen nicht iel Gewicht; seine Empfindungen gingen rasch von einem Extrem um andern über, und schon im Juli desselben Jahres schrieb er an Merck: „Ich habe Goethe wieder gefunden, wo ich ihn nun bald or Jahr und Tag gelassen hatte, habe auch mir selbst geschworen, aß mich nimmer und nimmermehr nichts an ihm irre machen, und on seiner Liebe scheiden soll." Aber auch in die Vorwürfe derer, ie mit größerem Rechte, als er, sich über Goethe's Zurückgezogeneit beschwerten, darf der unbefangene Beurtheiler nicht einstimmen. In Goethe war nun einmal von der Natur ein unwiderstehlicher Trieb gelegt, sich rein aus sich selbst zu entwickeln, sich zur entschieensten Individualität auszubilden, und damit ist eine hingebungsvolle Liebe, die ihre Kräfte verschwendet, unvereinbar. In jedem Verhältnisse gab ihm ein treuer Instinkt den Moment an, wo es Zeit war, übermächtig werdende Einflüsse abzulehnen und die Fortiicationslinien seines Daseins, wie er sich selbst ausdrückt, zu bevachen und zu vertheidigen. Es war nicht kalter und armer Egoisnus, *was ihn oft verschlossen* und kühl erscheinen ließ, es war das

Gefühl von der Nothwendigkeit der Entsagung. Ein solcher Charak
ter mag immerhin in dem Betrachtenden mehr Bewunderung al
Liebe erzeugen. Aber wie sollten wir ihm zürnen, daß er die schwe
Lebenskunst mit solcher Meisterschaft geübt, wenn wir dieser Kun
allein die volle Erscheinung eines so unvergleichlich großen Mensch
zu danken haben?

Goethe genoß unterdeß, während mancher Freund ihm grollt
schöne Stunden und Tage in seiner stillen Gartenwohnung. Er hat
schon im Januar an Lavater geschrieben, er sei in sich und sein
wahren Endzwecken ganz glücklich; er habe keine Wünsche, als d
er wirklich mit schönem Wanderschritt sich entgegenkommen seh
Und so drücken auch spätere Briefe ein gleiches Gefühl der Befried
gung aus. Anfangs April sehen wir ihn im Garten mit Pflanz
und Zeichnen beschäftigt. Wieland fand auch hier die Wunder se
nes Genies staunenswürdig; er meinte (Brief an Merck vo
4. April): Goethe zeichne völlig, wie er dichte und schreibe. Zuglei
überwachte und leitete er den Bau eines Altans, zu dem a
17. März der Grundstein gelegt ward und worauf er am 19. M
bereits schlief und später oft Gewitter und andere Naturphänome
abwartete *). Wieland beschreibt die Annehmlichkeiten desselben
einem Briefe an Merck vom 8. November dieses Jahres: „Ich w

---

*) Wie sehr schon damals sein Sinn auf die Natur gerichtet war, bes
tigt folgende Erzählung, die Eckermann 1828 aus dem Munde seines frühe
Kammerdieners vernahm: „Einst (in der ersten Weimarischen Zeit) klingelte
mitten in der Nacht; und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er s
eisernes Rollbette vom untersten Ende der Kammer herauf bis an's Fenster
rollt und liegt und beobachtet den Himmel. „„Hast Du nichts am Himm
gesehen,"" fragte er mich, und als ich dieß verneinte: „„So laufe einmal n
der Wache und frage den Posten, ob der nichts gesehen."" Ich lief hin, d
Posten hatte aber nichts gesehen, welches ich meinem Herrn meldete, der n
eben so lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „„Höre,"" sagte er da
zu mir, „„wir sind in einem bedeutenden Moment; entweder wir haben in d
sem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins."" Und nun mußte
mich mit ihm auf's Bett setzen, und er demonstrirte mir, aus welchen Me
malen er das abnehme." Nach des Alten Versicherung lief einige Wochen s
ter wirklich die Nachricht ein, daß in derselben Nacht ein Theil von Messi
durch ein Erdbeben zerstört worden sei.

:achmittag bei Goethe auf seinem Altan. Kein lieberes, sich
an einen anlegendes, oder, wie die Schwaben sagen, ein
heimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie ge-
ben. Es ist recht, als ob Goethe's Genius das alles vor
derten so angelegt und gepflanzt hätte, damit er es einst in
völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte."
:nzungen, wovon eben die Rede war, bestanden, wie Riemer
in den noch erhaltenen Hecken, womit er seinen Garten
ließ, in Eichen und anderen Bäumen, wie er bereits im
November die Linden gesetzt hatte, „die in herrlichem Wuchs
bend, noch jetzt das hochgewölbte, schattige Laubdach bilden,
m er ein halbes Jahrhundert lang nicht nur einsam sinnend
end zu wandeln liebte, sondern auch gastlich Fremde wie Ein-
gern empfing und geistig und leiblich zu bewirthen pflegte."
:hnungen betrafen landschaftliche Gegenstände oder waren
s, sein eignes und die seiner Freunde, Wieland's, der Frau
n, der Corona Schröter u. A.

diese heiter zufriedene Zeit fiel, wie ein erschütternder Ge-
ag, die Trauerbotschaft vom Tode seiner Schwester
ia. Der 16. Juni ist in seinem Tagebuche mit den inhalt-
Worten bezeichnet: „Brief des Todes von meiner Schwe-
:kler, zerrissener Tag," und die nächstfolgenden Tage: „Lei-
Träume."

:er Beides, was er damals gelitten und was er geträumt,
aus Goethe's eigenen Bekenntnissen näherer Aufschluß ge-
Wie tief sein Schmerz gewesen sein muß, ermißt sich leicht,
n bedenkt, was ihm seine Schwester von frühester Kindheit
Mit reichem Gemüth, mit trefflichen Geistesanlagen be-
tte sie ihres Bruders Entwickelung fortwährend begleitet.
fruchtbarer mußte für den Knaben seine Lectüre, zumal die
:er, schon dadurch werden, daß er sie mit der tieffühlenden
r gemeinsam las! Wie mancher Strahl mag dabei aus
:ist in den seinigen erwärmend und belebend gefallen, wie
Keim seines Innern, der später erst zu Blumen- und
le emporsproßte, durch sie geweckt und genährt worden sein!
'*nteresse der Jugend*," sagt Goethe ferner selbst, „jenes Er-

[illegible] sinnlicher Triebe, die sich in geistige F
geistiger Begriffe, die sich in sinnliche Gestalten einkleide
Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufkläre
ein Nebel das Thal, woraus er sich emporheben will, zude
nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die darau
springen, theilten und bestanden die Geschwister Hand in Ha
wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger auf
als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem
einander mehr nähern, mehr in's Klare treten wollten, nur
gewaltiger auseinander hielt." Cornelia hatte sich allmä
allen Ranken ihres Herzens so an den Bruder angeklammer
ihr das Leben ohne ihn schaal und werthlos erschien. S
eifersüchtig auf seine Geliebten; sie fühlte sich verwais't und u
lich, wenn er längere Zeit entfernt war; sie war überselig, w
ihn wieder in der Nähe hatte, und suchte ihm das Leben a
mögliche Weise zu erheitern. Als sich sein poetisches Tal
reicherer Productivität entwickelte, griff sie fördernd ein un
ihm manches bedenkliche Schwanken und Zaudern überwinde
z. B. der Götz von Berlichingen erst durch ihr unablässiges
chen zur Vollendung gedieh. Er führte sie hinwieder in d
ausgebreitete Weltpoesie, die ihm Herder erschlossen, in die
lieder und Homer ein. Er zog sie in seine Verhältnisse
Darmstädtern, und selbst seine kurzen Entfernungen und Wan
gen knüpften das Seelenband der Geschwister nur noch fester,
er von Allem, was ihm begegnete, sich brieflich mit ihr unt
ihr jedes kleine Gedicht, das er machte, „und wenn es auch n
Ausrufungszeichen gewesen wäre," jeden Brief, den er erhiel
Antwort, die er schrieb, sogleich mittheilte. Dieser lebhafte G
und Gemüthsverkehr stockte, während Goethe zu Wetzlar in d
gung zu Lotte befangen war; und gerade in dieser Zeit, wo
Schwester allein, „vielleicht vernachlässigt" fühlte, gab sie d
werbungen Schlosser's Gehör. Als Goethe mit dem Ver
bekannt wurde, glaubte er vorauszusehen, daß es seiner Sc
nicht zu rechter Lebensfreude gereichen werde, und blieb au
Regungen der Eifersucht gegen den Freund nicht frei; aber d
schehene ließ sich nicht rückgängig machen. Seine Ahnungen

nur zu sehr in Erfüllung. „Schlosser und seine Frau,“ schrieb Merck bald nach ihrem Tode, „haben gut zusammen gelebt, obgleich sie's nur getragen hat.“ Es war ein Unglück für Cornelia, daß sie durch den Bruder verwöhnt war; wie hätte sie, die sich an und mit dem reichsten Geist entwickelt hatte, in dem Bunde mit einem zwar zuverlässigen, achtungswerthen und gebildeten, aber verschlossenen Manne ein volles Seelengenüge finden können? Sie gehörte nicht zu den weiblichen Gemüthern, die sich mit tausend zarten Liebesranken selbst an dem Stamm eines ernsten, rauhen Männercharakters hinaufschlingen; im Gegentheil wirkte ihr Inneres, wie Goethe selbst sagt, durch eine gewisse Würde eher ablehnend als anziehend. Ein Brief von ihr an Auguste Stolberg vom 10. December 1776 läßt in ihren damaligen Gemüthszustand blicken. „Wir sind hier allein,“ schreibt sie, „auf dreißig, vierzig Meilen ist kein Mensch zu finden — meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin, als in's Grab taugt. Der Winter ist mir immer unangenehm und beschwerlich, hier macht die schöne Natur unsere einzige Freude aus; und wann die schläft, schläft Alles.“ Sie starb im Wochenbett nach der Geburt des zweiten Kindes.

Welchen Riß mußte Goethe in seinem Innersten beim Verlust eines Wesens fühlen, welches mit seiner ganzen Kindheit und Jugendzeit so innig verschlungen war! Dazu mochte sich noch die Reue gesellen, daß er aus dem Strudel des Weimarischen Lebens heraus so selten sie mit einem Zeichen der Liebe erquickt hatte. Denn auch sie, wie die Mutter, mußte in Zeiten, wo er in das Treiben um ihn her oder in sich selbst verschlungen war, manchmal lange darben. Ein tiefer Schmerz spricht sich in seinem Briefe an die Mutter vom 28. Juni aus. „Ich kann Ihnen nichts sagen,“ schreibt er, „als daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht, wo das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menschlich fühlen, und überlasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Leben Sie glücklich; sorgen Sie für des Vaters Gesundheit; wir sind nur einmal so bei

sammen." Dieselben Gedanken klingen noch in den Versen fort, di
er am 17. Juli an Auguste Stolberg sandte:

> Alles geben die Götter, die unendlichen,
> Ihren Lieblingen ganz,
> Alle Freuden die unendlichen,
> Alle Schmerzen die unendlichen ganz.

Und welche ergreifende Trauer zittert noch in jedem Worte d
Glückwunschschreibens, das er im November dieses Jahres an J
hanna Fahlmer schickte, die Schlosser sich zur zweiten Gattin ause
sehen hatte! „Gott segne Dich," lautet der Brief, „und lasse Di
lange leben auf Erden, wenn's Dir wohl geht. Mir ist's wunderli
auf Deinen Brief; mich freut's, und ich kann's noch nicht zure
legen. — Daß Du meine Schwester sein kannst, macht mir ein
unverschmerzlichen Verlust wieder neu; also verzeihe meine Thrän
bei Deinem Glücke. Das Schicksal habe seine Mutterhand üb
Dir, und halte Dich so warm, wie's mich hält, und gebe, daß i
mit Dir Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat
An seine Mutter schrieb er damals über diese neue Vermählun
Schlosser's: „Mir ist's, als wenn in der Herbstzeit ein Baum g
pflanzt würde. Gott gebe seinen Segen dazu, daß wir dereinst da
unter sitzen und Schatten und Früchte haben mögen. Mit mein
Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hie
abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrun
hatten, auch absterben müssen. Will sich in der lieben Fahlm
wieder eine neue Wurzel = Theilnehmung und Befestigung erze
gen, so will ich auch von meiner Seite mit Euch den Götte
danken."

Goethe suchte das Heilmittel für die Wunden seiner Seel
wie immer, bei der Poesie. Er sagt selbst, daß sich damals, wo
das geliebte Wesen verlor, „der Begriff eines dichterischen Ganzen
in ihm gebildet habe, worin es möglich gewesen wäre, ihre Indiv
dualität darzustellen. „Allein es ließ sich dazu," fährt er fort, „kei
andere Form denken, als die der Richardson'schen Romane. N
durch das genaueste Detail, durch unendliche Einzelnheiten, d
lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem sie a

wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser
geben, nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen
ı, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzu-
.; denn die Quelle kann nur gedacht werden, in sofern sie
Aber von diesem frommen und schönen Vorsatz zog mich, wie
vielen anderen, der Tumult der Welt zurück." Das waren
ie „Träume," womit er in der ersten Zeit nach dem schweren
ge seine Leiden versüßte.

Der Zufall wollte es — oder war es absichtliche Veranstaltung
Freunde? —, daß der „Tumult der Welt" ihn jetzt vier
n hindurch besonders stark erfassen sollte. Nach Riemer's
iß verging ihm diese Zeit unter allen möglichen Zerstreuungen
Geschäfte, Hof- und Weltleben. Um so wohlthuender mußte
e herzliche Theilnahme sein, die er dazwischen bei Frau von
fand. Er besuchte die Freundin in Kochberg; und da sie,
d er wieder in Weimar war, sich zu einer Reise veranlaßt
machte er in der ersten Hälfte des Juli wiederholte Ausflüge
ochberg zu ihren Kindern, wo er denn wieder zur Beschwich-
seines Innern zum Zeichnen griff, „dem Saugläppchen," wie
selbst mitunter vorkam, „dem Kind in den Mund gegeben,
schweige und in eingebildeter Nahrung ruhe." Am 17. Juli,
en Tage, wo er die oben angeführten Verse an Auguste Stol-
hickte, schrieb er aus Weimar an Frau von Stein: „Das
hält uns alle gefangen an Katharren, Zahnweh und Unbe-
keit. Dieses schreib' ich unter Bäumen in meinem Garten;
chön, doch feuchtlich warm. Der Herzog ist wohl, sonst seh'
manden." Beigefügte Verse von des Herzogs und Goethe's
*) geben einen Einblick in das trauliche Zusammenleben

Als die Freundin nach Kochberg zurückgekehrt war, überraschte
an seinem Geburtstage durch einen Besuch und führte ihr für
uer seiner bevorstehenden Herbstausflüge einen neu angekom-
Mündel zu. Es war ein Schweizer Hirtenknabe, Peter im
garten, der dem mit Goethe befreundeten Baron von Lin-

---

*) Mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten III, 470 f.

dau auf einer Reise durch die Schweiz das Leben gerettet hatte, und dafür von diesem als Pflegling angenommen worden war. Bei Lindau's Tode empfing Peter ein Vermächtniß, und Goethe wurde sein Vormund.

Die väterliche Fürsorge für diesen Knaben, die sich in Goethe's Briefen kund gibt, erinnert lebhaft an den verwandten schönen Charakterzug des Helden in Wilhelm Meister's Lehrjahren, einem Roman, der eben jetzt im ersten Keimen begriffen war. Zwei Monate später (den 31. October) hatte er schon, wie er an Frau von Stein berichtete, „eine salto mortale über drei Capitel, vor denen er schon so lange scheute," gemacht, und hoffte nun den ersten Theil bald ganz produciren zu können. Es kehrte hier umfassender und höher die sinnige Betrachtung von krankhaften Seelenzuständen und Seelenheilungen zurück, zu welcher das Schauspiel Lila uns schon den Uebergang gezeigt hat, wogegen, nach Schöll's treffender Bemerkung, in den frühern Dramen das Pathologische feuriger spielte. Aber noch hatte er selbst zu wenig die gährenden Elemente in seinem Innern dauernd beschwichtigt, als daß er jetzt schon dieses große und reiche Gemälde einer der seinigen verwandten Seelenentwickelung rein und ruhig hätte ausführen können; und so gewahren wir denn, wie Goethe selbst in den Annalen sagt, „die Anfänge des Wilhelm Meister in dieser Epoche nur kotyledonenartig; die fernere Entwickelung und Bildung zieht sich durch viele Jahre."

Nach kurzem Zuspruch in Kochberg brach er am 28. August über Manebach nach Ilmenau auf, wo sich der Herzog mit Gefolge zum Ausschußtage der Landstände befand. An den lustigen Gebirgsstreifereien der Freunde nahm er dort wenig Theil; nur in Stützenbach kam wieder der Brausegeist über ihn: er tanzte, wie er an Frau von Stein berichtete, „mit allen Bauermädels im Nebel und trieb eine lüderliche Wirthschaft bis Nacht Eins." Dafür hatte er denn in Eisenach, wohin am 4. September aufgebrochen wurde, „ein Monster von dicken Backen, ganz wider allen Sinn seiner dürren Constitution, mußte sich im Zimmer halten, warme Kräutermilch im Munde halten und konnte nicht auf Misel's*) ausgehen." Wäh-

*) Nach der damaligen Terminologie des Weimar'schen Hofkreises bezeichnete Misel eine Schöne, und miseln schön thun.

nd er nun so zu Eisenach „in dem weitschichtigen Schlößchen“ ß, und Alles in Wilhelmsthal und auf Jagden sich herumtrieb, fand er, wie es in einem Briefe an Frau von Stein vom 12. September heißt, „eine Tollheit, eine komische Oper, die Empfindsamen, so toll und grob als möglich,“ und hatte bereits angefan-n, sie seinem Bedienten Philipp zu dictiren. Es ist das dramatische Stück gemeint, das wir jetzt unter dem Titel „Triumph der Empfindsamkeit“ besitzen, und im folgenden Capitel näher beachten werden. Zu einer andern Stelle desselben Briefes vom 2. September: „Den ganzen Nachmittag habe ich mit tollen maginationen gewirthschaftet,“ bemerkt Schöll, daß auch das Fragent: „Was ist der Himmel, was ist die Welt, als das, wofür eben ner sie hält — — Liedlein .. vom Prinz, er heißt, ich weiß nicht, le, mit dem Zunamen Radegiki,“ von eben demselben Datum, m 12. September 1777 ist.

Am folgenden Tage finden wir ihn auf der Wartburg, von o er Abends begeistert an seine Freundin schrieb: „Hier wohn' ich in, Liebste, und singe Psalmen dem Herrn, der mich aus Schmern und Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat. Der erzog hat mich veranlaßt heraufzuziehen ... Hier oben! wenn ich hnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehen vom Stuhl, nüberfegnen könnte! In dem grausen, linden Dämmer des Mons die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, e Felsenabhänge davor, und hinten die Wände, und wie der chatten des Schloßberges und Schlosses unten Alles finster hält d drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt; die nackten lsspitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer h dem Himmel mischt! Liebste, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit an, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute angelt; wie der lange Gebundene, reck' ich erst meine Glieder; er mit dem ächten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas asser nimmt, und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit r Welt nur nebenweg schaut. — Wenn's möglich ist zu zeichnen, ähl' ich mir ein beschränkt Eckchen; denn die Natur ist zu weit rlich hier auf jeden Blick hinaus! Aber auch was für Eckchen

liebt er uns doch nicht weniger. Er ist und bleibt halt mit al
nen Eigenheiten einer der besten, edelsten und herrlichsten M
auf Gottes Erdboden!"

Am 21. September traf Merck in Eisenach zu einen
tägigen Aufenthalte bei Goethe und dem Herzoge ein. Ganz
den, bei Tag und bei Nacht, brachten die drei Männer in
lichen Gesprächen zu; und es ward hier der Grund zu dem
Verhältniß zwischen dem edlen, jungen Fürsten und dem t
Merck gelegt, „dem Virtuosen des sichersten, kritischen Ge
und der ungezwungensten Mittheilung, dem übrigens eine
ehrerbietige réserve *), dem Fürsten gegenüber, nicht mangel
Sie unterhielten nachher eine lebhafte Correspondenz mit ei
und ihre Briefe sind Ehrendocumente für Beider Charakter.
blieb bis zu seinem Ende dem Herzoge der betraute Rathg
Ankäufen von Kunstwerken. Auch für Goethe war dieß Zus
sein mit Merck erquickend. Als er am 28. September früh M
um 8 Uhr mit Merck zum Burgthor hinausging, fühlte er d
schied tief; er nannte den Tag einen „dunkeln" und hatte n
4. October das Gefühl des Alleinseins und gänzlicher Abg
tenheit ***). Bloß mit Knebel sprach er über „die Arm

ens" und überhaupt der Societät. Er war stumpf gegen die
n. Die Ankunft des Statthalters „schloß ihn für ihn Augen-
ieder auf, aber Grimm's Erscheinen wieder zu." Er fühlte
daß er, alles Andere bei Seite, dem Manne nichts zu sagen
r von Petersburg nach Paris gehe." Zu dieser Stimmung
ber auch das fortdauernde Zahnübel mit, indem es ihn ver-
, an dem Tanzvergnügen, „einem Vehikel für die Kluft, die
den Menschen trennte," Theil zu nehmen. Er meinte der
aft sichtlich zur Last zu sein und ging in's Freie. Draußen
en Mond still glänzend über dem Schlosse stehen und eilte
Hier, auf der reinen, ruhigen Höhe, im Rauschen des Herbst-
fühlte er sich befriedigter und das Heimweh nach Weimar,
iem Garten, das ihn unten ergriffen hatte, sich wieder ver-
.

eine lebhafte Sehnsucht nach der stillen Gartenwohnung
ch in folgenden, von Riemer mitgetheilten Zeilen aus jenen
ius: „Gern kehr' ich doch zurück in mein enges Nest, nun
Sturm gewickelt, in Schnee verweht, und, will's Gott, in
r den Menschen, mit denen ich doch nichts zu theilen habe.
ı Eisenach) habe ich weit weniger gelitten, als ich gedacht
in aber in viel Entfremdung bestimmt, wo ich doch noch
aubte. Der Herzog wird mir immer näher und näher, und
nd rauher Wind rückt die Schafe zusammen. — — Regie-
Am 10. October kehrte er nach Weimar zurück und konnte
hdem er in den nächsten Tagen noch wegen einer Unpäßlich-

---

kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Auge haben zu sehen,
edienten, die hinterm Stuhl stehen, von ihren Herren und deren Ge-
heilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbe-
, negligirter, intriguanter Menschen, oder die Bosheit Anderer, die
Vortheil haben, falsch zu sehen. Ich sage Ihnen aufrichtig, der Her-
ier der respectabelsten und gescheitesten Menschen, die ich je gesehen
und, überlegen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von 20 Jahren.
, Goethe's Gesellschaft, wenn man nicht muthwillig voraussetzen will,
Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das
, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich unwahr als Etwas;
st ihm Niemand unausstehlicher als Goethe's Affen."
Riemer, Mittheil. über G. II, 49.

heit des Herzogs meist in dessen Nähe hatte verweilen müssen, e
der ersehnten Häuslichkeit genießen. Er fühlte sich darin so be
daß er eines Morgens (am 14. Nov.) beim Erwachen seinen
in das Gebet ergoß: „Heiliges Schicksal! Du hast mir mein
gebaut und ausstaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in
ner Armuth unter meinem halbfaulen Dache; ich bat Dich, mi
lassen, aber Du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haup
zogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusa
genommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der
Sonnenblick!"

Aber selbst mitten im Winter sollte er noch einmal durch
abenteuerliche Fahrt von mehr als vierzehn Tagen seinem schn
hüllten Gartenhäuschen entzogen werden. Häufige Klagen
Landvolkes im Eisenachischen bestimmten den jungen Fürsten,
der um ihn versammelten Gesellschaft am 27. November eine
partie auf wilde Schweine anzustellen. Goethe bat um die Er
niß, sich dem Zuge erst nach einem kleinen Umwege anzuschl
aus dem er, nach seiner beliebten Art, einstweilen ein Gehei
machte.

Werther's Leiden hatten jene zärtlich leidenschaftliche A
die man das Sentimentalitätsfieber genannt hat, wie Goethe n
nicht sowohl erregt, als vielmehr das Uebel aufgedeckt, das in
gen Gemüthern verborgen lag. Er selbst hatte sich durch jenes
von der Krankheit zu befreien gewußt; aber weil man ihn den
ausgesprochenen Gesinnungen für zugeneigt hielt, so mußte e
von Manchen, die an dem Uebel litten, brieflichen und persön
Zudrang gefallen lassen. So hatte er auch um die Mitte des
res ein Schreiben aus Wernigerode erhalten, Plessing unter
net, beinahe das Seltsamste, was ihm in der selbstquälerische
vor Augen gekommen war. Der Briefsteller zeigte sich schreib
beredt, und dabei so durchdrungen von Mißbehagen, daß es un
lich war, sich irgend eine Persönlichkeit zu denken, die zu s
Seel-Enthüllungen passen möchte. Alle seine wiederholten zud
lichen Aeußerungen waren anziehend und abstoßend zugleich,
halb endlich in Goethe schon im Interesse der damals bel
Physiognomik die Begierde rege werden mußte, zu erfahren,

für einen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe. Dieß war eines der Hauptmotive seines geheimen Reiseplans. Außerdem wünschte er, weil schon damals von der Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergwerks häufig die Rede war, von dem Bergwesen in seinem ganzen Complex eine, wenn auch nur flüchtige Anschauung zu gewinnen, und hatte daher schon längst eine Reise in den Harz projectirt. Seit uns Goethe's Briefe an Frau von Stein vorliegen, lassen sich noch andere, tiefere Anlässe zu dieser Reise erkennen, die seine eigene spätere Erzählung derselben (in der „Campagne in Frankreich") verschweigt. Er wollte auf einige Zeit aus der vornehmen Umgebung sich retten, um den Anblick der einfachern Existenz der sogenannten niedern Classen zu seiner innern Auferbauung zu genießen; er floh aus bunten und verwickelten Lebenskreisen, um sich an dem rein Menschlichen zu erquicken; er entzog sich seinen Freunden, um in völliger Einsamkeit sich ganz selbst wiederzufinden; er gab sein behagliches Dasein auf, um sich durch Entbehrungen und Mühseligkeiten innerlich zu kräftigen. „Er stürzte sich in Frost," sagt Schöll, „um ganz die Erwärmung zu fühlen, tauchte in Nacht, um fröhlich zum Lichte aufzufahren, in Müdigkeit und Hunger, um die Wohlthat der Labe und des Lagers zu segnen, in Winter und Gefahr, um im einfachsten Lebensgefühl sich zu erbauen." Besonders aber sehnte er sich, in der erhabenen winterlichen Gebirgswelt einen Naturgottesdienst nach seiner Weise zu begehen, und das, was ihm dort begegnen würde, als Symbol und Pfand für seine Schicksale, für seine geheimsten Wünsche zu nehmen.

So verließ er denn am 29. November, zwei Tage, nachdem der Herzog die Jagdfahrt angetreten, in der Morgenfrühe zu Pferde seinen behaglichen Gartenwohnsitz und begann, dem Ettersberge zureitend, jene berühmte Ode Harzreise im Winter, die er selbst nachher ausführlich commentirt hat*). Er übernachtete in Sondershausen und kam des andern Tages so früh nach Nordhausen,

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten I, 366 ff. und III, 473 ff. In den kurzen Tagebuch-Notizen über die Reise, die zwischen Goethe's Briefen an Frau von Stein mitgetheilt sind, ist erst auf dem Tageblatt vom 1. Dec. angemerkt: „Dem Geier gleich ꝛc."

daß er gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber erst sehr spät mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten in Ilefeld ankam. In einem glänzend erleuchteten Gasthofe eingekehrt, erhielt er vom Wirthe den Bretterverschlag in der Wirthsstube mit dem weißüberzogenen Ehebette zur Schlafstelle eingeräumt. Hier konnte er durch eine Astlücke der Bretter in die Stube blicken und sah an einer langen, von Kerzen hell erleuchteten Tafel eine stattliche und zahlreiche Gesellschaft sitzen. Commissarien der höchsten Höfe, die hier schon längere Zeit über wichtige Einrichtungen und verschiedene Interessen unterhandelt hatten, gaben heute Abend einen allgemeinen Schmaus. Er konnte die Tafel von unten auf ganz überschauen und musterte die Gesellschaft von den Gehülfen, Schreibern und Secretairen hinauf bis zu den Räthen und Vorsitzenden. Heiteres, freies Gespräch, Gläserklang, Toaste, Scherz und Witz belebten das Mahl. Nach der düstern Winternachtreise in dem Harz kam ihm das Bild ganz zauberhaft vor, als sähe er in einer Berghöhle wohlgemuthe Geister sich ergötzen.

Am nächsten Morgen, Montags den 1. December, brach er frühe um sieben Uhr mit einem Boten von Ilefeld auf, war gegen Mittag in Elbingenrode und genoß bei gelindem Wetter eines herrlichen Eintritts in den Harz. Nachmittags begab er sich in die Baumannshöhle, der er auch noch den folgenden Tag beinahe ganz widmete. Er durchkroch sie nach allen Seiten, und betrachtete mit Aufmerksamkeit das in krystallinischen Bildungen fortwebende Leben der Natur. Weil er hier mit dem reinen, ruhigen Blick des Naturforschers schaute, so wollte sich ihm nichts von den Wunderbildern zeigen, die sich eine aufgeregte Einbildungskraft sonst so gern aus formlosen Gestalten schafft; dafür prägte sich aber ein um so treueres Bild der Wirklichkeit seinem Gedächtnisse ein. Wieder an's Tageslicht zurückgekehrt, schrieb er, außer einigen Notizen, die ersten Strophen der obengenannten Ode nieder. Die Stelle:

> Aber abseits, wer ist's
> In's Gebüsch verliert sich sein Pfad u. s. w.,

worin sich die damalige liebevolle Stimmung seines Gemüthes abspiegelt, bezieht sich auf Plessing.

Von Elbingerode, wo er übernachtete, ging er am folgenden Tage (den 3. December) nach Wernigerode, und ließ sich, nach seiner Ankunft im dortigen Gasthofe, durch den Kellner zu dem räthselhaften jungen Manne, dem Sohne des dortigen Superintendenten, hinführen. Goethe gab sich, seiner Neigung zum Incognito getreu, für einen Zeichenkünstler aus Gotha aus, der wegen Familienangelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahreszeit nach Braunschweig müsse. Mit Lebhaftigkeit erkundigte sich Plessing nach Weimar, und als der Fremde ihm eine Reihe Weimarischer Persönlichkeiten vorführte und noch immer von Goethe schwieg, unterbrach er ihn mit Ungeduld, und verlangte eine Schilderung des seltsamen Menschen, der so viel von sich reden mache. Goethe befriedigte seinen Wunsch mit so großer Ingenuität, daß der junge Mann, wenn er nur etwas Scharfblick besessen hätte, in dem Geschilderten seinen Gast erkannt haben würde. Darauf erging sich Plessing in Klagen über Goethe's Theilnahmlosigkeit, der ihn auf die herzlichste briefliche Darlegung seiner Leiden, auf die dringendsten Bitten um Rath und Hülfe ohne Antwort gelassen. Der Fremde führte zu Goethe's Entschuldigung an, „daß ein gewaltiger, sowohl ideeller als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen Mann oft außer Stand setze, sich zu bewegen, geschweige zu wirken." Nun erbot sich Plessing, den an Goethe gerichteten Brief vorzulesen, damit der Gast selbst urtheilen könne, ob er nicht irgend eine Erwiederung verdient habe. Goethe fand über dieser Vorlesung auf eine schlagende Weise die Behauptung der Physiognomisten bewährt, daß ein lebendiges Wesen in all seinem Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst sei. Der Lesende paßte genau zu dem Gelesenen, und denselben Eindruck, wie früher der Brief, machte jetzt auf ihn die ganze Persönlichkeit des jungen Mannes; sie wirkte ebenfalls anziehend und abstoßend. Man konnte ihm eine gewisse Theilnahme und Achtung nicht versagen; denn ein ernstliches Wollen, ein edler Sinn und Zweck gab sich kund; allein obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb sein Vortrag ohne Anmuth und in Allem sprach sich eine beschränkte Selbstigkeit aus. Goethe bemerkte ihm, als die Vorlesung beendigt war, er glaube

einzusehen, warum der Mann, an den er sich um Rath g
gegen ihn stumm geblieben sei; die jetzige Denkweise desse
eine zu abweichende, als daß man eine Verständigung hoffe
In Goethe's Kreise gelte es als ausgemacht, daß man
einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzusta
durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der
Welt retten und befreien könne; man sei überzeugt, daß d
tung geistiger Kräfte auf wirkliche und wahrhafte Erscheinun
mälig Behagen, Klarheit und Belehrung gewähre *). J
Landschaftsmaler, habe dieß zu allererst einleuchten müssen
auch seine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen sei,
habe seitdem mit erhöhter Liebe sich der Betrachtung der Na
und Phänomene gewidmet. Und nun schilderte er ihm mit
scher Poesie, und doch unmittelbar und natürlich, den Verla
Reise, den morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, d
nigfaltigen Tageserscheinungen, die wunderlichen Thurm- und
befestigungen von Nordhausen, bei einbrechender Abenddän
gesehen, die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne
Bergschluchten flüchtig blinkenden Gewässer, die Baumannshi
Anderes. Als aber Plessing dem allen mit der entschiedenen
rung entgegentrat, es könne und solle ihm nichts in der We
gen, so fühlte Goethe sein Inneres sich zuschließen, und gla
Gewissen durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtsein d
Willens, völlig befreit und sich von jeder weitern Pflicht g
entbunden.

Aus dem Hause heraustretend, fand er den aufgehellt
mel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee ü
blieb auf einem schmalen Stege stehen und beschaute sich die
nächtliche Welt. Zugleich überdachte er sein Abenteuer un
sich fest entschlossen, den jungen Mann, der ihn auf morgen
geladen hatte, nicht wieder zu sehen. Und so bestellte er im
sein Pferd auf Tagesanbruch und übergab dem Kellner ein
mes, entschuldigendes Bleistiftblättchen für Plessing **).

*) Vergl. oben die Bemerkungen über das Schauspiel Lila S.

**) Folgende Notiz aus Goethe's Tageblättern in den Briefen

Ueber den weitern Verlauf der Reise (Goethe's eigene Dar-
llung derselben bricht mit der Ankunft in Goslar ab) geben, außer
n von Riemer mitgetheilten Bruchstücken aus Goethe's Tagebuche,
e Briefe des Dichters an Frau von Stein mit den eingeschalteten
agebblättern, willkommene Auskunft. Am 4. December ritt er an
m Nordosthange des Harzes in grimmigem Schnee-, Schlossen-
ıd Regengestöber über Ilsenburg nach Goslar, und schrieb von
ɔrt an seine Herzensfreundin, „bei einem Wirthe, der gar viel
äterliches hatte." — „Es ist eine schöne Philisterei im Hause,"
eißt es in dem Briefe, „es wird einem ganz wohl. Wie sehr ich
ieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Classe von Menschen
ekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott
ie höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränkt-
eit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste
dute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren u. s. w. — Ich trockene
an jetzt an meinen Sachen; sie hängen um den Ofen. Wie wenig
er Mensch bedarf, und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie
ehr er das Wenige bedarf!" — Am 5. December besuchte er
en Rammelsberg, am 6. die Hütten an der Ocker, und sah die
lessingarbeiten und das Hüttenwerk, versuchte sich auch, wie bis-
eilen an den frühern Reisetagen, im Zeichnen, doch ohne Erfolg,
ıd schrieb Abends wieder aus Goslar an seine Freundin: „Mir
t's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzu-
ehen; es ist mir, als wenn ich mein Verhältniß zu den Menschen
ıd den Sachen weit wahrer fühlte. Ich heiße Weber, bin ein
laler, habe Jura studirt, oder bin ein Reisender überhaupt, betrage
ich sehr höflich gegen Jedermann, und bin überall wohlaufgenom-
en." Den 7. December ging es nach Klausthal, wo ihn eine selt-
ıme Empfindung ergriff, „aus der Reichsstadt, die in und mit ihren
rivilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo vom unterirdischen
segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen." — „Das Schönste von
ieser Wallfahrt ist," schrieb er Abends an Frau von Stein, „daß

---

on Stein stimmt nicht genau zu der oben gegebenen eigenen Erzählung Goe-
he's: „3. Dec. Auf Wernigerode. Mit P(lessing) spazieren auf
ie Berge ꝛc."

ich meine Ideen auf jedem Schritt bestätigt finde über Wirt schaft, es sei ein Bauergut oder ein Fürstenthum, und daß sie simpel sind, daß man gar nicht zu reisen brauchte, wenn man sich etwas lernte." — Am folgenden Tage entging er beim E fahren in die Carolinen= und Dorotheengrube glücklich einer gro Gefahr. „Der Geschworene," berichtete er darüber an Frau Stein, „ward einen Schritt vor mir von einem Stück Gebirg, sich ablöste, zu Boden geschlagen. Da er ein sehr robuster M war, so stemmte er sich, als es auf ihn fiel, daß es in meh Stücke auseinander brach und an ihm herabrutschte. Es überm tigte ihn aber doch; und ich glaubte, es würde ihm wenigstens Füße sehr beschädigt haben; es ging aber so hin. Einen Augenb später, so stand ich an dem Fleck; denn es war eben vor einem den er mir zeigen wollte; und meine schwanke Person hätte es gl niedergedrückt und mit der völligen Last zerquetscht. Also daß Liebe bei mir bleibe, und die Liebe der Götter!" — Am 9. war er früh auf den Hütten, und besah nach Tisch Ilsemann's binet, worauf er Nachts zu Altenau sich durch einen „unendlich Schlaf erquickte. „Der Nutzen," schrieb er an diesem Tage an se Freundin, „den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit la Menschen umzugehen, die ein bestimmtes einfaches, dauerndes, w tiges Geschäft haben, ist unsäglich. Es ist wie ein kaltes Bad, einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu ne kräftigem Leben zusammenzieht ... Die Menschen streichen sich auf mir auf, wie auf einem Probirstein; ihre Gefälligkeit, Gle gültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, Eins mit dem Andern m mir Spaß."

Mit dem 10. December culminirte sein Reiseglück in Besteigung des Brockens. Früh Morgens brach er nach Torfhause auf, einer Försterwohnung, zwei Stunden vom Bro entfernt, und machte sich von da, ein Viertel nach zehn Uhr, auf Weg nach dem Gipfel, den er ein Viertel nach Eins erreichte. sehr ihn dies Gelingen beglückte, zeigt sein Bericht an Frau Stein: „Als ich zum Torfhause kam, saß der Förster bei sei Morgenschluck in Hemdsärmeln, und discursive redete ich Brocken; und er versicherte die Unmöglichkeit hinaufzugehen,

ichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen. — Die Berge waren
bel, man sah nichts; und so, sagte er, ist's auch oben, nicht
Schritte vorwärts können Sie sehen; und wer nicht alle Tritte
ı. s. w. Da saß ich mit schwerem Herzen, mit halben Gedan-
wie ich zurückkehren wollte. Und ich kam mir vor, wie der
, den der Prophet mit dem Bogen schlagen heißt, und der zu
schlägt *). Ich war still, und bat die Götter, das Herz dieses
hen zu wenden und das Wetter, und war still. So sagte er zu
Nun können Sie den Brocken sehen! Ich trat an's Fenster, und
vor mir, klar, wie mein Gesicht im Spiegel; da ging mir das
auf, und ich rief: Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben
keinen Knecht? Niemanden — Und er sagte: Ich will mit
ı gehen. — — Ich habe ein Zeichen in's Fenster geschnitten
Zeugniß meiner Freudenthränen, und wär's nicht an Sie, hielt
für Sünde es zu schreiben. Ich hab's nicht geglaubt bis auf
ersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herr-
Klarheit ..." Ohne Zweifel war dieses derselbe Besuch des
ns, den Goethe in seinen Erläuterungen zur Ode Harzreise
mlich drei Tage früher ansetzt: „Ich stand am 7. December in
Mittagsstunde, gränzenlosen Schnee überschauend, auf dem
l des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen,
mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die
e gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der
nte branstige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein unbe-
hes Wolkenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und
urch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter
lichen Berge und Thäler andeuten." Gegen Abend beim
steigen hatte er Gelegenheit, die herrliche Erscheinung farbiger
ten zu beobachten, die er in seinem Entwurf der Farbenlehre
5) beschrieben. Die weiten Flächen auf- und abwärts waren
eit, die Haide von Schnee bedeckt, alle zerstreut stehenden
e und vorragenden Klippen, auch alle Baum- und Felsen-
ı völlig bereift, die Sonne senkte sich eben gegen die Oderteiche
ter. Waren den Tag über, bei dem gelblichen Ton des

Buch der Könige II. 13, V. 17—19.

Schnees, schon leise violette Schatten bemerklich gewesen, so 1
man sie nun für hochblau ansprechen, als ein gesteigertes Gel
den beleuchteten Theilen wiederschien. Als aber die Sonne sich
lich ihrem Niedergange näherte und ihr durch die stärkern T
höchst gemäßigter Strahl die ganze umgebende Welt mit der
sten Purpurfarbe überzog, da verwandelte sich die Schattenfa
ein Grün, das nach seiner Klarheit einem Meergrün, nach
Schönheit einem Smaragdgrün verglichen werden konnte. Di
scheinung ward immer lebhafter, Goethe glaubte sich in einer
welt zu befinden; denn Alles hatte sich in die zwei lebhafte
schön übereinstimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit
Sonnenuntergang die Prachterscheinung sich in eine graue
merung und nach und nach in eine mond- und sternenhelle
verlor.

Ein poetisches Document der Dankbarkeit, die Goethe's
nach dem glücklich bestandenen Abenteuer erfüllte, lag uns,
auch nur halb verstanden, schon längst in jener herrlichen Ode
Harzreise im Winter" vor:

> Und Altar des lieblichsten Danks
> Wird ihm des gefürchteten Gipfels
> Schneebehangener Scheitel,
> Den mit Geisterreihen
> Kränzten ahnende Völker.

Jetzt aber geben uns die Briefe an Frau von Stein dazu den s
sten Commentar. „Was soll ich vom Herrn sagen mit Federspul
schrieb er ihr Abends beym Förster im Torfhause; „was fü
Lied soll ich ihm singen? Es ist schon nicht möglich, mit der
zu sagen, was mir widerfahren ist; wie soll ich's mit dem s
Ding hervorbringen! Liebe Frau, mit mir verfährt Gott, wi
seinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's ko
Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, daß möge das Fell tr
sein und die Tenne naß *), so ist's so, und umgekehrt auch;
mehr als Alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünsche

*) Buch der Richter 7, 36—40.

ch habe einen Wunsch auf den Vollmond! — Nun,
ich vor die Thüre hinaus, da liegt der Brocken im
jen Mondschein über den Fichten vor mir; und ich war
d habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebsten
t!" — Und welch' ein helleres Licht fällt jetzt durch
niß seiner Liebe zu Frau von Stein auf die Verse

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters;
Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbgen Morgen
Lachst du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen.

ırfte dieses Geleits der Liebe auch noch in den nächsten
mit vielen Mühseligkeiten die Bergwerke von Andreas-
ıigshütten und andere besuchte und durch Nebel und
Duderstadt und Mühlhausen nach Eisenach ritt. Hier
15. December gegen Mittag glücklich an, und schloß
ı den Herzog und „die Brüder der Jagd" an. Er
ı dem Tage „ihre heroischen Freuden, um Nachts, in
ner prasselnden Kaminflamme, sie durch Erzählung
ichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren."
genden Tag traf er schon in Weimar ein, und hielt
t „still in seiner Hütte", um den Triumph der
mkeit zu beendigen. Zugleich bereitete er die Auf-
Mitschuldigen vor, welche am 30. December zu
attfand. Er selbst spielte mit Beifall den Alceſt.

Am Sylvesterabend räumte er seiner Gewohnheit nach auf, und zog, wie Riemer sagt, ein Resumé oder eine Bilance des ganzen Jahres.

Eilftes Capitel.

Das Jahr 1778. Beschäftigungen im Januar. Tod der Fräulein von Laßberg. Der Triumph der Empfindsamkeit. Ruhigeres Vierteljahr. Reise nach Dessau und Berlin. Parkanlagen und andere Bauten. Louisenfest. Illumination des Parks. Geburtstagsfest der Herzogin Amalia. Gedichte. Egmont. Studium der Architektur.

Goethe begann das neue Jahr „rein und ruhig, da er das alte zusammengepackt hatte, schrieb am W. Meister, dessen erstes Buch er beendigte, und hatte mit dem Herzog viele und gute Unterredungen über innere und äußere Gegenstände, Theater, Kunst u. s. w. Der Herzog, dessen Gefühl sich schnell aufschloß, ergötzte sich mit ihm an einer Sendung Kupferstiche, welche, von Merck zu rechter Zeit eingeschickt, den Grund zu einer langjährigen Liebhaberei und zu mannigfachen Kunstsammlungen legte“ *). Dann folgte aber wieder, vierzehn Tage hindurch, ein buntes, tolles Treiben: Morgens Schweinhatze, Nachmittags Theaterproben, Abends fratzenhafte Ständchen, Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Komödie in Ettersburg, allerlei Tollheiten, Tanz, Concerte, Redouten. Am 13. Januar fand eine Aufführung des Westindiers statt, worin Goethe als Belcourt in weißem Frack mit silbernen Treffen, in blauseidener Weste und gleichen Beinkleidern auftrat. Auch der Herzog, Prinz Constantin, Knebel, Einsiedel und Musäus hatten eine Rolle übernommen. Der vor Kurzem angekommene berühmte Eckhof machte den Vater, und unter den mitspielenden Damen befand sich Fräulein von Göchhausen, eine neu acquirirte Hofdame der Her-

*) Riemer nach Goethe's Tagebüchern.

Amalie, von dieser gewöhnlich Thusnelda genannt. An
lebensfrohen, aufgeweckten Fräulein hatte der verwittwete
ne sehr angenehme Persönlichkeit gewonnen; sie trug zur Er-
eben so sehr durch ihre witzigen Einfälle bei, als durch die
en, die mit ihr, besonders vom Herzoge, getrieben wurden.*)
ns gehörte sie mehr zu den anempfindenden und anschmieg-
als selbstständigen Geistern, weßhalb Wieland sie in einem
an Merck bezeichnend „Echo-Thusnelda" nennt.
er 16. Januar brachte abermalige Schweinhatze und für
keine geringe Gefahr, da ihm ein Eisen in einem angehen-
hweine unter der Feder wegbrach. Er kam unverletzt davon,
d ein Jäger geschlagen ward. Dafür sollte er am nächsten
als er mit dem Herzoge Schlittschuh lief, eine desto schlim-
eelenwunde empfangen. Fräulein von Laßberg, deren oben
inmal gedacht ist, wurde von seinen Leuten in der Ilm an
loßbrücke unter dem Wehr gefunden. Sie war den Abend
ertrunken, wie es heißt, mit Werther's Leiden in der Tasche,
h Unglück oder freiwillig, bleibt schwerlich, wie Riemer meint,
ieden. In einer Anmerkung zu Goethe's Briefen an Frau
ein von der Hand Friedrich's von Stein heißt es ausdrück-
Fräulein von Lasberg, sich von ihrem Geliebten, dem Schwe-
Wrangel, verlassen glaubend, endete ihr Leben in der Ilm an
stelle, die Goethe alle Abende, nach seinem Garten heim-
, allein betrat. Die Finsterniß der dichten Linden, das Brau-
damals hohen Wehrs und die Einsamkeit der Gegend mach-
Stelle ziemlich schauerlich." Schon der große Antheil, den
an dem Ereigniß nahm, deutet darauf hin, daß man ihren
s einen selbsterwählten betrachtete. Er brachte den Nachmittag
Ertrunkenen zu, die man zu Frau von Stein getragen hatte,
suchte Abends die unglücklichen Aeltern zu trösten. Am näch-
ge wurde er wieder in allerlei Zerstreuungen hineingezogen,
er erst in der folgenden Nacht mit Knebel „viel über den Tod
gen Mädchens, ihr ganzes Wesen, ihre letzten Pfade u. s. w.
" konnte. Aus den Briefen an Frau von Stein sieht man,

*) Weimars Album, 126.

daß er mit dem Gedanken umging, der Unglücklichen ein Denkmal zu widmen. „Da ich von Ihnen wegging," schrieb er ihr den 19. Januar, „konnte ich nicht zeichnen. Es waren Arbeiter unten, und ich erfand ein seltsam Plätzchen, wo das Andenken der armen Christel verborgen stehen wird. Das war, was mir heut noch an meiner Idee mißfiel, daß es so am Wege wäre, wo man weder hintreten und beten, noch lieben soll. Ich habe mit Jentschen (dem Hofgärtner) ein gut Stück Felsen ausgehöhlt; man übersieht von da in höchster Abgeschiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde. Es war eben so ein Abend: Orion stand so schön am Himmel, als wie wir (am 16. Januar, von der Jagdfahrt) von Tiefurt fröhlich herauf ritten. Ich habe an Erinnerungen und Gedanken just genug, und kann nicht wieder aus meinem Hause. Gute Nacht, Engel, schonen Sie sich und gehen nicht herunter. Diese einladende Trauer hat etwas gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns."

Nachdem er noch einige Tage in stiller Trauer dem Andenken der Unglücklichen gewidmet hatte, sah er sich wieder „zu theatralischem Leichtsinn gezwungen"; es waren die Proben des Triumphs der Empfindsamkeit, welche ihn jetzt vor dem nahe bevorstehenden Geburtstage der Herzogin dringend in Anspruch nahmen. Das Stück mußte, nach jenem traurigen Vorfalle, etwas Peinliches für ihn haben. Eben jene Werther'sche Gefühlsschwärmerei, welcher hier ein Opfer gefallen war, wurde in dem Drama in hart realistischer Gesinnung durch Parodie verhöhnt. Mußte auch der Unglücksfall den Widerwillen gegen die Werther'sche Selbstquälerei, dessen Ausfluß das neue Drama war, noch bestärken, so ließ doch die Darstellung desselben schwerlich in ihm einen reinen ergötzlichen Eindruck aufkommen, da zu frische Wunden dadurch schmerzlich berührt wurden.

A. W. Schlegel nennt den Triumph der Empfindsamkeit*) eine höchst genialische Verspottung der eigenen Nachahmer

*) Der ursprüngliche Titel des Stückes hieß „Die Empfindsamen". Es wich in seiner ersten Gestalt vielfach von der gegenwärtigen ab. „Einmal

Goethe's, die sich zur komischen Willkür und phantastischen Symbolik des Aristophanes hinneige; aber der Dichter erscheine als „ein züchtiger Aristophanes in seiner Gesellschaft und am Hofe." Man muß hinzusetzen, daß der Spott nicht weniger seinem eigenen Werther und dessen Vorgängern, so wie der ganzen sentimentalen Zeitstimmung gilt, welche jene Schriften hervorrief und in ihnen Nahrung fand. Unstatthaft ist die Ansicht der Frau von Staël von diesem Drama, die in Goethe einen Zauberer sah, dem es Vergnügen mache, seine eigenen Gaukeleien zu zerstören, einen mystificirenden Dichter, der irgend einmal ein System festsetze, und nachdem er es geltend gemacht, auf einmal wieder grillenhaft aufgebe, um die Bewunderung des Publicums irre zu führen und die Gefälligkeit desselben auf die Probe zu stellen. Sehr richtig wurde dagegen von einem Kritiker im Globe bemerkt, solche Eulenspiegeleien seien nicht dem Genie zuzutrauen, der Dichter habe auch diese Production tief aus seinem Innern geschöpft, auch sie bezeichne eine seiner verschiedenen Entwicklungsepochen. Fragt man aber, wie Goethe zu dieser Reaction gegen jene leidenschaftliche, sentimentale Selbstquälerei gekommen sei, so erinnern wir an den lebhaften „brieflichen und persönlichen Zudrang", den er von Plessing und seinen zahlreichen Gesinnungsverwandten zu erdulden hatte. Wie oft mochte er da Gelegenheit gehabt haben, zu erfahren, daß einer scheinbar edeln Aufregung der Gemüther nur ein schales, hohles, selbstgefälliges Spiel mit Empfindungen und Einbildungen zu Grunde lag, weßhalb auch bei ihnen, wie bei Plessing, keine ernst gemeinte Cur verfangen wollte. Vielleicht trug aber auch der innige Umgang mit dem Herzoge dazu bei, in Goethe diese Crisis zu beschleunigen. Denn, wie aus Andeutungen der Frau von Wolzogen in Schiller's Leben hervorgeht, war, bei allem Adel der Gesinnung, in des Herzogs Charakter eine gewisse realistische Tendenz vorwaltend.

---

war es kürzer, einfacher, man könnte sagen, ländlicher, idyllischer; dagegen wieder sarkastischer, durch eine humoristische Schilderung des bis auf den letzten Diener geldsüchtigen Personals am Tempel des Orakels." (Riemer, II, 626.) Seckendorf lieferte die Musik zu den Gesängen und den Ballets, deren acht darin vorkamen. Vergl. Weimars Album, S. 70.

Das Drama, oder „die dramatische Grille", wie Goethe selbst das Stück bezeichnet, soll uns veranschaulichen, daß die Gefühle der Empfindsamen in der Regel nur einem aus der Lectüre sentimentaler Romane geschöpften Hirngespinnste gelten. So liebt der Prinz Oronaro, der, wie Werther für eines Andern Braut, so für eines Andern Gattin schwärmt, eigentlich nicht diese letztere, sondern eine ihr täuschend ähnliche Puppe, deren Kern und Geweide aus Büchern, wie der Siegwart, die neue Heloise und Werther's Leiden, besteht. Die Frauen, welche von den täuschenden Huldigungen solcher Phantasten angesteckt sind, werden am leichtesten geheilt, wenn man ihnen die Ueberzeugung beibringt, daß nicht sie selbst, sondern jenes Unding der Phantasie der wahre Gegenstand der Schwärmerei ihrer Anbeter ist. Mit der Werther'schen Liebesüberschwänglichkeit hing ein gemachter, krankhafter Enthusiasmus für die schöne Natur zusammen. Es war wieder nicht die wirkliche Natur in ihrer oft unbequemen Größe und Schönheit, sondern ein schwächliches Phantasiegebilde, wofür man begeistert war. Auch diese Krankheit wird in dem Stücke verspottet. Der Prinz hat nicht bloß die Zimmer seines Schlosses in Lauben, die Säle in Wälder, die Cabinette in Grotten verwandelt und seinen Hofstaat durch einen Directeur de la nature vermehrt, sondern er führt auch auf seinen Zügen überall eine Reisenatur, sprudelnde Quellen, Vogelgesang, Mondschein in Kisten und Kasten eingepackt mit sich herum. Nebenbei erhalten die empfindsamen Schauspieler einen Hieb, die immer den Leib vorwärts gebogen haben und die Kniee geknickt, als fehlte ihnen das Mark in den Knochen, eine Hand an der Stirne und eine am Herzen, als wenn's zu Stücken springen wollte. An einer andern Stelle werden die damals beliebten Monodramen mitgenommen und die Wirkung der erst vor einem Jahre gedichteten Proserpina durch „freventliche" Einschaltung in unser Drama vernichtet. Und so liegen noch manche besondere und selbst persönliche Bezüge in dem Stücke, die uns jetzt zum Theil unverständlich geworden sind.

Zur Verlegung der Handlung in die höchsten Gesellschaftskreise mochte den Dichter schon der große Aufwand an äußeren Mitteln bestimmen, welchen die Ausführung seiner Idee verlangte. Die kostspieligen Zurüstungen zu der Reisenatur ließen sich füglich nur von

iem Prinzen bestreiten. Die Decorationen aber, Tanz und Musik,
zu die Handlung Anlaß gab, kamen dem Stücke als einem Fest=
ele gut zu Statten. Im Zeitcostüm ist Mancherlei phantastisch
knüpft und durch einander geworfen. Deuten die Orakel und
iester auf Altgriechenland und Heidenthum, so erinnern wieder
zelne Personennamen, wie Oronaro und Merculo, die Reise in's
id auf vier Wochen (Act II, Sc. 1) u. A. an neuere Zeit und
tte. Der Orakelspruch ist glücklich als ein Faden zu festerem Zu=
nmenhalt des Ganzen benutzt; solche phantastische Handlungen,
rin so muthwillig mit den Dingen umgesprungen wird, verlieren
ist gleich Geschlossenheit und stetigen Gang. Aber auch so ist das
s der Handlung fließende Interesse nicht sehr spannend; sie steht
ar stellenweise ganz still. Die Anzahl der Personen hätte zur
sführung der Hauptidee nicht so bedeutend zu sein brauchen; sie
r aber für die Nebenzwecke des Dichters, so wie zur Erhöhung
Lebendigkeit der Vorstellung, als einer Geburtstagsfestlichkeit,
orderlich; und dann war auch wohl die Rücksicht auf diese und
e Persönlichkeit des Weimarischen Hofkreises mit im Spiele,
lche der Dichter an der Aufführung gerne Theil nehmen ließ. Die
rache ist fein, geistreich, gewandt und vornehm, wie Goethe sie
r bei Hofe hatte lernen können; sie bildet einen großen Abstich
gen den Ausdruck der komischen Stücke aus der vorhergehenden
ankfurter Zeit, wo er mit übermüthigem Behagen gegen die glatte
rache seiner Leipziger Schulmeisterinnen reagirt hatte. Auf Form
d Ton des Ganzen hat ohne Zweifel das Studium des Aristopha=
s eingewirkt, mit dem wir auch Goethe in jener Zeit, laut seines
gebuchs, beschäftigt finden*).

Auf das bunte, bewegte Treiben dieses Festtages, an dem er
bst im Schauspiel als Andrason auftrat, folgte ein größtentheils
ruhigem und stillem Lebensgenuß hinfließendes Vierteljahr. In

*) S. Riemer, Mittheilungen II, 58. Uebrigens ist der Triumph der
npfindsamkeit, wie Rosenkranz (Goethe und seine Werke) treffend erinnert,
die romantische Schule sehr wichtig geworden. Tieck's Zerbino u. A. hat
r seine Quelle; selbst das Spielen mit der Bühne und dem Publicum, das
onisiren des Theaters durch das Theater, ein Lieblingszug der romantischen
amatik, läßt sich auf unser Stück zurückführen.

den nächsten Wochen des Februars war Goethe viel auf der Eisbahn *), „in immer gleicher, fast zu reiner Stimmung, gewann schöne Aufklärung über sich selbst und den Herzog; Stille und Vorahnung künftiger Weisheit, immerwährende Freude an Wirthschaft, Ersparniß, Auskommen; bestimmteres Gefühl von Einschränkung und dadurch der wahren Ausbreitung; fortdauernde reine Entfremdung von den Menschen; Bestimmtheit im Leben und Handeln" **). Dazwischen hatte er „viel fröhliche, bunte Imagination," so daß er Lila in Gedanken umschuf und am 15. Abends den ersten Act neu dictirte. In dem Stillleben der nächsten Wochen wechselten mitunter Theaterproben (von Erwin und Elmire, dem Médecin malgré lui u. a. Stücken) und Besuche bei Freunden, mit Beschäftigungen im Garten und Ballspiel, welches er zuweilen mit Kindern auf seiner Wiese trieb. An Merck schrieb er am 18. März, daß er neuerdings über allerlei Kunst überhaupt schöne Aufschlüsse erhalten, die er in allerlei Werklein möchte sehen lassen; auch mache er Manches in der Dumpfheit, das wohl oft das Beste sei. Der 2. April brachte ein so schönes Frühlingswetter, als man seit fünfundzwanzig Jahren in Weimar nicht erlebt hatte. Wieland schrieb am 12. April an Merck, es sei ihm seit zehn Tagen, als ob er mit sammt seinem Garten durch Feerei mitten in Jemen oder in eine der glückseligen Inseln versetzt sei; er schlendere von Morgen in die Nacht in seinem Garten herum, sehe der allgemeinen Entwickelung aller Keime, Knospen, Eierchen und Puppen zu, und mache in dieser Art von vegetabilem Leben weder Prosa noch Verse. Gleich ihm ergab sich Goethe einem dolce far niente, ließ jedoch mittlerweile die Felsen- und Uferarbeiten im Park fleißig fortsetzen. Wieland bezeichnet in einem

*) Der Kammermusicus Kranz schreibt darüber an Goethe's Mutter den 16. Febr. 1778: „Neues wüßte ich Ihnen nichts zu schreiben, als daß der Geh. Leg.-Rath dann und wann mit den Herrschaften Abends Schlittschuhe läuft, und zwar en masque. Die Herzoginnen, gnädigen Frauen und Fräuleins lassen sich im Schlitten schieben. Der Teich, welcher nicht klein ist, wird rundum mit Fackeln, Lampen und Pechpfannen erleuchtet. Das Schauspiel wird auf der einen Seite mit Hautboisten- und Janitscharenmusik, auf der andern mit Feuerrädern, Raketen, Kanonen und Mörsern vervielfältigt. Es dauert oft zwei bis drei Stunden."

**) Riemer Mittheilungen, II, 57.

spätern Briefe „diese neuen Poëmata, die der Herzog nach Goethe's Invention und Zeichnung dort am Wasser angelegt," als eine wunderbar künstliche, anmuthig wilde, einsiedlerische und doch nicht abgeschiedene Art von Felsen- und Grottenwerk, wo Goethe, der Herzog und Wedel oft selbdrei zu Mittag speisten, oder in Gesellschaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend zubrächten." Zugleich aber war Goethe in tausend Gedanken an Weimars Schicksal und Verhältnisse; denn der eindringende Erbfolgekrieg drohte, wie er an Merck schrieb, „den Weimarischen Kahn zwischen den Orlogschiffen zu quetschen," und in dem jungen Fürsten war ein Kriegsgefühl erwacht, welches Goethe'n sehr beunruhigte. Da kam zu rechter Zeit ein Brief des Fürsten von Dessau an, in Folge dessen der Herzog vorerst auf die Auerhahnbalz nach Ilmenau ging. Goethe folgte ihm dorthin und verbrachte ein paar Tage unter lustigen, originellen Thorheiten. Am grünen Donnerstage, den 16. April, war er wieder in Weimar zurück und gab sein gewohntes Kinderfest, das sogenannte Haseneiersuchen, das er sonst in seinem oder im Welschen Garten, dießmal aber, des unterdeß wieder schlecht gewordenen Wetters wegen, im Komödienhause veranstaltete. In die nächsten Tage (auf den 21. April) fällt noch ein Ausflug nach Erfurt, worauf er, mit dem Statthalter und dessen Bruder zurückgekehrt, einige Zeit hindurch „still und rein mit den Seinigen" verlebte*).

Ueber Goethe's eingezogenes Leben war wieder Niemand unzufriedener als Wieland. „Goethe'n bekomme ich gar nicht mehr zu sehen," schrieb er am 12. April an Merck, „denn er kommt weder an Concerttagen nach Hof, noch zu mir; und zu ihm zu kommen, wiewohl unsere Domänen eben nicht weit von einander liegen, ist auch keine Möglichkeit, seitdem er beinahe alle Zugänge barricadirt hat. Denn alle näheren Wege zu seinem Garten gehen über die Ilm und theils durch eine ehemals öffentliche Promenade, der Stern genannt, theils über eine herrschaftliche Wiese. Nun hat er zwar, pour faciliter la communication, im vorigen Jahre drei bis vier Brücken über die Ilm machen lassen; aber, Gott weiß warum, sie sind mit Thüren versehen, die ich, so oft ich noch zu ihm gehen

*) Riemer, Mittheilungen II, 59.

wolle, verschlossen angetroffen habe. Da man nun nicht anders zu ihm bringen kann, als mit einem Zuge Artillerie, oder wenigstens mit ein paar Zimmerleuten, die einem die Zugänge mit Aexten öffnen, so ist ein gemeiner Mann, wie unser einer, gezwungen, das Abenteuer gar aufzugeben und auf seinem Eigenen zu bleiben."

Aber aus dieser Zurückgezogenheit sollte Goethe bald wieder in das Geräusch der Welt herausgezogen werden. Er machte sich am 10. Mai nach Leipzig auf, um seinen Freund und Lehrer Oeser zu besuchen. Der Herzog reiste ihm nach und that ihm den Vorschlag, sein Begleiter auf einer weitern Reise nach Dessau und Berlin zu sein. Rasch entschlossen, begab Goethe sich am 13. mit dem fürstlichen Freunde auf den Weg nach Wörlitz. Der prächtige Park wurde, nach Riemer, im Regen besehen, so daß es ihm nur „wie das Vorüberschweben eines leisen Traumbildes war." Damit stimmt freilich nur theilweise, was er am 14. Mai aus Wörlitz an Frau von Stein schrieb: „Hier ist's jetzt unendlich schön. Mich hat's gestern Abend, wie wir durch die Seen, Kanäle und Wäldchen schlichen, sehr gerührt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der Elysischen Felder. In der sachtesten Mannigfaltigkeit fließt Eins in das Andere; keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen auf einen einzigen Punkt; man streicht herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hinkommt. Das Buschwerk ist in seiner schönsten Jugend, und das Ganze hat die reinste Lieblichkeit."

In Dessau traf er seinen alten Freund Behrisch, den man dorthin als Erzieher des Erbprinzen berufen hatte*). „Hab' ich es Dir nicht gesagt," rief er Goethe'n gleich entgegen, „war es nicht gescheit, daß Du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß Du gewartet hast, bis Du etwas ganz Gutes machtest? Freilich, schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammen geblieben, so hättest Du

*) Vergl. Bd. I, S. 166, wo durch ein Versehen das Jahr 1776 statt 1778 angegeben ist.

ie andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie Dir auch
eben, und es wäre eben so gut gewesen." Und so fand Goethe
all seinem Geschwätz ganz als den Alten wieder. Er war bei
sehr wohl gelitten, und Goethe sah ihn immer an der fürst-
Tafel*). Beim Aufbruch am 14. Mai gab Behrisch ihm das
.
Am 15. Mai Abends gelangten die Reisenden über Potsdam
Berlin. Von hier berichtete er den 17. Abends, nach einem
beim Prinzen Heinrich, an Frau von Stein: „Durch die
und durch mancherlei Menschen Gewerb und Wesen hab' ich
durchgetrieben. Von den Gegenständen selbst mündlich mehr.
muth und Reinheit erhalten mir die Götter auf's Schönste;
dagegen welkt die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit, der
enden Liebe täglich mehr ... Es ist ein schön Gefühl, an der
: des Kriegs zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzusprudeln
Und die Pracht der Königsstadt, und Leben und Ordnung
eberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Men-
bereit für sie geopfert zu werden! Menschen, Pferde, Wagen,
tz, Zurüstungen, es wimmelt von Allem! ... Wenn ich nur
zählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem
Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verbor-
Räder, besonders auf die große alte Walze, FR gezeichnet,
usend Stiften, schließen, die diese Melodien eine nach der an-
hervorbringt." Er besuchte die gute Karschin, die ihn
ste", und Chodowiecky, hörte Spalding predigen, sah
orzellanfabrik, das Opernhaus, die katholische Kirche, das Ar-
den Thiergarten, und wohnte einem Manöver bei. Seine
nderung des großen Königs blieb, aber seine Umgebung fand
n Tag unerträglicher. „Wenn ich nur könnte bei meiner Rück-
Ihnen Alles erzählen," schrieb er den 19. an Frau von Stein,
ich nur dürfte! Aber ach, die eisernen Reifen, mit denen mein
eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich gar
mehr durchrinnen wird ... So viel kann ich sagen, je größer
elt wird, desto garstiger die Farce; und ich schwöre, keine Zote

Eckermann, II, 78.

und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Geradheit erhalten wollen bis an's Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Theil des Weges lausig hinkriechen zu lassen."

Auf der Rückkehr über Potsdam, wo er Abends den 20. Mai ankam, wurde dort Sanssouci zum zweiten Male, ferner die Bildergallerie, der Garten, das Sternhaus, das alte Schloß, die Garnisonkirche und die Gewehrfabrik besichtigt. Dann ging die Reise am 23. weiter nach Wörlitz, wo Goethe diesmal, bei besserm Wetter, Einiges zeichnete. In Dessau sprach er auch bei Basedow zu, und am 27. wohnte er abermals einem Manöver in Aken bei. Er schrieb darüber später (den 15. August) an Merck: „Ein großer Theil von Prinz Heinrich's Armee, den wir passirt sind, Manövers und die Gestalten der Generale, die ich halbdutzendweis bei Tisch gegenüber gehabt, machen mich auch bei dem jetzigen Kriege gegenwärtiger. — Mit Menschen (heißt es weiter) habe ich sonst gar nichts zu verkehren gehabt, und hab' in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht können drucken lassen; dafür ich gelegentlich als stolz u. s. w. ausgeschrieen bin." Ueber Berlin sagt er: „Wir waren wenige Tage da, und ich guckte nur drein, wie das Kind in den Schön=Raritäten=Kasten. Aber Du weißt, wie ich im Anschauen lebe; es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da ich hab' sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien, und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören."

Wie hoch man damals Goethe's Einwirkung auf den Herzog anschlug, das zeigen die Worte, womit Wieland die Rückkehr der Reisenden am 1. Juni an Merck berichtet: „So eben höre ich, daß der Herzog und Goethe wieder angekommen sind. Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernst, zu Leipzig, Dessau, Berlin ist alle Welt von unserm Herzog eingenommen. Das hat der Bruder Wolf hübsch gemacht." Und in einem Briefe vom 3. Juni heißt es: „Des Herzogs Anschauen war *mir* eine rechte Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und

› edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen
:ines Wesens. Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn
Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott
nd der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoriten-
chaft haben wird."

Die Reise nach Berlin war fast in jedem Betracht ein Gegen-
ück zu der vorigjährigen Harzreise. Hatte er sich damals, allein und
nerkannt, in die Einsamkeit der winterlichen Gebirgswelt, in unter-
rdische Gänge, in den Verkehr mit einfachen, schlichten Menschen
;eflüchtet, so war er jetzt, als Begleiter und Freund seines Fürsten,
n den Lärm der Welt und der Kriegsrüstungen, in das Getümmel
iner Königsstadt, in die Pracht königlicher und fürstlicher Paläste
ind Gärten, in die höchsten Kreise der Gesellschaft geführt worden.
Damals hatte er erhöhte Anhänglichkeit zu den niedern Volksklassen,
›iesmal gesteigerte Verachtung gegen das Treiben in den höhern
Schichten mitgebracht. Aber in Einem stimmten doch die Nachwir-
kungen beider Ausflüge überein: er fühlte sich nach ihnen doppelt
glücklich in seinem „stillen Thale" und gab sich mit neuem Eifer der
Ausschmückung desselben hin.

Den Parkanlagen widmete er im Laufe des Juni um so mehr
Zeit und Sorgfalt, als er im Stillen den Plan hegte, den 9. Juli,
den Namenstag der regierenden Herzogin, durch eine
besondere Festlichkeit auszuzeichnen. In seiner eigenen Darstellung
dieses Festes (mit dem irrigen Datum d. 25. August) erörtert er,
wie mit der Rückkehr von dem verrotteten conventionellen Wesen zu
frischer Natürlichkeit, wodurch sich die Poesie jener Zeit charakterisirte,
auch die Neigung zum Leben und Genießen in freier Luft zusammen-
hing. Aus dieser entwickelte sich, durch den Anblick des Wörlitzer
Parkes neubelebt, der leidenschaftliche Wunsch, eine Gegend durch
Anlagen zu verschönern. In der Nähe von Weimar entsprach damals
nur der sogenannte Stern, ein mit Bäumen und Büschen wohl
ausgestatteter Raum, jenem Zeitbedürfniß. Es fanden sich dort ur-
alte geradlinige Gänge, Alleen, von hohen, stämmigen Bäumen ge-
bildet, breite Plätze zu Versammlung und Unterhaltung. Goethe
war, vielleicht eben so sehr um sich in Allem zu versuchen, als um
den Herrschaften einen stets neuen Genuß zu bereiten, auf möglichst

große Abwechselung in der poetischen Verherrlichung der Hoffe
bedacht; und so war er denn, wie er in der Proserpina ein neu
dramatisches Genre vorgeführt hatte, jetzt auf den Einfall g
rathen, durch die heitere, trockene Witterung begünstigt, ein F
zu bereiten, welches an die älteren italienischen Favole bosche
reccie (Wald- und Buschspiele) geistreich erinnern sollte. Manc
Anstalten dazu waren schon im Stillen getroffen, das Dram
tische schon ausgedacht; es sollte nicht an Nymphen, Faune
Jägern, Schäfern und Schäferinnen fehlen; glückliche, wie ve
schmähte Liebe, Eifersüchtelei und Versöhnung war nicht vergesse
Da trat zum Unglück, nach gewaltsamem Ungewitter, eine Fluth e
und setzte Wiesen und Stern unter Wasser. Und so mußte, weil al
Vorbereitungen genau diesem Local angepaßt waren, auf etwa
Anderes gesonnen werden.

Eine abgelegene, fast nie betretene Höhe am Ilmufer, zu de
die Ueberschwemmung nicht hinanstieg, wurde zu einer unerwartete
Festlichkeit ausersehen. Es erhob sich dort eine Gruppe alter Esche
die zufälliger Weise ein schönes Oval bildeten. Man ebnete darunt
einen anständigen Platz und baute gleich davor, in dem schon damal
sich verbreitenden Mönchssinne, eine sogenannte Einsiedelei, ei
Zimmerchen von mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh übe
deckte und mit Moos bekleidete. Goethe hatte dieses alles in d
Tagen und Nächten zu Stande bringen lassen, ohne daß man
Hofe oder in der Stadt etwas davon vermuthete. An dem Fest
kleidete sich nun eine Gesellschaft geistreicher Freunde in weiße, r
liche Kutten, Kappen und Ueberwürfe und bereitete sich zum Empf
Der Hof war zur gesetzlichen Tagesstunde eingeladen worden
Mönche gingen den Herrschaften bis auf einen weitern Felser
entgegen, wo man sich anständig ausbreiten konnte; und hier
nun ein von Seckendorf gedichtetes Dramolet gesprochen, r
uns Goethe in seinen „biographischen Einzelnheiten" *) auf
hat. Es beginnt mit der Rede des Paters Orator:

> Memento mori! die Damen und Herrn
> Gedachten wohl nicht uns zu finden am Stern,

*) Goethe's W., Bd. 27, S. 483 ff.

Es sei denn, sie hätten im Voraus vernommen,
Daß, eben am Tag, wie das Wasser gekommen,
Auch wir mit dem Kloster hieher sind geschwommn.
Zwar ist die Capelle, der schöne Altar,
Die Heiligenbilder, die Orgel sogar
Erbärmlich beschädigt, fast Alles zerschlagen;
Doch Keller und Küche, zwar ein wenig verschlemmt,
Hat auch sich, Gottlob! mit uns feste gestemmt.

oethe steckte ohne Zweifel in der Gesellschaft unter der Maske
ters Decorator, von dem der P. Florian sagt:

Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geschlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verschaffen;
Denn wenn der was angreift, so hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack die Breit' und die Länge.
Sogar auch den Ort, den sonst Niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Rosen verziert.

folgten, auf die einladenden Verbeugungen des Pater Guar-
ie Herrschaften mit dem Hofe in die Einsiedelei, wo um eine
auf einem reinlichen, aber groben Tischtuche um eine Bier-
le eine Anzahl irdener tiefer Teller und Blechlöffel zu sehen
Bei der Enge des Raumes und den kümmerlichen Anstalten
es Manchem unter den Hofleuten schlecht zu Muthe werden;
lich konnte die Oberhofmeisterin, Gräfin Gianini, ihr Miß-
i nicht verbergen; da begann wieder:

P. Guardian.

Herr Decorator, der Platz ist sehr enge,
Und unsere Clausur ist eben nicht strenge;
Ich dächte, wir führten die Damen in's Grüne.

P. Decorator.

Ja, wenn die Sonne so warm nur nicht schiene.

P. Guardian.

Es wird ja wohl Schatten zu finden sein.

P. Küchenmeister.

Ich meines Orts esse viel lieber im Frei'n!

P. Guardian (zum P. Decorator).
Es fehlt ihm ja sonst nicht an guten Ideen.

P. Decorator.
Nun, wenn Sie's befehlen, so wollen wir seh'n.
(Geht ab.)

P. Guardian.
Es ist ein gar fürtrefflicher Mann.

P. Küchenmeister.
Ich zweifle, daß er uns dießmal helfen kann;
Die Plätze sind alle mit Wasser verschlemmt
Und noch nicht peignirt —

P. Orator.
Sag' Er doch gekämmt!
Daß Er doch sein Frankreich, wo die Küch' Er studirt,
Noch immer und ewig im Munde führt!

P. Decorator (kommt wieder).
Ew. Hochwürden, der Platz ist erseh'n;
Wenn's Ihnen gefällig ist, wollen wir geh'n.

In diesem Augenblick eröffnete sich die hintere Thüre und
sah eine gegen den Vordergrund lebhaft abstechende prächtig-hei
Scene. Unter der schattigen Wölbung des Eschenrundes stand
wohlbesetzte fürstliche Tafel, an der man sich, unter den Tönen e
vollständigen symphonischen Musik, nach herkömmlicher Weise nie
ließ. Den Mönchen ward die angebotene Aufwartung verwehrt,
die Herrschaften luden sie zu den sonst gewohnten Plätzen bei T
ein. Das Wetter erzeigte sich vollkommen günstig, das umgeb
Grün voll und reich. Ein über Felsen herabstürzender, malerisch
gebrachter Wasserfall, welcher durch einen kräftigen Zubringer u
lässig unterhalten wurde, gab dem Ganzen einen romantischen
strich. Das Lokal war künstlerisch abgeschlossen, alles Gemeine da
beseitigt; man fühlte sich so nah und fern vom Hause, daß es
einem Mährchen glich. Dieses Fest, das wir Goethe'n selbst
einigen Abkürzungen nacherzählt haben, bildete in der Geschichte
Weimarischen Parkanlagen eine Epoche, indem die sämmtli

Wege an dem Abhange nach Ober-Weimar zu von diesem dem Her- oge lieb gewordenen Orte ihren Fortgang gewannen.

Es war unvermeidlich, daß Goethe über seinen Parkanlagen, der Bauten vom Fürstenhause und Amtsgeschäften manche nähere nd entferntere Freunde auf einige Zeit vernachläßigte. So wieder- olt sich denn auch in damaligen Briefen Wieland's die Klage, daß r äußerst verschlossen und inaccessible sei. In einem Briefe vom 5. luguft an Merck, der kurz vorher die Herzogin Amalie auf einer Rheinreise begleitet hatte, gestand Goethe selbst: „Es hält jetzt hwer, daß ich aus mir herausgehe; an dem ruhigen Abend sollst Du doch ein paar Worte haben ... In meinem Thal wird's immer höner, d. h. es wird mir immer näher und Anderen und mir genieß- arer, da ich die vernachläßigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe olstere und putze, und jederzeit mit großer Sorgfalt die Fugen der unst der lieben, immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken bergebe. Das herzige Spielwerk ist ein Kahn, auf dem ich oft über ache Gegenden meines Zustandes wegschwimme. Im Innersten aber eht Alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle lehnlichkeit mit dem Wasser *); es zieht Jeden an, und doch ver- agt dem, der auch nur bis an die Brust hineinspringt, im Anfange er Athem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm immel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt nur as Gefühl, daß einen das Element trägt, und daß man doch nicht nterfinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, nun so ndet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen. nd man lernt mit wenig Bewegung viel thun. Bäume pflanze ich tzt, wie die Kinder Israels Steine legten zum Zeugniß."

Unterdessen war die Herzogin Mutter von ihrer Reise zurückge- hrt und wurde von Goethe, der ihr die inzwischen entstandenen arkanlagen zu zeigen wünschte, nebst Wieland, Einsiedel, der Frau on Stein und dem Fräulein von Göchhausen auf den Abend des

*) Man erinnere sich, daß er jetzt eben das Schwimmen eifrig trieb. S. oben S. 281 Anm.) Goethe's lebensfrische Schreibart charakterisirt sich ch dadurch, daß er gern seine Bilder und Gleichnisse von den Dingen her- hm, die ihn augenblicklich lebhaft beschäftigten.

22. August in seinen Garten eingeladen. Sie speis'ten zusamm
einer anmuthigen kleinen Einsiedelei und gedachten in ihren
sprächen Merck's, dessen Werth die Herzogin auf ihrer Reise
schätzen lernen, und der Frau Aja, bei welcher die Fürstin in F
furt einen Besuch abgestattet hatte. Auf Beider Gesundheit
eine Flasche Johannisberg 60er ausgeleert; und als nun die G
schaft aufgestanden war und sich die Thür öffnete, — siehe, da
sich durch geheime Veranstaltung des Archi-Magus Goethe, wi
Wieland nennt, ein Anblick dar, der mehr einer verwirklichten
tervision, als einer Naturscene glich: Das ganze Ufer der Ilr
Rembrand's Geschmack beleuchtet, ein wunderbares Zauberge
von Hell und Dunkel, das in seiner Gesammtheit eine unbeschr
liche Wirkung machte. Die Herzogin und Alle waren davor
zückt. Indem sie nun die kleine Treppe der Einsiedelei hinabst
und zwischen den Felsstücken und dem Buschwerk längs der
gegen die Brücke hingingen, welche diesen Platz mit einer Ecl
Sterns verband, zerfiel die ganze Vision nach und nach in
Menge Rembrandischer Nachtstücke, welche durch die dazwischen he
wandelnden Personen ein wunderbares Leben bekamen. In d
überraschenden Schauspiel lag zugleich eine feine Schmeichelei fi
Herzogin. Denn Tags zuvor hatte die Gesellschaft einen Disput
Rembrand gehabt, wobei die Herzogin mit großem Eifer diesen
ling Merck's gegen die Angriffe von Wieland und Einsiedel
theidigte.

Es läßt sich denken, wie lieb Goethe der Herzogin M
durch solche vergeistigte, mit Poesie gewürzte Naturgenüsse w
mußte; denn Niemand fühlte ein lebhafteres Bedürfniß, als sie
alltägliche Wirklichkeit durch heitere Dichtung und Kunst zu ver
nern. So gehörte auch zu ihren größten Ergötzungen das Tief
Erntefest, welches mit einem Aufzuge zierlich gekleideter Schn
Winzer und Fischer und ihrer Mädchen, mit Tanz und Festm
mit Decoration und Illumination des Parkes, unter rausche
Beifall des bäuerlichen Publicums, begangen wurde *). Bis w

*) S. Peucer in Weimars Album, S. 63.

d, wie Falk erzählt *), noch ganz spät eine Waldpartie auf den
sten Morgen beschlossen. War es in der Nähe, so genügten zum
gen des Mundvorrathes ein Paar Küchenesel; sonst mußte ein
zen gerüstet werden. „In der herrschaftlichen Küche ging es nun
in Kochen, ein Sieden, ein Braten, ein Halsabschneiden von
aunen, Truthähnen, Tauben und anderm Geflügel. Die Ilm-
e mußten noch spät ihre Fische, der Wald seine Rebhühner, der
er seine ausgelegensten Weine liefern. Eine Gesellschaft von Her-
und Damen, oft fröhlich unter einander gemischt, machte sich so-
ı gleich am frühen Morgen auf den Weg. Die Bäume in der
en Einsamkeit, die sonst nur gleichgiltige Geier an sich vorüber-
n sahen, oder dem gaffenden Wilde noch an der Hütte des Koh-
renners eine Freistätte gewährten, wunderten sich über den fröh-
n, singenden Zug."

Da aber theatralische Darstellungen zu Amalia's Lieblings-
ssen gehörten, so ward beschlossen, auch in diesem Jahre ihren
urtstag, der in die letzte Hälfte des Octobers fiel, durch eine
nders reiche und lustige dramatische Vorstellung auf dem Etters-
er Theater zu feiern. Als Hauptstück ward dazu der von Ein-
l übersetzte Médecin malgré lui und zum Nachspiel Goethe's
marktfest zu Plundersweilern ausersehen. Ungemein war die
egung in Weimar, denn der halbe Hof und ein guter Theil der
dt sollte mitspielen. Drei Wochen vorher war, wie Fräulein von
hausen später an Goethe's Mutter berichtete, „des Malens, des
iens und Hämmerns kein Ende, und die Fürstin, Dr. Wolf
thе), Kraus u. s. w. purzelten immer über einander, ob der
n Arbeit und Fleißes." Kraus, als Decorateur, und der Con-
ıeister Kranz hielten sich fast beständig in Ettersburg auf;
the kam wiederholt hin, um das Werk in Gang zu erhalten, die
ogin aber lebte und webte darin, wie Wieland an Merck schrieb,
ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften."
malte mit Goethe und Kraus gemeinschaftlich das Gemälde
Bänkelsänger. So kam der 20. October heran, und es traten
m Médecin malgré lui unter Andern der Herzog als Valère,

*) Goethe aus persönlichem Umgange dargestellt, S. 132.

Goethe als Lucas in Bauerntracht, Corona Schröter als Lucinde, Einsiedel als Sganarell auf. Thusnelde rühmt in ihrem Bericht an Frau Aja besonders Einsiedel's und Goethe's Spiel und fährt dann fort: „Zum Nachspiel erschien nun das gepriesene Jahrmarktsfest. Der Doctor sagte, er hätt's Ihnen schon geschickt. Das Bänkelsängergemälde, weil es von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird, und Sie als eine Kunstkennerin und Liebhaberin von dergleichen Dingen berühmt sind, wird Ihnen in einer Copie, in's Kleine gebracht, nebst der Romanze auch zugeschickt. Dr. Wolf spielte alle seine Rollen über alle Maßen trefflich und gut, hatte auch Sorge getragen, sich mächtiglich, besonders als Marktschreier, heraus zu putzen. O hätten Sie unsere Wünsche nur auf ein paar Stunden zu uns zaubern können! Nach der Komödie wurde ein großes Bankett gegeben, nach welchem sich die hohen Herrschaften sämmtlich, außer unserer Herzogin, empfahlen; uns Komödianten-Pack aber wurde noch ein mächtiger Ball bereitet, der bis an den hellen Morgen dauerte, und Alles war lustig und guter Dinge. Um auch etwas von mir zu sagen, so kann ich nicht umhin, mit aller Bescheidenheit zu melden, daß ich die edle Gouvernante im Puppenspiel überaus zierlich vorgetragen habe."

Wie der Triumph der Empfindsamkeit, so wurde auch das Jahrmarktsfest nicht genau in der Form, die uns jetzt vorliegt, dargestellt. „Im nachherigen Drucke," sagt Riemer, „wurde Manches weggelassen, was damals der Augenblick theils forderte, theils ertrug." So wie wir jetzt das Stück in Goethe's Werken finden, hat es wahrscheinlich mehr seine ursprüngliche Gestalt. Für diese Vorstellung in Ettersburg hatte er noch allerlei persönliche, örtliche und temporelle Anspielungen hineinverwebt, wie er denn überhaupt bei Aufführung seiner Dramen sich nicht strenge an das einmal Dastehende band, sondern Vieles veränderte, einschob und hinauswarf. So pflegte er auch, wie wir wissen, in den Rollen, die er selbst in seinen Stücken spielte, den Eingebungen des augenblicklichen Humors gemäß zu improvisiren.

Mittlerweile rückte das Jahr 1778 seinem Ende zu, ohne daß es Goethe'n eine bedeutende Ausbeute neuer Dichtungen gebracht

An kleineren Poesieen gehören hieher, außer dem ver-
in diesem Jahre entstandenen Gedichte „Dem Herzog
[ugust“ noch einige Verse aus einem Briefe an Auguste
z vom 27. März:

> Ich war ein Knabe warm und gut,
> Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
> Versprach einst einen Mann.
> Gelitten hab' ich und geliebt,
> Und liege nieder ohnbetrübt,
> Da ich nicht weiter kann.

em oder spätestens dem nachfolgenden Jahre entstand auch
icht „Physiognomische Reisen“, durch ein gleichnami-
'78 erschienenes Werk von Musäus hervorgerufen. Goethe
n Herzog und Andere aus seiner Umgebung in sein In-
m Silhouettiren und Portraitiren im Dienst der Physiogno-
:ingezogen. Da erhob sich nun auf einmal in seiner Nähe
test gegen dieses Treiben, indem Musäus in seinen Reisen
hysiognomischen Don Quixote vorführte, der nach manchen
und Erfahrungen endlich von seiner Krankheit geheilt wird.
traf ein Angriff Lichtenberg's auf die Physiognomik (im
er Taschenkalender 1778) zusammen. Der Dichter sucht
Physiognomisten, zumal die in seiner Umgebung, durch ein
orte zu beruhigen. Seine Erklärung ist eigentlich eine aus-
e und widerlegt nicht die von den Gegnern erhobenen Ein-
Sie gibt zu, daß hier an feste Principien, an eine ächt wis-
liche Erkenntniß nicht zu denken sei; die Physiognomik solle
Dienst der Musenkünste und speciell der Poesie und der bil-
Kunst stehen; sie solle mehr eine „edle, stille Betrachtung,“
verstandesmäßiges Suchen und Forschen sein — womit er
cht Lichtenberg's von der Physiognomik ziemlich nahe trat.
ahrscheinlich gehört in diese Zeit auch Goethe's unvergleich-
ne Ballade: „Der Fischer“; wenigstens wurde sie damals
ı Herder's Volksliedersammlung veröffentlicht mit der Be-
des Herausgebers: Die deutsche Poesie dürfe, wenn sie
Volksdichtung werden wolle, nur den Weg gehen, welchen
edicht zeige. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Entstehung

der Ballade mit Goethe's damaliger Neigung zum Wasser
mit seiner großen Schwimm- und Badelust zusammenhing *)
zufolge des Dichters eigener Erklärung in den Gespräch
Eckermann hat er hier „bloß das Gefühl des Wassers ausg
das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, zu baden." Wi
darum aber doch nicht unser Gedicht als eine Allegorie im g
Sinne des Wortes zu betrachten. Wie in den alten Volks
hat sich in dieser Ballade ein dunkles, geheimnißvolles Nat
zu einer weit lebenvollern und selbstständigern Dichtung ausg
als die gewöhnlichen Allegorieen sind. Eckermann legt dem
noch eine andere Beziehung unter. In der Versinnlichung der
den und einschmeichelnden Gewalt des listigen Wasserelement
auf seiner Fläche den Himmel mit seinen Gestirnen trügerisch
gelt, das unser „eigen Angesicht" in freundlichem Wiedersch
entgegenstrahlt, und doch den Unbesonnenen, der sich ihm
standslos vertraut, auf immer der Licht- und Tageswelt e
sieht er ein Gleichniß der sinnlichen, der bloß natürlichen Lie
wie das „feuchte Wasserweib" denjenigen, der sich willen
ganz zu eigen gibt, mit ihren Lockungen um seine Seele
Was die Darstellung betrifft, so finden wir hier, wie im E
jene bloß andeutende „mysteriöse Behandlungsweise", wie sie
bei der Ballade verlangt, „durch welche das Gemüth und die
tasie des Lesers in diejenige ahnungsvolle Stimmung versetz
die sich, der Welt des Wunderbaren und den gewaltigen Nat
ten gegenüber, im schwächern Menschen nothwendig entfalten
Durch ein glückliches Ergreifen der Naturelemente der Sprac
Metrik, durch bildliche Worte, malerischen Rhythmus, on
poetische Lautverbindungen, weiß der Dichter die wunderbare,
Bewußtsein entfremdete Welt schnell in Gefühl und Ansc
entstehen zu lassen. Mit Recht läßt er den Fischer, obwol
ihm das Stück benannt ist, eine passive Rolle spielen, und d
das Wasserweib sprechend und handelnd hervortreten, denn es
die geheimnißvolle, unwiderstehliche Gewalt ihres Elementes
dert werden.

*) S. oben S. 281, Anmerk.

Vielleicht war es das unangenehme Gefühl beim Rückblick auf im Ganzen geringen poetischen Ertrag des Jahres, was Goe- n im Anfang des December wieder einmal versuchen ließ, den ze unterbrochenen Egmont fortzuführen. Er schrieb einige :nen weiter, wovon Riemer die zwischen Alba und seinem Sohne, den Monolog Alba's namentlich anführt; aber Mangel an .mmung unterbrach die Arbeit bald wieder. Er hatte damals, es im Tagebuche heißt, „zu Nichts Lust," auch „ärgerte ihn es an den Menschen," er fühlte sich „ganz zugefroren gegen sie." ran mochte zum Theil die trübe Jahreszeit Schuld sein, die ge-)nlich einen verstimmenden Einfluß auf ihn übte; zum Theil lag r die Ursache in gesellschaftlichen Verhältnissen, in den „Schief- ten der Societät", worüber er sich in jenen Tagen mit Knebel terhielt. „Ich bin zu dieser Welt nicht gemacht," so lautet eine elle seiner damaligen Tagebuch-Confessionen. „Wie man aus 1em Hause tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich ht um Lumpereien kümmere, nicht klatsche und solche Rapporteurs ht halte, handle ich oft dumm." Dann trugen aber auch ohne)eifel die amtlichen Beziehungen zu seiner Verstimmung bei. „Es chsen täglich neue Beschwerden," klagt er, „und niemals mehr, wenn man eine glaubt gehoben zu haben," — und an einer)ern Stelle: „Viel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß ends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusam- nzudrängen scheint." Das Schlimmste war, daß er selbst mit den chststehenden sich nicht offen über seine Intentionen besprechen :fte, weil sie leicht schief aufgefaßt werden konnten. So unterhielt sich damals mit dem Herzog über Ordnung, Polizei und Gesetze,) traf bei ihm auf eine verschiedene Ansicht. „Die meinige," sagt im Tagebuch, „darf ich nicht mit Worten ausdrücken: sie wäre ht mißverstanden und dann gefährlich. Indem man unverbesser- ie Uebel an Menschen und Umständen verbessern will, verliert n die Zeit und verdirbt noch mehr; anstatt daß man diese Män- annehmen sollte, gleichsam als Grundstoff, und nachher suchen se zu contrebalanciren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre, nn man immer rein fühlt:, warum man's nicht erreichen kann." zu standen ihm für die nächste Zukunft „neue Ekelverhältnisse"

durch eine Kriegscommission bevor, zu deren Präsidenten er
sehen war. Alles dieses läßt uns wohl begreifen, warum jetz
poetischen Arbeiten gedeihen wollten. Weil er aber ohne eine
Geistesbeschäftigung nicht leben konnte, so warf er sich im De
mit Eifer auf das Studium der Baukunst, zeichnete nach Bl
Gesimse und hierauf nach und nach die verschiedenen Säuleno
gen, und beschloß so, von der Gesellschaft abgezogen, das J
stiller, wissenschaftlich-künstlerischer Thätigkeit.

Zwölftes Capitel.

Das Jahr 1779. Goethe mit der Direction des Militair- und St
wesens beauftragt. Iphigenie; älteste Gestalt; Aufführungen. M
Besuch in Weimar. Grenzenlose Thätigkeit Goethe's. Verhältn
einem anonymen Schützling. Ernennung zum Geh. Rath. Wolt
Kreuzerhöhung. Schweizerreise mit dem Herzoge. Abstecher nach
heim. Friederikens spätere Schicksale. Besuch bei Lili in Stra
Fortsetzung der Reise. Besuch bei Lavater. Goethe in der Carl
(Schiller). Heimkehr.

Das erste Viertel des Jahres 1779 entschwand Goethe'n
nahe ganz in zerstreuenden Amtsgeschäften. Gleichzeitig mi
Kriegscommission ward ihm auch die Direction des Wegbaues
tragen, weßhalb ihn Herder in einem Briefe an Knebel *) den
marischen „Pontifex maximus, zu deutsch: obersten Wegau
und Straßenkehrer" nennt. So finden wir ihn denn bald mit
sionen, Actenkrämerei, Durchstörung der unordentlichen Reposi
worin es durch ihn erst sich zu lichten anfing, beschäftigt; bald
er (von der Mitte des Februars bis gegen Ende März) au

*) Knebel's literar. Nachlaß, Briefe von Herder, Nr. 57.

Straßen des Herzogthums besichtigend einher und wählt, in Begleitung des Artilleriehauptmanns de Castrop, in den Amtshäusern die junge Mannschaft zum Kriegsdienste aus. Er suchte diese Geschäfte, nachdem er sie einmal übernommen, so gut als möglich auszuführen, vertiefte sich ganz in dieselben und „badete sich", nach seinem Ausdrucke, darin. In der Gewißheit des Ausharrens war er frohen Muthes und hoffte, er werde beide Commissionen gut versehen, „da er bei diesen Geschäften gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen, nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben wolle." Indem er aber, als ein Neuling in diesen Fächern, sich manchmal bei Andern Raths erholen mußte, so machte er eine Erfahrung, die seinen Muth leicht hätte dämpfen können. „So schwer ist der Punkt," schrieb er damals in sein Tagebuch, „wenn einem ein Dritter etwas räth oder einen Mangel aufdeckt oder die Mittel angibt, wodurch dieser gehoben werden könne, weil so oft der Eigennutz der Menschen in's Spiel kommt, die nur neue Etats machen wollen, um bei der Gelegenheit sich und den Ihrigen eine neue Zulage zu verschaffen; neue Einrichtungen, um sich's bequemer zu machen, Leute in Versorgung zu schieben u. s. w. Durch diese wiederholten Erfahrungen wird man so mißtrauisch, daß man sich zuletzt scheut, den Staub abwischen zu lassen. In keine Lässigkeit und Unthätigkeit zu fallen, ist deßwegen schwer." Zu solchen Geschäftssorgen kam noch eine unerwartete Beunruhigung hinzu, indem preußische Husaren Excesse in dem Amt Großen-Rudstädt verübten, wegen deren der General von Möllendorf sich noch im Jahr 1785 in einem Briefe an den Herzog entschuldigte *). Bei dem allen fand Goethe doch, „daß der Druck der Geschäfte der Seele wohlthue; wenn sie entladen sei, spiele sie freier und genieße des Lebens; elender sei nichts als ein behaglicher Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben werde ihm eckel."

Diese Bemerkung sollte sich gerade an ihm selbst im Laufe des ersten Vierteljahrs 1779 auf's Schönste bewähren. Denn eben in

*) S. des Herzogs Briefe an Knebel, Nr. 57, in des Letztern literar. Nachlaß.

dieser Zeit, wo er am Tage die Straßen inspicirte und mit der „Menschenklauberei“ (Rekrutenaushebung), wie er an Frau von Stein schrieb, beschäftigt war, arbeitete er Abends und Nachts, in den kleinen Ortschaften rastend, an seiner Iphigenie. Schon am 14. Februar hatte er an Frau von Stein gemeldet: „Den ganzen Tag brüt' ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüst ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung letzte Nacht zehn Stunden geschlafen habe. So ganz ohne Sammlung, nur den Einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogryphs, will's sehr schwer sein, etwas zu bringen, das nicht ganz mit Glanzleinwandlumpen gekleidet sei. Gute Nacht, Liebste. Musik hab' ich kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden.“ Acht Tage später (22. Febr.) heißt es dann weiter: „Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro nebenan in der grünen Stube, sitz' ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber. Eine Scene soll sich heute absondern, denk' ich.“ Vortrefflich kam ihm während des Herumziehens ein kurzer Aufenthalt zu Dornburg (vom 2. bis 5. März) zu Statten, dessen Anmuth er noch fünfzig Jahre später seinem Freunde Zelter so reizend schilderte (Brief Nr. 604). Von dort ging es nach Apolda, wo indeß der Lärm von Kindern und Hunden ihn aus aller Stimmung brachte. „Ehrlicher alter König!“ schrieb er von hier an Knebel, dem er die Rolle des Thoas zugedacht hatte; „ich muß Dir gestehen, daß ich als ambulirender poëta sehr geschunden bin; und hätte ich die paar schönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei, halb angebrütet, verfault. Denn von hier sehe ich keine Hoffnung, vielleicht in Allstedt.“ In dieser Aussicht fand er sich nicht getäuscht: er beendigte dort glücklich den dritten Act. Der vierte ward, nach Riemer, am 19. März auf dem Schwalbensteine bei Ilmenau „Sereno die, quieta mente, nach einer Wahl von drei Jahren *), an Einem Tag“ geschrieben, und das Ganze den 28. März

*) Düntzer conjicirt „drei Tagen“ statt „drei Jahren“, und vermuthet, daß Riemer's Angabe, Iphigenie sei bereits 1776 ersonnen worden, auf diesem Irrthum beruhe.

chlossen, und am folgenden Tage in Gegenwart der Gothaischen
chaften vorgelesen.

Es läßt sich kaum ein stärkerer Beweis dafür denken, wie sehr
je mitten unter dem Tumult des Lebens im tiefsten Grunde
Gemüthes einen heiligen Götterfrieden bewahrte, als daß er zu
Dichtung, wie die Iphigenie, vielleicht schon im Jahr 1776
:ste Idee empfangen, und sie im Jahr 1779 zwischen den hete-
sten Beschäftigungen ausführen konnte. Zwar sagt er selbst in
Mittheilungen aus seiner ersten Reise nach Italien, das Drama
der Form, wie es jetzt entstanden war, „mehr Entwurf als
führung und in poetischer Prosa geschrieben gewesen, die sich
mal in einen jambischen Rhythmus verliere, auch wohl ande-
Sylbenmaßen ähnele." Allein hierüber müssen wir, seitdem uns
lteste Bearbeitung vorliegt, etwas anders urtheilen. Der Ge-
tanlage und selbst der Composition im Einzelnen nach war
Stück ganz dasselbe, wie jetzt, mit Ausnahme einer Abweichung
erten Acte (IV, 4), wo jetzt das Auftreten des Pylades besser
irt ist, und einer andern im fünften Acte. Die Schlußscene
Drama's vereinigte nämlich damals die sämmtlichen handelnden
nen zu einer Gruppe, was auf den ersten Anblick etwas für
at, aber bei näherer Betrachtung doch die Weisheit des Dich-
rkennen läßt, der später die Nebenpersonen ausschied. Denn
und Pylades sind ungleich weniger von den sittlichen Mäch-
griffen, welche für Iphigenie, Thoas und Orest den Inhalt
Pathos in dem Augenblicke des Scheidens bilden, und wirkten
durch ihre Anwesenheit störend, indem sie die Aufmerksamkeit
uschauers von den Hauptpersonen ablenkten. Was die rhyth-
Form der ersten Bearbeitung betrifft, so zeigt sich uns die höchst
ürdige Thatsache, daß der jambische Rhythmus nicht bloß
hmal, sondern fast durchgängig hervortritt, ja daß die
he unverkennbar zum fünffüßigen Jambus hinstrebt. Ganze
n jener Bearbeitung bedurften nur geringer Veränderun-
um sich zu jambischen Quinaren zu gestalten; z. B. Act I,
: „Den edlen Stolz, daß Du Dich unnütz nennst, | verzeih'
ir, so sehr ich ihn bedaure. | Er raubt Dir den Genuß des

Gefühl des Schönen und Nothwendigen ihn zu dieser F
drängte; und es möchte darin der schlagendste Beweis zu fin
daß eben dieser Vers die naturgemäße Form der deutschen
oder wenigstens der Gattung sei, wozu die Iphigenie gehör
selbe geniale Instinkt trieb ihn auch zu gänzlicher Vermei
Reims schon in der ältesten Bearbeitung an, ließ ihn
raschen Wechselreden sich der strengen Regelmäßigkeit der gri
Tragödie annähern, die dem einzelnen Verse oder Verspaar
wieder einen Vers oder ein Verspaar entgegenstellt, und fi
an bewegten, leidenschaftlichen Stellen zu aufgeregten Rh
zu dem freien Tanze daktylischer, anapästischer, päonischer
Es erhellt hieraus, daß die Iphigenie, dem Wesentlichen des
und der Form nach, nicht, wie man gewöhnlich annimmt,
tern classischen Periode angehört, und wir müssen Gervinus'
und doch nicht ganz wahres Wort über sie **) dahin abänd
wir sagen: Dieses edle, reine Dichtungswerk voll Milde un
steht als ein Symbol da, worin der wie Prometheus und
gefolterte Dichter vorahnend seine eigene künftige Versöh
der des Atridenhauses besang. Wer aber in seinem Leben d
der Iphigenie gespielt, wissen wir, seitdem durch die Briefe
von Stein ein neues helles Licht, wie auf sein ganzes da

;nenden und versöhnenden Priesterin zu entwerfen. — So viel
nüge für jetzt. Eine fernere Besprechung des Drama's behalten
r uns für die Epoche vor, wo es seine gegenwärtige Gestalt ge=
inn.

Die erste Aufführung des neuen Stückes fand am 6. April statt,
d Goethe hatte die Freude, „eine gar gute Wirkung desselben auf
ine Menschen" wahrzunehmen. Er trat selbst als Orest in grie=
schem Kostüm auf, und Thusnelda berichtet an seine Mutter, er
be meisterhaft gespielt und sei ihr noch niemals in ihrem Leben so
ön erschienen. Am 12. April ward Iphigenie mit gleichem Bei=
l wiederholt. Der berühmte Hufeland, der diesen Vorstellungen
wohnte, sagt in seinem Nachwort zu Vogel's Schrift „Die letzte
ankheit Goethe's": „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er
Orest im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenie
ichte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man
ie solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und
hönheit, als damals an Goethe."

Das schöne Frühlingswetter lockte nun auch wieder den Hof
s Freie zu Vergnügungspartieen hinaus. Es wurden Lustfahrten
ch Kahla, Dornburg und Jena angestellt, wo der Herzog die
amtlichen Professoren zur Tafel lud. Goethe war heiter und guter
inge, nicht bloß im Nachklange der schönen Wirkung seiner Pro=
ction, sondern auch weil der Friede, der den Weimarischen Kahn
s seiner Klemme zwischen den großen Orlogschiffen befreite, ihm,
ich Wieland's Ausdruck, „wieder Luft um's Herz machte." Die
erzogin Amalia bezog auf's Neue ihr geliebtes Ettersburg, wo am
). Mai zum ersten Male das Schäferspiel „die Laune des Verlieb=
n" mit gutem Erfolge von Goethe, Einsiedel, Corona Schröter
id Fräulein von Wöllwarth aufgeführt wurde.

In den nächsten Tagen war Alles auf den von Merck ange=
ndigten Besuch gespannt. Man kann sich die Verehrung, die für
esen Mann in dem Weimarischen Kreise herrschte, nicht leicht zu
oß denken. Von Goethe war es bekannt, wie hoch er ihn hielt;
vischen dem Herzog und Merck hatte sich ein wahrhaft freundschaft=
hes Verhältniß angeknüpft; Wieland schwärmte für ihn, wie man
s seinen damaligen Briefen sieht, und besonders seit er in der

Casa santa seine persönliche Bekanntschaft gemacht. „W
Dir untreu werde,“ schrieb er ihm am 9. December 1778, „
ich vorher meine Frau vergiftet und meine sieben Kinder er
Die Herzogin Amalia hatte auf ihrer Rheinreise von seine
rakter, wie von seinem Urtheil und Wissen, eine gleich hohe
lung gewonnen. So erklärt es sich leicht, was „Echo=Thu
damals an Goethe's Mutter berichtete: „Jetzt leben wir in
diger Erwartung unsers Merck. Beim Erwachen und beim
fengehen denken wir seiner; und wenn es regnet, oder der W
Bischen stärker bläs't, sollten Sie gleich das Lamento höre
arme Merck! jetzt wird er vielleicht naß, der Wind wird
seinem Fuchs das Reiten sauer machen!“ Am 31. Mai wurd
Goethe, der ihm bis Erfurt entgegen geritten war, früh Morg
der Hottelstädter Ecke von einem ganzen Schwarme seiner F
Carl August, dessen Mutter und Wieland an der Spitze, em
Sie blieben den Tag über in Ettersburg und begaben sic
Abend nach Weimar.

Gervinus sagt, zwischen Merck und Goethe sei von de
enthalt in Weimar an ein heimlicher Bruch eingerissen *). Z
Behauptung, für die Goethe's Briefe an Merck keine Belege
hat wahrscheinlich die Mittheilung Falk's **) Veranlassung g
Merck sei bei dem Besuch in Weimar zuletzt so verstimmt
daß er Goethe'n gar nicht mehr sehen wollte. „Was Teufel,
er zürnend ausgerufen, „fällt dem Wolfgang ein, hier a
herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln, od
mir Alles eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen? Gibt
nichts Besseres für ihn zu thun?“ Und so soll er ihm auch i
pikant kräftigen Weise gesagt haben: „Siehst Du, in Vergl
dem, was Du der Welt sein könntest und nicht bist, ist mi
was Du geschrieben hast, Dreck!“ Es wird schwer, diese M
lung nicht wenigstens theilweise zu bezweifeln, wenn man
folgende, gleich nach Merck's Abreise geschriebene Stel
Goethe's Tagebuch hält: „Gute Wirkung von Merck's Geg

*) IV, 541 (2te Ausg.).
**) S. 145.

Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt, durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderm Standort: so gibt das schöne Gewißheit." Merck konnte auch bald die Ueberzeugung gewinnen, daß Goethe in Weimar etwas mehr und Besseres that, als „am Hofe herumzuschranzen." Selbst während der Anwesenheit des Freundes widmete er sich mit Ernst und Eifer den Amtsgeschäften, kramte viel in Acten, sann über einen Plan, das Militair zu reduciren, und faßte sogar das Steuerfach in's Auge, worin er durchgreifende Veränderungen beabsichtigte. Und daß diese Beschäftigungen auch seine poetische Ader nicht ausgetrocknet hatten, davon konnte sich Merck bei einer Reihe theatralischer Vorstellungen überzeugen. Am 3. Juni wurde nämlich der Jahrmarkt von Plundersweilern in seiner neuesten Gestalt, am 17. Proserpina, und am 12. Juli, dem Tage vor Merck's Abreise *), die Krone von Goethe's bisherigen poetischen Leistungen in Weimar, seine Iphigenie, aufgeführt, worin dießmal, bedeutsam genug, neben Goethe als Orest der Herzog den Pylades spielte.

Wenn Merck bei diesem Besuche durch etwas beunruhigt werden konnte, so war es durch die Beobachtung, daß Goethe die Basis „der Pyramide seines Daseins" zu breit und groß anlegte, als daß eines Menschen Kräfte zum Ausbau zureichen konnten. Ungeheuer war der Kreis seiner Beschäftigungen und Interessen; nach allen Seiten wollte er die Schranken seiner Existenz möglichst weit hinausrücken: sogar für den Ackerbau, gegen den sich noch im Wer-

*) Demnach verweilte Merck nur anderthalb Monate in Weimar, und nicht ein halbes Jahr, wie es bei Falk heißt. — Vielleicht ist aber statt des obigen, von Riemer angegebenen Datums, der 22. Juli zu lesen. Denn Merck schrieb am 1. August an Nicolai: „Ich bin vor ohngefähr 8 Tagen von Weimar, oder vielmehr von Ettersburg zurückgekommen, wo ich einen Besuch von 8 Wochen bei der verwittweten Herzogin abgestattet habe. S. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, herausgeg. v. Carl Wagner (Leipzig, 1847).

ther Abneigung kund gibt, zeigte er jetzt eine lebhafte Theilnahm
verhandelte viel mit dem von Merck empfohlenen trefflichen Land
Commissarius Bätty über landwirthschaftliche Gegenstände, u
schrieb in sein Tagebuch den Wunsch: „Will's Gott, daß mir Ack
und Wiese noch werden, und ich für diesen simpelsten Erwerb de
Menschen Sinn kriege!" Aber bald erkannte er auch wieder, da
„sein Dasein nun einmal nicht einfach sei" und wünschte nur „schön
Kraft zu behalten, um die wahren Röhren neben einander in gleich
Höhe hinauf zu pumpen," oder, wie es in einem Briefe an Kneb
heißt, „seine Talente und Geschäfte in einen geheimen Knoten zu
sammen zu knüpfen." „Ich darf mich nicht säumen," schrieb er a
Lavater, „ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bric
mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleil
stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn ent
worfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hina
reichen." Gervinus meint, es sei Goethe'n unmöglich deutlich ge
wesen, was er sich hinter seinem Berufe imaginirte. Gewiß nicht
das Bild eines nach allen Richtungen klar und besonnen sich aus
breitenden Menschengeistes war das sicher bewußte Ideal, dem er m
äußerster Anstrengung seiner Kräfte nachrang.

Das Schlimmste war, daß außer den vielfachen Amtsgeschä
ten, die er sich auflud, manchmal außerordentliche Ereignisse un
Unfälle ihn in Anspruch nahmen. So brach am 25. Juli ein furch
bares Feuer zu Apolda aus, wobei er den ganzen Tag Hilfe leisten
sich „braten und sieden" ließ *). Die Sorge für die Abgebrannte
verrückte ihm nun auch wieder „seine Plane, Gedanken, Eintheilun
der Zeit. So geht das Leben durch bis an's Ende, so werden e
Andere nach uns leben. Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer un
Wasser den Kopf oben habe." Er fand bei diesem Brande sein
Ideen über Feuerordnung bestätigt und hoffte, daß der Herzog end
lich daran glauben werde. „Das Elend," heißt es im Tagebu
weiter, „wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Kaminfeuer
aber ich lasse doch nicht ab mit meinen Gedanken, und ringe m
dem unerkannten Engel und soll ich mir auch die Hüfte ausrenke

*) Vergl. oben S. 247 Anmerk. 2.

Mensch weiß, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe,
is Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten
Bemühen bitt' ich Euch, nicht zu lachen, zuschauende Götter!
falls lächeln mögt Ihr und mir beistehen!"

„Kein Mensch weiß, was ich thue," durfte er mit schönem Be=
ein noch in einem andern Sinne sagen. Denn mitten unter
fassenden Sorgen und Geschäften nahm er ganz im Verborge=
uch an dem Schicksale Einzelner den liebevollsten Antheil. Wir
n hier ein erst in jüngster Zeit an's Licht gezogenes Verhältniß
e's *) mittheilen, welches wahrlich ein schönes Blatt in seiner
sgeschichte bildet. Schon im October des vorigen Jahres hatte
on Gera aus ein dort unter fremdem Namen lebender, zum
durch eigene Schuld verarmter und gemüthlich zerrütteter
: brieflich an Goethe gewandt, der unter dem 2. November mit
dem Schreiben antwortete: „Dem, der sich mit den Wellen
arbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Wil=
m Ufer nicht Kräfte genug hat, Alle zu retten, die der Sturm
seine Küste treibt; wenn der, dem ein Menschengeschöpf die
e Beute des Strandrechts wäre, mit Wenigen sich begnügen,
ie Anderen untergehen sehen muß. In der Vorstellung, die ich
on Ihnen aus Ihren Briefen mache, glaub' ich mich nicht zu
zen; und was mir am wehesten thut, ist, daß ich einem Manne,
genügsam verlangt, weder Hilfe noch Hoffnung geben kann ...
en Sie das Wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett,
ch Ihnen in dem Augenblicke zuwerfe, um Zeit zu gewinnen.
en Sie in dieser Jahreszeit, wo Sie sind; ich will in der Folge
ür eine kleine Beihilfe sorgen. Melden Sie mir die Ankunft
eldes, und wie weit Sie damit zu reichen gedenken. Ist Ihnen
nem Kleide, Ueberrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient,
eiben Sie; ich habe zu entbehren. Nehmen Sie diese Tropfen

S. Briefe und Aufsätze von Goethe, herausgeg. von A. Schöll (Wei=
846) S. 165 ff. Goethe deutet auf dieses Verhältniß in den Annalen
em Jahr 1794 (Bd. 27, S. 30, Ausg. in 40 Bdn.) hin; die von
mitgetheilten Briefe reichen nur bis 1783. Wie die Adresse des letzten
zeigt, hielt sich der Unglückliche in Ilmenau unter dem Namen Kraft

Bürstens aus der compendiösen Weisheit des ... Charakters, wie ich sie gebe."

Mit einem Briefe vom 11. November 1778 schickt Goethe die Kleidungsstücke, und verspricht, sich nach einem Tisch u. s. w. für ihn umthun zu lassen, auch Tuch, Futter u zu einem Rocke zu schicken. Es macht einen komischen wenn er hinzusetzt: „Einen Rock von mir hab' ich Ihne nicht geschickt, weil man den erkennen möchte." Er gibt Rath, sich in Jena auf der Akademie einschreiben zu lassen ihn dem Rector empfehlen wolle, und fügt hinzu: „Fassen der Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß in Umfange, was das heißt, sich das Schicksal eines Menschen den übrigen Lasten auf den Hals binden; aber Sie sollen Grunde gehen." Da den reizbaren Unglücklichen diese St Briefes beunruhigte, so schrieb Goethe im nächsten das schön „Sie sind mir nicht zur Last; vielmehr lehrt mich's wirth ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den denden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht seg muß geben; aber wenn die Großen und Reichen dieser We und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elen Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche z nicht versteht." Goethe übte an dem hypochondrisch eigen Manne nicht bloß Wohlthätigkeit, sondern auch die rühren duld und Langmuth. Da er auf den Vorschlag wegen Je eingehen wollte, so setzte Goethe ihm nochmals umständlich theile eines dortigen Aufenthalts aus einander, ließ ihm a Wahl, „weil er wisse, daß den Menschen von zitternder Ne Mücke irren könne," und sagte ihm jedenfalls eine jährliche stützung von 100 Thlr. zu. Diese erhöhte er später auf das D und versah ihn dabei mit Taschengeld, Zeitungen, Büchern, Federn, Siegellack u. s. w.

Um ihm das drückende Gefühl zu benehmen, bloß vo Andern Wohlthaten zu leben, suchte Goethe ihn nützlich zu tigen und ließ, da er Ilmenau zum Aufenthaltsort gewählt ihn über Bergwerks- und Steuersachen berichten. Auch übe

ȷm die Aufsicht über einen Knaben, der in Ilmenau die Jägerei ·rnte; und hier treffen wir schon wieder auf ein Verhältniß, welches ns Goethe in einem rührend schönen Lichte erscheinen läßt. Der ıit ihm befreundete Hannoveraner v. Lindau, dessen in Wahrheit nd Dichtung gedacht wird *), hatte einen Knaben hinterlassen, Jeter Imbaumgarten genannt, weil er angeblich in der Schweiz in einem Baumgarten gefunden war. Goethe nahm sich :iner Erziehung an, und die Verhaltungsregeln, die er darüber dem Ilmenauer Schützling ertheilt, gewähren einen interessanten Blick in :ine Pädagogik. „Er hat einen Anfang im Französischen," schreibt r am 13. Juli 1779, „wenn Sie ihm darin weiter hälfen! Er :ichnet hübsch, wenn Sie ihn dazu anhielten! Sie würden mir viel Sorge, die ich oft um ihn habe, benehmen, wenn Sie ihn in freundschaftlichen Unterredungen ausforschten, mir von seinen Gesinnungen Nachricht gäben und auf sein Wachsthum ein Auge hätten. Alles ommt darauf an, ob Sie eine solche Beschäftigung mögen. Wenn ch von mir rechne, der Umgang mit Kindern macht mich roh und jung." Und in einem spätern Briefe heißt es: „Thun Sie nur gelassen Gutes an ihm, wie Sie ihm ankommen können! Ob er lies't, ob er Französisch treibt, zeichnet u. s. w., mir ist Alles echt, nur daß er für die Zeit etwas thue, und daß ich von Ihnen ıöre, wie Sie ihn finden, und was Sie über ihn denken. Gegenwärtig lassen Sie ihn ja den Jägerstand als sein Erstes und Letztes ·etrachten, und hören Sie von ihm, wie er sich dabei benimmt, was hm behagt, was nicht und was weiter. — Denn glauben Sie mir, ·er Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre. Auch der Künstler wird nie bezahlt, nur der Handwerker. Chodowiecki der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen, aber Chodowiecki ·er Handwerker, der die elendesten Sudeleien mit seinen Kupfern lluminirt, wird bezahlt. Wähnen Sie ja nicht, Peter habe die Geduld und das Ausharren zum Künstler; jetzt, da er in den Wald oll, will er zeichnen; er würde eine Begier nach dem Holz haben, ·enn er an die Staffelei sollte."

Mit den letzten Brieffragmenten sind wir wieder in den Som-

*) Goethe's Werke, B. 22, S. 368.

mer 1779 versetzt, worin eben unsere Biographie weilt. In den ersten Tagen des August pflog Goethe eifrig Gespräche mit dem Herzog, worin, wie es im Tagebuche heißt, „unaussprechliche Dinge in großer, interessanter Unterredung durchgesprochen wurden.“ Unter diesen Verhandlungen reifte namentlich auch der Entschluß zu einer größern Excursion im strengsten Incognito, die zunächst nach Frankfurt gerichtet sein sollte. Die nächstliegende, wenn auch nicht die einzige Veranlassung zu dem Entschlusse mochte wohl in dem Gefühle liegen, daß sie beide für einige Zeit einer andern, freiern und frischern Geistesatmosphäre bedurften, um nicht auf die Dauer von den „Schiefheiten der Societät“ mit angesteckt zu werden. Sobald das Project fest stand, bestellte Goethe ein Absteigequartier und traf seine Vorbereitungen, wie er es vor jeder längern Reise zu thun pflegte, indem er „zu Hause aufräumte, seine Papiere durchsah und alle alten Schalen verbrannte“ *). Zugleich warf er einen „stillen Rückblick auf's Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde seiner Jugend, wie sie überall herumschweift, etwas Befriedigendes zu finden; wie er besonders in Geheimnissen, dunkeln imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden; wie er alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch Alles gehe, was er damals schrieb; wie kurzsichtig in menschlichen und göttlichen Dingen er sich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig ihm davon zu Nutze gekommen, und wie er nun, da die Hälfte des Lebens vorüber sei, keinen Weg zurückgelegt habe, sondern vielmehr nur dastehe, wie Einer, der sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen.“ Die Zeit, daß er im Treiben des Lebens war, seit October 1775, getraute er sich noch nicht zu übersehen. „Gott helfe weiter,“ so fährt das Tagebuch fort, „und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zu Abend das Gehörige

---

*) Tagebuchnotizen bei Riemer.

und gebe uns klare Begriffe von der Folge der Dinge, daß
ıicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh kla-
nd gegen Kopfweh brauchen, und alle Abend zu viel Wein zu
hmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den
erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir
ı!"

Der 28. August, sein Geburtstag, an dem er sonst, sowie auch
Jahresschlusse, dergleichen Betrachtungen anzustellen pflegte,
ihn dießmal, nach bereits abgelegter Beichte, in freier und
r Stimmung. Aber dieser Gemüthsfrieden sollte noch am
ıittage durch aufregende „persönliche Gefühle" auf die Probe
: werden; denn der fürstliche Freund gab ihm einen neuen Be-
seiner Gunst durch die Ernennung zum Geheimen Rath.
Tagebuch ist darüber stumm, „weil es sich nicht zieme, diese
Bewegung aufzuschreiben." Gerade das Verstummen ist sehr
sam; so hielt ihn auch beim Abschied aus Italien eine zarte
ab, den Schmerz in Gedichten auszusprechen, damit er nicht
Worte „den feinen Duft des Gefühls verwischte," und so
er sich auch später, daß er „Gott und die liebe Kleine (seine
ı) im Gedicht erhalten reine." Das Decret, wodurch er „in
ıng dessen bekannter Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit" zu dem
Range erhoben wurde, ist erst vom 5. September datirt. Eine
ısErhöhung erfolgte bei dieser Gelegenheit nicht; erst ein Jahr
bekam er zu seiner bisherigen Besoldung von 1200 Thlr. eine
e von 200 Thlr. *).

Der starke Eindruck der neuen Gunstbezeugung auf Goethe's
th zeigte sich auch darin, daß er „seit dem Tage wie durch ein
er sich in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt" fühlte.
ıltete in ihm „eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige war
Einfluß auf seinen Humor." Diesen bethätigte er denn auch
der lustigen „Schloß-Ettersburger Nation," welche eben in
Sommer sich mit allerlei theatralischen Possen und Farcen
h ergötzte. Schon vor seinem Geburtstage, etwa in der ersten

S. Goethe in amtlichen Verhältnissen, von Vogel (Jena, 1834).

Hälfte des August *), hatte Goethe in Ettersburg, noch in einem Anfalle von herbem und grimmigem Humor, einen Muthwillen verübt, dessen Kunde jetzt bereits in dem regen Briefwechsel jener Zeit durch Deutschland umherflatterte. Er hatte ein schön eingebundenes Exemplar des eben erschienenen Romans Woldemar von Fritz Jacobi mit in's Freie genommen, unter einer Eiche mehrere Partieen daraus mit parodistischen Zusätzen und Veränderungen der Gesellschaft vorgetragen, dann aus dem belaubtem Gipfel des Baumes eine Standrede, ein hochnothpeinliches Halsgericht über die verdammlich befundene Schrift gehalten, und endlich das Buch zur wohlverdienten Strafe und Anderen zum abschreckenden Beispiel an beiden Enden der Decke an die Eiche genagelt, daß die Blätter zum Jubel der Anwesenden im Winde hin und her wehten. Jacobi, zu dem das Gerücht gedrungen war, richtete, nach vierjährigem Stocken der Correspondenz, einen sehr ernsten Brief an Goethe mit der Anfrage, was an der Sache Wahres sei. „Hätte mir," sagt er, „zu jener Zeit (im Jahr 1775) ein solches Gerücht wie das jetzige zu Ohren kommen können, angespieen hätte ich den, der es geglaubt hätte. Aber seit jenen sind viele andere Tage gekommen. Ich brauche Dir Dein Verhalten gegen mich nicht zu erzählen. Du weißt, was ich erwarten konnte, erwarten mußte, und was alles nicht geschehen ist." Goethe antwortete nicht, theilte aber auf der Reise in Emmendingen die Sache seiner Freundin Johanna Fahlmer, nunmehr verehelichten Schlosser, mit, offenbar in der Absicht, daß sie Fritz Jacobi beschwichtigen möchte. „Goethe erzählte offenherzig den ganzen Verlauf," so berichtet sie an Jacobi, „daß er manche muthwillige Parodieen, nicht geschrieben, aber mündlich über Deinen Woldemar geschwatzt habe. Sagte: so schöner, so viel großer, herrlicher Sinn auch darin sei, so könne er nun einmal für sich das, was man den Geruch dieses Buches nennen möchte (anders wisse er sich nicht auszudrücken), nicht leiden. Auch habe er, wie lieb Du ihm seist und wie ungern er Dir etwas zu Leide sagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehen können, zumal den

*) S. Jacobi's Brief an Goethe vom 15. Sept. 1779 im Goethe-Jacobi'schen Briefwechsel (Leipzig, 1846).

ẞ desselben, so wie es ihm einmal aufgefallen sei, zu parodi-
nämlich daß Woldemar der Teufel hole. Man dürfe nur ein
Zeilen ändern, so sei es unausbleiblich und nicht anders, als
ufel müsse ihn da holen. Er sprach mit ganz arglosem Wesen
und suchte mir zu bedeuten, was dergleichen launiges Ge-
in ihm für eine abgesonderte Sache sei u. s. w." Auf eine
ge Lavater's im Jahr 1781 wegen des Vorfalls antwortete
e: „Ueber Woldemar's Kreuzerhöhungsgeschichte kann ich Dir
sagen; das Factum ist wahr. Eigentlich ist's eine verlegene
erjährte Geschichte, eine Albernheit, die Du am besten igno-
.. Der leichtsinnig trunkene Grimm, die muthwillige Herbig-
die das Halbgute verfolgen, und besonders gegen den Ge-
on Prätension wüthen, sind Dir in mir zu wohl bekannt.
ie nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt
uch. Viel von diesem Allem wird verschlungen in thätiger
" Der Leser weiß das Letztere auch, und wird zugleich
vergessen haben, daß Goethe, wenn „ihn der Teufel der Pa-
ritt," auch sich selbst und seine eigenen Schriften nicht ver-
.

Einen ähnlichen Verdruß, wie Jacobi, erfuhr Wieland. Er
am 3. September 1779 mit eigenen Augen und Ohren
sein, wie in einer von Einsiedel verfaßten Posse „Orpheus
urydice" seine Alceste auf die lächerlichste Weise parodirt,
ie Arie „Weine nicht, du meines Lebens Abgott" mit dem
rn begleitet und auf dem Reim Schnuppe vom Sänger ein
Triller gemacht wurde. Das war dem Manne, der sonst
verstand, doch zu viel. In einem Briefe vom 21. September
rck ergießt er seinen Verdruß und klagt, daß „der unsaubere
der Polissonerie und der Fratze, der in die Oberen gefahren,
rade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhält-
alle Delicatesse, alle Zucht und Scham verdränge." Es ist
scheinlich, daß seine Verstimmung besonders gegen Goethe ge-
war, der, wenn auch nicht diesen Spaß angegeben, doch im
neinen jenen ausgelassenen und muthwilligen Geist hervorge-

nterdessen hatten sich der Herzog und Goethe aus dem tollen

Treiben schon herausgeflüchtet und befanden sich, vom Oberforst
von Wedel begleitet, auf dem Wege, wohin? das war dem
cum in Weimar und selbst Wielanden ein Räthsel, ja, wie w
den Briefen an Frau von Stein sehen, hatte Goethe es sogar
Herzensfreundin verheimlicht. Die Reise ging zunächst nach
wo die Gemäldegalerie und andere „Herrlichkeiten" betrachtet
beim Abendessen der junge Forster über die Südsee ausgefragt
Hier glückte das Incognito noch ziemlich, aber nicht lang
blieb die Sache ein Geheimniß; und nun war, wie Frau v
Roche schreibt, „das Wundern der Leute von Adel, der Ka
und Wirthe sehr groß." Die Reisenden zogen weiter nach Fr
und verweilten hier einige Tage bei Goethe's Aeltern. Es mu
seinen Vater, der nichts Gutes von der Verbindung mit dem
geweissagt hatte, ein schlagendes, aber höchst angenehmes D
sein, daß er jetzt in seinem Hause einen so liebenswürdigen re
den Herrn und seinen Sohn als dessen Geheimen Rath und v
testen Freund beherbergte; und es läßt sich denken, wie an
und ergötzlich Goethe's Mutter die Wirthin machte. Er schr
20. September an Frau von Stein: „Wir sind am schönsten
hier angelangt und mit viel freundlichen Gesichtern empfange
den. Meine alten Freunde und Bekannten haben sich sehr g
Den Abend unsrer Ankunft wurden wir von einem Feuer
empfangen, das wir uns zum Allerbesten deuteten. Meinen
hab' ich verändert angetroffen: er ist stiller und sein Ged
nimmt ab; meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Li

Auf der fernern, durch schönes Wetter fortdauernd begün
Reise schrieb Goethe Freitag den 24. September Speyer gege
am Rhein auf die Fähre wartend, an Frau von Stein: „Wi
chen wie ein stiller Bach immer weiter gelassen in die Wel
haben heute den schönsten Tag und bisher das gewünschte
Auf diesem Wege recapitulire ich mein ganz vorig Leben, se
alten Bekannten wieder; Gott weiß, was sich am Ende zusa
summiren wird." So beschloß er denn auch, nachdem sie Mitt
Speyer beim Domherrn Jos. von Beroldingen „sehr gut ge
und Nachmittags den Dom mit seinen Merkwürdigkeiten u
Gemäldesammlung des Dechanten besehen, am nächsten Tag

Zelz aus einen Abstecher nach Sesenheim zu machen. „Den 25ten Abends," so lautet sein Bericht an Frau von Stein, „ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die Andern ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin, wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner, als ich's verdiente, und mehr, als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. Ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hätte; der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Nach einer Mittheilung Goethe's in den biographischen Einzelnheiten bezog sich der größere Theil der Unterhaltung mit Friederike auf Lenz. „Dieser hatte sich," erzählt er, „nach meiner Abreise im Hause introducirt, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe

gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch gem Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Ge nisse der Mädchen zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmordes, da m denn für halb toll erklären und nach der Stadt schaffen kann*) klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt, mir zu schade mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu r weßhalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland h lassen."

Es war das letzte Mal, daß Goethe seine frühere Gelieb Ueber ihre spätern Lebensgeschicke weichen die Nachrichten vo ander ab. Durch Näke's bekanntes Büchlein „Wallfahrt nach S heim" war auf Friederikens Bild ein böser Schatten geworfen den, den spätere, durch einen Zuhörer der Vorlesungen Näke's stellte Nachforschungen wieder ausgetilgt haben (Morgenblatt, Nr. 212—217). Diesen Erkundigungen zufolge bekam Fri wiederholt Heirathsanträge, wies sie aber alle zurück, weil „w Goethe'n einmal geliebt worden, keinen andern lieben kann." ihre Aeltern gestorben waren, trieb sie mit einer ihrer Schwest Steinthal eine Zeitlang Handel mit Steingut und soll sich au Privatunterricht beschäftigt haben. Später gaben die beiden S stern den Handel auf und wurden von einer Frau von Dieter Reichshofen aufgenommen, die ihnen unentgeltlich einige Z einräumte, sie oft zur Tafel zog und sehr anständig behandelte. von Dieterich, dessen Goethe in Wahrheit und Dichtung (B S. 259 f.) rühmend erwähnt, wurde in der Revolutionszei Besançon geschleppt und dann zu Paris guillotinirt, wodurc Gattin in Wahnsinn verfiel, und somit den Geschwistern Brio Zufluchtsstätte verschlossen ward. Als die älteste Schwester S

*) Auf das hier berührte Verhältniß des unglücklichen Lenz zu Fri werfen die von A. Stöber herausgegebenen Briefe desselben an Salzma „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" Basel, 1842, S. 48 helleres Licht.

m Tode nahe war, ließ sie sich auf dem Sterbebette von Friederike
ıs Versprechen geben, daß sie ihr einziges Kind, eine Tochter aus
:r Ehe mit einem Pfarrer, erziehen wolle. Friederike erfüllte das
ersprechen und erlebte es noch, daß sich ihr Pflegling verheirathete.
ach der Hochzeit sagte sie zu Sophien, die auch beim Feste gewesen
ar: „Ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Mein
eierabend ist da. Bitte, liebe Schwester, bleibe bei mir; ich fühle
ich so allein.“ Sophie blieb. Sechs Wochen nach der Hochzeit
ug man Friederikens Sarg aus dem Hause. Sie war abgelebt,
hne zu altern.

Dieser Erzählung gegenüber steht eine Mittheilung „Vom
eckar“ in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1842, Nr. 23, deren
insender seine Notizen nöthigen Falls mit urkundlichen Belegen
härten zu können erklärt. Friederike Brion ruht nach seinen An-
aben auf dem Kirchhofe zu Meißenheim (Oberamts Lahr im Groß-
erzogthum Baden), wo sie im November 1813 in dem ihr verschwä-
erten Fischer'schen Hause starb. Nach dem Tode ihrer Aeltern hatte
e ihre Heimath verlassen und in Paris Zuflucht bei einer Freundin
esucht, die sich vor der Revolution an einen dortigen angesehenen
eamten Rosenstiel verheirathet hatte. In dessen Hause fand sie
Schutz und Aufenthalt bis zu Robespierre's Blutherrschaft, und sie
ar in den höhern Gesellschaften zu Versailles und Paris eine ange-
ehme Erscheinung. Nachher kehrte sie zu ihrem Schwager, Pfarrer
Marx in Dießburg (Oberamts Offenburg) zurück, mit dem sie später
ach Meißenheim versetzt ward. Hier lebte sie bis zu ihrem Ende,
llgemein geliebt, und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin
erehrt. Ueber Goethe sprach sie nur mit Achtung; auf bittere An-
ielungen über ihr Verhältniß zu ihm äußerte sie sich mit weiblicher
escheidenheit: er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als
ıß er sie habe heimführen können.

Sonntag den 26. September 1779 traf Goethe wieder mit
:r Reisegesellschaft zusammen; gegen Mittag waren sie in Straß-
urg. Auch hier hatte er Gelegenheit, ein interessantes Stück seines
ebens zu „recapituliren.“ Die einst so heiß geliebte Lili war hier
it dem 25. August des vorigen Jahres an den Banquier Bernhard

und ging beim hellsten Mondschein weg. „Die schöne Empf
die mich begleitet," schrieb er an Frau von Stein, „kann i
sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so
in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wohlwollen, und
diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, be
sten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine rei
rische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft
nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die l
sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun v
wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Ber
im Vogelfluge sieht."

Doch sollte es dieser reinen und schönen Seelenstimmu
nicht an einem tief wehmüthigen Tone fehlen. Den 27ten f
Straßburg abgereist, gelangten sie Abends nach Emmending
Goethe das Grab seiner Schwester besuchte. Ihr Haushalt w
„wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die n
gelöscht ist." Die an ihre Stelle getretene Johanna Fahlme
Schwager Schlosser und einige Freundinnen waren ihm noch
wie sonst. Die Kinder fand er schön, munter und gesund.

Von Emmendingen ward die Richtung über Freiburg n

ie in einer kleinlichen Umgebung sich mühselig aus sich selbst „Futter und Freude bereiten“ muß. Wie vielseitig und anregungsreich auch das Leben in Weimar war, so mochten Goethe und sein Freund doch oft schmerzlich solcher großartigen, erhebenden Natureindrücke entbehren, wie ihnen hier zu Theil wurden. Die bunten Bilder des Hoflebens, die gesellschaftlichen Verwickelungen, die tausend Sorgen ihres Berufes, die literarischen Interessen schwebten wie leichte Wölkchen am fernen Horizont; mit freiem Gemüthe gaben sie sich dem Anblick der herrlichen Natur hin, die, mit jedem Schritte wechselnd und doch immer gleich groß und erhaben, sie umringte.

Am Ende der Schlucht, durch welche die Birsch über Felsstücke, von dem Wege fast überall nahe begleitet, einherrauscht, stieg Goethe vom Pferde und kehrte eine Strecke allein zurück, um sich eine Idee zu entwickeln, die er bis zum spätesten Alter festgehalten hat. Noch in der classischen Walpurgisnacht kehrt der Gedanke wieder, daß die vulcanischen Erdrevolutionen nur als einzelne, locale Erschütterungen zu betrachten seien, daß aber die Massen, welche die Erdrinde bilden, sich im Ganzen und Großen nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile, groß und einfach zusammengesetzt haben.

In der Gegend des Bieler See's kamen die Reisenden in die Weinlese. An einem halb stürmischen, aber doch schönen Tage wurde nach Rousseau's Insel hinüber gefahren, wo man eben auch in der Weinlese begriffen war. Mit welchem Interesse mag Goethe hier alle Plätzchen besucht haben, wo Rousseau die glücklichsten Tage seines Lebens zubrachte, wenn gleich schon die Zeit hinter ihm lag, wo er mit demselben sympathisiren konnte. Aber die Erinnerung an die Vergangenheit hielt ihn nicht ab, sich auch der Gaben der Gegenwart zu erfreuen. Er aß, wie es in einem Briefe an Merck vom 17. Oct. heißt, für drei Jahre Trauben.

Die nächstfolgenden Reisetage geben wir in gedrängter Uebersicht nach Goethe's Briefen an Merck und Frau von Stein. Am 6. October ritten sie von Biel aus den See entlang über Erlach nach Anet; von da wollten sie weiter nach La Sange, verirrten sich aber im Ried, und mußten auf die Hauptstraße zurückgehen. Sie kamen nach St. Blaise, zu oberst des Neuenburger Sees gelegen, als eben die Mittagssonne, aus dem Gewölk tretend, den See herrlich be-

leuchtete. Nachdem sie des Anblicks recht genossen, ritten sie wieder nach Anet zurück. Am 7ten ging es bei Regenwetter durch Moor und Moos nach Murten, wo zu Mittag gegessen und aus einem gutgeschriebenen Buche die Geschichte der Murtenschlacht gelesen, auch ein Stückchen Schädel von den Burgundern mitgenommen ward. Dann zogen sie, während das Wetter sich aufklärte, durch die schöne Landschaft nach Bern. Nachdem sie hier am 8ten Morgens, die Straßen durchstreichend, sich am Anblick der schönen und reinlichen Gebäude gefreut hatten, brachen sie nach Thun auf und langten dort zeitig genug an, um noch die schöne Aussicht vom Kirchhof auf den See zu genießen und an der Aar bis gegen den See hin zu spazieren. Abends richtete Goethe an Lavater einige Zeilen, in denen ein Hauch stiller, frommer Beseligung athmet: „Lieber Bruder, Dich wiederzusehen, ist einer meiner beständigsten Wünsche diese vier Jahre her, und wird nun auch bald erfüllt. Ich habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören; wir wollen wechselsweis Rechnung von unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken, wieder ganz nah zusammenrudern und uns freuen, daß wir noch in Einer Luft Athem holen. Von dem, was ich mitbringe, unterhalt' ich Dich nicht im Voraus. Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen. Was sich davon offenbaren läßt, freu' ich mich in Dein Herz zu legen. Adieu, Bruder. Bisher sind wir glücklich gereist; bete auch, daß uns die himmlischen Wolken günstig bleiben, und wir an allen Gefahren vorüber gehen."

Am 9. October fuhren die Reisenden bei regnerischem Wetter früh von Thun ab über den See in einem bedeckten Schiffe, während Goethe einen Gesang aus Bodmer's Homer las. In Unterseen wurde zu Mittag gegessen, und dann auf einem engen Leiterwagen die Reise fortgesetzt; doch zogen sie es bald vor, zu Fuß durch das Thal bis Lauterbrunn zu wandern, wo sie beim Pfarrer einkehrten. Am nächsten Morgen ward der Staubbach, den sie schon am vorigen Abend gesehen hatten, zum zweiten Mal bewundert; dann wurde eine Fußtour auf den Steinberg und weiter hinauf bis an's Tschingelhorn unternommen, von der sie ermüdet in der Nacht in's Pfarrhaus zu Lauterbrunn zurückkehrten. Die vier folgenden Tage (11—14. Oct.)

n zu einem Ausflug in die Bernischen Gletscher verwandt, von
m sie am 14ten Abends wieder in Thun anlangten. Sie
en den Weg von Lauterbrunnen aus durch das Thal nach
elwald an den untern Gletscher, am 12ten an den obern
her, die Scheidegg hinauf, in's Haslithal, über Hof nach
nnen, am 13. zurück, nach Meiringen und Brienz, am 14ten
den See nach Interlaken, Unterseen, Thun. Goethe schrieb
ds sogleich an Frau von Stein: „Wir sind glücklich wieder hier
ommen. Diese vier Tage das schönste Wetter, heut und gestern
Wolke am Himmel, und die merkwürdigsten Gegenden ganz
in dem himmlischen Lichte genossen... Bisher hat uns das
unerhört begünstigt. Kein Gedanke, keine Beschreibung noch
ierung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände und
iieblichkeit in solchen lichtern Tageszeiten und Standpunkten."
i bricht gelegentlich ein wenig Unmuth hervor über des Herzogs
Art, den Speck zu spicken," und wenn ein Berggipfel mit
und Gefahr erreicht war, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und
mit Müh und Gefahr zu suchen. Doch war gleich wieder Alles
wenn er bedachte, wie Jeder seinen Pfahl im Fleisch zu schlep-
abe, und wie dem Herzoge sonst diese Reise wahren Gewinn
. „Er hat gar eine gute Art von Aufpassen, Theilnehmen und
er," schreibt er, „und beschämt mich oft, wenn er da anhaltend
ringend ist, etwas zu sehen oder zu erfahren, wenn ich oft am
vergessen oder gleichgültig bin... Wedel hat des Tags hun-
olle Einfälle; und wenn ihn nicht manchmal der Schwindel
e und auf Augenblicke böser Laune machte, wäre kein Gesell-
r über ihn." Von besonderm Interesse ist es, hier schon die
, erst 1789 gedruckte Ode „Gesang der Geister über den Was-
erwähnt zu finden. „Von dem Gesange der Geister,"
t er, „habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich
kaum beiliegender erinnern." Es spiegelt sich nicht bloß in
2 der Anblick des Staubbachs, sondern im Ganzen der Anblick
Wasser der Schweiz, und im Schwung der Empfindung der
uck der großen Naturbilder ab.

Am folgenden Tage (15. Oct.) ging es nach Bern, wo man
m 20ten verweilte. Dort wurden der natur- und landeskundige

Hospitalprediger Wyttenbach (Bruder des großen Philologen), das Naturalien-Cabinet bei Sprünglin, die Bibliothek, das Zeughaus, der Landschafter Aberli und viele andere interessante Männer besucht; auch unternahm man Ausflüge in die Umgegend, nach Langenau und zum Grabmal der Pfarrerin Langhans zu Hindelbank. Von Bern brachen die Reisenden den 20. October früh auf und zogen über Payerne Peterlingen und Moudon nach Lausanne, wo sie den 22. Mittags anlangten. Hier war für Goethe die interessanteste Persönlichkeit Mad. Branconi (Mutter des Grafen Forstenburg, natürlichen Sohnes des Herzogs von Braunschweig), der er ein Paar Besuche abstattete. „Sie kommt mir so schön und angenehm vor," schrieb er an Frau von Stein, „daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! ein Leben! einen Offenmuth, daß man eben nicht weiß, woran man ist!.. Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß von dem Felsen der Scylla erzählt: Unverletzt die Flügel, streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt; er muß sich für jedes Mal anderer bedienen. — Pour la colombe du jour elle a échappé belle; doch mag er sich für das nächste Mal anderer bedienen!"

Am 24ten früh ritten sie von Lausanne ab und kamen gegen 11 Uhr nach Rolle. Von hier aus machte Goethe allein einen Abstecher nach Mont zu Merck's Schwiegerältern. In Begleitung von Merck's Schwager, Oberforstmeister der dortigen Reviere, kehrte er Nachmittags zu seinen Reisegenossen zurück, und nun ritten sie zusammen gegen Abend den Jura hinan und genossen eines großartigen Anblicks. Wenn sie sich umkehrten, hatten sie die Aussicht auf den Genfersee, die Savoyer- und Wallis-Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebelflor auch die Gegend von Genf. Der Montblanc taucht immer höher hervor. Dieses herrliche Landschaftsgemälde sahen sie bei schönem Sonnenuntergang und dann bei hellem Mondglanz, in dessen Wiederschein der See blitzte. Die Begleitung des Oberforstmeisters verschaffte ihnen Quartier in einem wohlhäbigen Bauernhause. Am folgenden Tage ging es in das schöne Thal la Vallée de Joux, ein von der Orbe durchströmtes Längenthal des Jura, hinab. Im Dorfe le Pont nahmen sie einen

Wegweiser auf la Dent de Vaulion, eine der höchsten Spitzen des Jura, die nördlich von jenem Thale sich erhebt. Im Aufsteigen hatten sie, wenn sie umsahen, einen herrlichen Blick auf das Thal mit seinen schimmernden See'n. Ostwärts bildet le noir Mont, an dessen Fuße sie übernachtet hatten, die Grenze, westwärts der Risou, der sich allmälig in die Franche-Comté verliert; südlich wird das Thal von den Septmoncels begrenzt. Die Sonne schien heiß, es war gegen Mittag; nach und nach übersahen sie das ganze Thal bis zum Lac des Rousses hin, der ganz oben am Fuße der Septmoncels liegt. Sie freuten sich auf das Panorama, das auf dem Gipfel der Dent de Vaulion ihrer warten würde; allein, als sie dort anlangten, ragten nur die hohen Gebirgsketten und Gipfel aus einem weiten, von der Sonne glänzenden Nebelmeere in einen klaren Himmel hinauf — ein Schauspiel von ganz eigenthümlich erhabener Schönheit!

Am 26. ward beschlossen, die Dole, den höchsten Gipfel des Jura, der unfern des Thales de Joux liegt, zu besteigen. Einem Boten wurde Proviant aufgepackt, und so setzte sich die kleine Karavane in Bewegung. Welche Fülle des Glücks mag in jenen Tagen in der Brust des herrlichen Menschen gewohnt haben, der damals in der Vollkraft des ersten Mannesalters, mit dem Bewußtsein des Großen, was er geleistet und erreicht, mit dem Vorgefühl des Großen, was er noch leisten könne, mit einem von tausend Vorurtheilen, die Andere fesseln, befreiten Gemüth an der Seite seines fürstlichen Freundes einherritt! Nichts entging seinem Falkenauge, wie er herrschend von dem Pferde, ein Welteroberer in schönerm Sinne als Napoleon, über die Gegend daherblickte! Form der Gebirge und Thäler, Beschaffenheit des Bodens, der Vegetation, die Menschen, ihre Wohnungen, ihre ganze Lebensweise, Nahes und Fernes und der Himmel mit seinen Wolken, der sich über dem Ganzen wölbte, Alles beobachtete und faßte er rasch und rein auf. Gegen Mittag hatten sie das Thal hinter sich und den kahlen Gipfel der Dole vor Augen. Sie saßen von ihren Pferden ab und begannen den Berg hinanzusteigen. Endlich auf dem Gipfel angelangt, genossen sie des herrlichsten Schauspiels. Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Flurkarte unter ihnen, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Dörfer, Städtchen,

Landhäuser, Weinberge, und höher hinauf Sennhütten, meist weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne; auch von einem Theile des Genfersees hatte sich schon der Nebel zurückgezogen. Vor Allem aber behauptete der Anblick der glänzenden Eis- und Schneeberge seine Rechte, vor denen Goethe gern jede „Prätension an's Unendliche ablegte, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Denken fertig werden könne." Hinter einen Felsen im Sonnenschein gelagert, ließen sie sich das Essen und Trinken trefflich schmecken und sahen dem sich verziehenden Nebel zu. Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Vevay und das Schloß von Chillon, eine Menge Städtchen, Dörfchen, Häuschen lagen schon ganz deutlich da; nun enthüllte sich rechts auch Genf aus dem Nebel; linkshin aber lag das ganze Land von Lausanne bis Solothurn in leichtem Duft. Ungern trennten sie sich von dem Anblick und kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Cergue, wohin ihre Pferde gebracht waren. Auf dem Wege von da nach Nyon leuchtete ihnen der Mond, indeß sich ihre angespannten Sinne wieder lieblich entfalteten, um mit frischer Lust aus den Fenstern des Wirthshauses den breitschwimmenden Wiederglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Von dort ging die Reise nach Genf, wo sie einige Zeit durch trübes Wetter festgehalten wurden. Aus diesen Tagen sind uns zwei Briefe Goethe's an Lavater erhalten, auf die wir später zurückkommen. In einem derselben heißt es: „Vom Herzog sag' ich Dir nichts voraus, noch haben ihn die gescheidtesten Leute falsch beurtheilt. Du sollst ihm das Haupt salben, wie mit köstlichem Balsam, und ich will mich mit Dir im Stillen über ihn freuen." In Genf faßte der Herzog den Entschluß, über Cluse und Salenche in's Chamouni-Thal, und sodann über Valorsine und Trient nach Martinach in's Wallis zu gehen. Herr von Saussure, der auf seinem Landgute besucht und befragt wurde, hob die Bedenklichkeiten wegen der Jahreszeit, und so brachen die Reisenden am 3. November auf. Doch theilte sich die Gesellschaft beim Abschiede; der Herzog, mit Goethe und einem Jäger, wollte nach Savoyen, Herr von Wedel mit den Pferden durch das Pays de Vaud in's Wallis. Jene fuhren in einem leichten Cabriolet nach Cluse, wo übernachtet wurde. Am nächsten Tage be-

n sie die Tropfsteinhöhle zu Balme, zu deren Eingange sie
ım auf einer Leiter und Felsstufen, mit Hülfe übergebogener
ıäste und daran befestigter Stricke hinaufklettern mußten. In
ıche schickten sie das Cabriolet zurück und setzten den Weg zu
ort, indeß ein Maulesel mit dem Gepäck folgte. Als sie sich
rannahender Dunkelheit dem Chamouni-Thal näherten, wurde
ein wunderbares Schauspiel bereitet. Der Himmel wurde nach
ach sternenhell, und nun bemerkten sie über den dunkeln Berg-
n rechts vor sich ein Licht, das sie sich nicht zu deuten wußten.
ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Ple-
, nur größer, unterhielt es lange ihre Aufmerksamkeit, bis es
), da sie ihren Standpunkt änderten, wie eine geheimnißvoll
nde Pyramide über alle Bergspitzen hervorragte und sie über-
, daß es der Gipfel des Montblanc war. Von einem Sternen-
umgeben, schien er zu einer höhern Sphäre zu gehören, und
rd schwer, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu
gen.
Sie logirten in der Nacht vom 4. auf den 5. November im
sten Dorfe des Chamouni-Thals, le Prieuré, und stiegen Mor-
mit Speise und Wein wohlgerüstet, den Mont Anvert hinan,
ıs Eismeer zu besuchen. Obwohl, nach der Versicherung des
rs, seit 28 Jahren kein Fremder sich so spät, nach Allerheiligen,
hinaufbringen lassen, sahen sie doch Alles eben so gut, als ob's
ıgust gewesen wäre, und kehrten Abends, von der Anstrengung
et, in ihr Wirthshaus zu le Prieuré zurück. Am 6. November
n sie Morgens um 9 Uhr, das Gepäck auf ein Maulthier ge-
zur Fortsetzung der Reise auf. Auf dem Wege entschlossen sie
die Richtung über Valorsine aufzugeben und den Stieg über
ol du Balme zu wagen. Sie schritten muthig aufwärts in die
n der Nebel und Wolken, welche die Wandernden bald ganz
lten, bald tiefer hinabsanken, bisweilen auch durch Wolkenrisse
ıten das Chamouni-Thal erblicken ließen. Auf dem Gipfel des
ı Balme angelangt, hatten sie vorwärts das Wallisthal und
n bis Martinach und weiterhin mit Einem Blick mannigfach
ungene Berge übersehen. Auf rauhem Stieg ging es dann
ts durch einen alten Fichtenwald und weiter durch das Thal

[illegible], bis sie Abends in Martinach auf flachem Wallis-boden ankamen.

Das Wallis-Thal oder das Thal der obern Rhone bildet ungefähr einen rechten, nach Norden geöffneten Winkel, an dessen Spitze Martinach liegt. Hier ward nun beschlossen, am 7. November zuvörderst den nordwestlich auf den Genfersee zu gerichteten Winkelarm bis St. Maurice zu verfolgen, wo Freund Wedel mit den Pferden eintreffen sollte. Der Weg führte an der berühmten Pisse vache vorüber, einem hoch aus einer Felskluft flammend hervorschießenden Bache, der sich unten in einem Becken in Staub und Schaum auflöst. Erst spät in der Nacht waren sie wieder in Martinach und ritten am 8. November schon vor Tage wieder weg, um nun auch den andern Arm jenes Winkels zu verfolgen und bei Zeiten in Sion zu sein. Sie gelangten, weil sie eine zu passirende Brücke abgetragen fanden, erst spät, nach Mühen und Gefahren, hin und ritten im Abenddunkel noch bis Seyters. Von dort wandten sich Goethe und der Herzog am 9. November links in's Gebirge nach dem Leukerbade zu, mit der Verabredung, am nächsten Tage mit Wedel und den Pferden in Leuk wieder zusammenzutreffen. Nach einer sehr interessanten Tour durch schauerliche Gebirgsgegenden kamen sie gegen drei Uhr in Leukerbad an und hatten noch Zeit, einen Spaziergang an den Fuß des gewaltigen Gemmiberges zu machen. Gegen Abend stellte Goethe Beobachtungen über das sonderbare Gebäude der Wolken in diesen hohen Gebirgsregionen an und bedauerte, nicht eine Reihe von Tagen solchen Betrachtungen widmen zu können. Indeß meinte er, wie jedem Menschen sicher eine Spur im Innern bleibe, der zufällig bei großen Handlungen gegenwärtig gewesen, so werde auch derjenige, der solche große Naturschauspiele gesehen, und diese Eindrücke zu bewahren und mit anderen Gedanken und Empfindungen zu verbinden wisse, einen „Vorrath von Gewürz" für unschmackhafte Theile seines folgenden Lebens mitnehmen.

Am 10. November stiegen der Herzog und Goethe nach Leuk hinab, schickten dort, weil man erfuhr, daß für die Pferde weiterhin kein gutes Unterkommen zu finden sei, Wedel mit denselben das Wallis hinunter zurück und setzten dann selbst ihren Weg das Wallis hinauf bis Brieg und am nächsten Tage bis Münster fort. Der 12.

November war der beschwerlichste Tag der ganzen Reise; denn es galt, die Furka zu übersteigen. Von ihrem Jäger Hermann und zwei rüstigen Führern begleitet, wagten sich die kühnen Freunde in die ungeheure schneebedeckte Gebirgswüste, wo sie rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebende Seele wußten, höchstens ein Lämmergeier über ihnen vorüberrauschte, wo Lawinen drohten und der bahnbrechende Führer oft bis über den Gürtel in den Schnee sank. Nach glücklich überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten fanden sie Abends in Realp bei den Kapuzinern gastliche Aufnahme und labten sich, mit den Patres, Knechten und Trägern an Einem Tische, an den aufgetragenen Fastenspeisen und einem guten Rothweine.

Endlich, am 13. November, langten sie auf dem Gipfel des Gotthard's, zugleich dem Gipfel ihrer Reise, an und beschlossen, sich nun wieder der Heimath zuzuwenden. Es läßt sich denken, wie wunderbar sich Goethe hier oben vorkommen mußte, „wo er vor vier Jahren mit ganz anderen Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in anderer Jahreszeit, einige Tage verweilte und sein künftiges Schicksal nicht vorahnend, durch ein unbestimmtes Etwas bewegt, Italien den Rücken zukehrte und seiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegen ging."

An dieser Stelle bricht Goethe's eigene Beschreibung der Reise ab. Wie wir aus den Briefen an Frau von Stein sehen, ging der Rückweg über den Luzerner See nach Schwyz und Luzern; und von dort wurde zu Pferde der Weg nach Zürich zu Lavater gemacht, dem Goethe vom Gotthard herab seinen Besuch auf den 19. oder 20. November mit dem Zusatze angekündigt hatte: „So steht mir also das Liebste von der ganzen Reise noch vor." Wie sehr es ihn aber auch zu dem Freunde hindrängte, in dessen Herz er nun schon so manches Jahr her die geheimsten Gedanken, Ahnungen und Bestrebungen niedergelegt hatte, zu dem er über Vieles sogar vertrauensvoller als zu Merck sprach, weil er nicht Gefahr lief, den Mephistopheles in ihm aufzuwecken: so scheint er doch in dem Maße, wie die Reise sie näher zusammenrückte, sich mehr und mehr bewußt geworden zu sein, daß sie sich nur noch „mit ihren Existenzen nahe standen, mit ihren Gedanken und Imaginationen aber gar weit auseinander gingen, gleich zwei Schützen, die, mit den Rücken an einander lehnend, nach

ganz verschiedenen Zielen schießen." Goethe hatte mittler
„alle Prätension an's Unendliche" aufgegeben, wo
immer mehr zu schaffen machte. Daher schrieb Goet
Vorbereitung aus Genf (am 28. Oct.) an ihn: „Eins
aber doch wohl thun, daß wir einander unsere Particular
ungehudelt lassen. Du bist gut darin, aber ich bin ma
und unhold; da bitt' ich Dich im Voraus um Geduld.
da hat mir Tobler Deine Offenbarung Johannis *) gegeb
ist mir nun nichts noch, als Deine Handschrift; darüber
auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann d
nirgends und das Poetische nur hie und da finden; da
mir fatal, mir ist's, als röch' ich überall einen Menschen
gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A und
Du, lieber Bruder, wenn nun Deine Vorerinnerung gera
gentheil besagt, und unter dem 29. September 1779!
wir wohlthun, wenn wir irgend ein sittsam Wort sprechen
ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom
Hausvater, vom verlorenen Sohne, vom Säemann, von
vom Groschen u. s. w. göttlicher (wenn je was Göttlich
soll), als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Sieg
und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, al
Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mi
her." Bei der Zusammenkunft übten sie auch wechselsei
und rückten wieder nahe zusammen. In einem Briefe an K
30. November schreibt Goethe: „Hier bin ich bei Lavat
sten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner
eine Engelsstille und Ruhe bei allem Drange der Welt, u
haltendes Mitgenießen von Freud' und Schmerz. Doch ha
lich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß **Jeder** se
Frau, Kinder und eine rein menschliche Existen
nächsten Nothdurft hat; das schließt an einander
was feindlich ist, sogleich aus. — Lavater ist und bleibt e

*) Die **homiletische** Bearbeitung der Offenbarung Jesu a
— nicht die **poetische** Bearbeitung desselben Gegenstandes: **Jesus
oder die Zukunft des Herrn**, worüber Goethe günstiger urth

nsch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen
ın. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Stärke, Weisheit, Güte,
triebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ist weder in Israel
h unter den Heiden." So schieden sie den 2. Dec. im besten Ver-
ımen und unterhielten noch ein paar Jahre lang einen vertrauten
iefwechsel. Aber der vorletzte uns erhaltene Brief Goethe's vom
Oct. 1782 spricht noch einmal scharf die unausgleichliche Grund-
ferenz Beider aus und fügt hinzu: „Wir sollten einmal unsere
aubensbekenntnisse in zwei Columnen neben einander setzen und
rauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten." Der Bund
n nicht zu Stande, sondern statt dessen sollte bald Entfremdung
d Kälte eintreten.

Verließ hier Goethe einen befreundeten Mann, von dem sich
n Gemüth nach wenigen Jahren nothwendig ablösen mußte, so
ırte ihn die weitere Reise, ohne daß er es wußte, einem Jünglinge
, in welchem für die Zukunft ihm ein wahrhaft ebenbürtiger und
verbundner Geistesgenosse erwuchs. Nachdem in den nächsten
gen noch der Bodensee und der Rheinfall bei Schaffhausen, wo
7. December Lavater die Reisenden durch einen Abschiedsbesuch
erraschte, betrachtet worden waren, gingen sie am 8. December
h Stuttgart. Hier zeigte ihnen der Herzog seine Lieblings-
öpfung, die Militair-Akademie mit ihren Zöglingen, unter denen
Schiller befand, und ließ in Gegenwart des hohen Gastes und
ethe's den Jahrestag der Akademie festlich begehen. Götz, Cla-
o, Werther waren durch die eisernen Pforten der klösterlich abge-
iedenen Anstalt gedrungen und hatten in den Gemüthern der
glinge, vor Allen in Schiller, eine hohe Begeisterung für Goethe
egt. Wie mochte Schiller's Herz klopfen, als er den Bewunderten
Angesicht zu Angesicht in männlicher Schönheit und Kraft vor
erblickte! Aber auch Goethe's Brust wäre bewegt gewesen, hätte
ahnen können, daß ihm der Begleiter auf der höchsten und schön-
Höhe seiner Dichterlaufbahn, der Freund, der ihm eine neue
gend gab, in dem Kreise dieser Zöglinge erblühte.

Zum unerquicklichen Beschluß der Reise wurde nun noch einige
it an den übrigen süddeutschen und rheinischen Höfen zu Carls-
je, Darmstadt und Homburg verweilt. „Wir ziehen an den Höfen

schrieb Goethe Anfangs Januar an Frau von St
langeweilen, essen schlecht und trinken noch sch
unglaublich, was der Umgang mit Menschen, die
, den armen Reisenden abzehrt; ich spüre jetzt manch
daß ich in der Schweiz war." Um so stärker wuchs d
Sehnsucht nach Weimar, wo sie endlich wohlbehalten den
1780 wieder eintrafen.

Dreizehntes Capitel.

Die Jahre 1780 und 1781. Einfluß der Schweizerreise
und den Herzog. Krankheit Goethe's. Amtsgeschäfte. Besch
Schweizerreise. Jery und Bätely. Tasso. Die Vögel.
Biographie des Herzogs Bernhard von Weimar. Naturwiss
Studien. Excursionen. — Epiphanias 1781. Maskenspiele.
über die deutsche Literatur. Kayser. Apologie von Goethe's W
Leben. Feier seines Geburtstages. Urtheil des Midas. Tiefurt
Das Neueste von Plundersweilern. Elpenor. Anakreontis
Hymnen. Osteologische und anatomische Studien.

Das beispiellose Glück, das die Reisenden fortwähren
hatte, erregte allgemeines Erstaunen. Wieland zählte die
reise zu Goethe's meisterhaftesten Dramen. „Man muß
gestehen," fügt er hinzu, „daß er das wahre enfant gâté
und aller Schicksals-, Glücks- und Zufallsgötter ist; denn
hätte er doch mit aller seiner dramatischen Panurgie ke
fatale Wolke vom Himmel wegblasen können; und ein ei
glücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr responsab
könnte, und doch die ganze Welt responsabel gemacht hätte
länglich, das ganze Drama zu ruiniren. Daß nun das n
hen, sondern alle, Elemente und Wetter machende Götte
übrigen, die das große Kartenspiel des Zufalls mischen, so
und gutlaunig gewesen sind und von Anfang bis zu E

gute Karten gegeben haben, deß sind wir nun alle herzlich froh: sollen und wollen aber anbei das Verdienst dessen, der das Spiel spielte, nicht mißkennen; denn ein schlechter Spieler verliert auch mit guten Karten."

Goethe selbst blickte auf die Reise mit einem religiösen Dankgefühle zurück. „Das erste Mal," schrieb er an Lavater, „daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zusammen den ersten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem schönsten Hauche des Glückes fortgetrieben zu werden, in der späten Jahreszeit, Alles mit günstiger Sonne und Gestirnen; den ganzen Weg, den wir machen, begleitet zu werden von einem guten Geiste, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, wenn ich zurücksehe, wir zu so Manchem, das unsere Reise ganz macht, nicht durch unsere Wege und Wollen geleitet worden sind, und dann am Ende, daß wir auch durch den schönen Glückssohn bedeutet wurden, wo wir einen Grenzbogen beschreiben und wieder umkehren sollten, was wieder einen unglaublichen Einfluß auf die Zurückgelassenen hat und haben wird — das Alles zusammen gibt eine Empfindung, die ich nicht schöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten hindurch die Menschen Gott verehrt haben." Und so faßte er den Gedanken, in den Parkanlagen dem guten Glück „einen Stein der Dankbarkeit" zu widmen, ein viereckiges Monument, mit den Figuren der Glücksgöttin, des Genius und des Terminus auf drei Seiten und auf dem hintersten Felde mit der Inschrift: Fortunae Duci Reducique Natisque Genio et Termino ex Voto. In einem Briefe an Lavater *), der eine ausführlichere Beschreibung des projectirten Denkmals enthält, bat er diesen, den Maler Füßli zu einer Zeichnung nach der angegebenen, oder, wenn er es vorziehe, nach einer eigenen bessern Idee zu vermögen. Das Monument kam nicht zu Stande. Ein anderes, welches noch jetzt die ihm zugedachte Stelle einnimmt, ein antiker Altar, von einer Schlange umwunden, mit der Inschrift Genio hujus loci, hat keine Beziehung zur Schweizerreise.

Diese große Excursion, die Krone und der Abschluß der eigent-

*) Nr. 19, S. 56 ff.

ließ schon ein aus Zürich an Knebel geschriebener Bri
„So wohl mir's geht," heißt es darin, „so mannigfaltig
ist, sehn' ich mich doch wieder nach Hause, und ausdrück
Dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet und wie ich
daß er uns, wenn wir wieder näher rücken, immerfort i
und genießen lassen, was wir an einander haben; daß i
hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen,
trümmert und auf ewig in's höllische Feuer geworfen werd
werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlag
wahren alsdann einander zutraulich im Moment an's
Hebe diesen Brief auf, ich bitte Dich, und, wenn ich un
zeig' ihn mir vor, daß ich in mich kehre!" So meldet
Wieland an Merck am 17. Januar: Goethe sei multu
ab illo zurückgekehrt und habe in einem andern Tone z
angefangen, und noch ein Vierteljahr später schreibt er:
Dir nicht ausdrücken, wie gänzlich ich mit Allem, was
sagt, und kurz mit seiner ganzen Art zu sein, zufried
Ueberhaupt bedünkt mich, es gehe im Ganzen merklich
vordem, und daß ich in Goethe's öffentlichem Ben
σωφροσύνην wahrnehme, welche die Gemüther nach u
ruhigt." Selbst noch vom 1. September d. J. ist uns
nung von Goethe's Charakter in einem Briefe Knebel's
erhalten, welche von dem fortdauernd guten Eindruck G
seine Freunde zeugt und für uns um so größeres Gewicht
da sie aus der Feder eines die Menschen leicht schwa
Grämlings geflossen ist. „Etwas wehe thut es mir," schr

*) Briefe an Lavater, Nr. 19.

„daß Sie Goethe'n verkennen. Was soll ich sagen? Ich weiß es wohl, er ist nicht allzeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten, ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammen genommen ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen auch selbst von Güte ... Verkannt muß er werden und er selbst scheint darin zu existiren; die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Comödiant, doch prävalirt die erste. Er ist so biegsam, als Einer von uns; aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwäche nicht zu zeigen. Da läßt er denn gemeiniglich leere Lücken, oder stellt einen Stein davor, oder wenn er sie sehen läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie nicht berühre. — Wenn er nichts sagt, dann hat er seine Freunde am liebsten."

Jetzt trat auch in Goethe der von seinem Vater ererbte Sinn für Ordnung und Oekonomie, den wir schon in den letztverflossenen Jahren mehrmals sich regen sahen, immer stärker und bestimmter hervor. „Halte künftig meine Briefe hübsch in Ordnung," schrieb er am 6. März an Lavater, „und laß sie lieber heften, wie ich es mit den deinigen auch thun werde; denn die Zeit vergeht, und das Wenige, was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren." Ein noch deutlicheres Zeichen seiner zunehmenden Mäßigung war der ihm sonst nicht eigene Hang zu Selbstbeobachtungen *), der jetzt in ihm erwachte. Unter den letzten Tagen des März spricht sein Tagebuch den Entschluß aus: „Ich muß den Cirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen, näher bemerken: Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb, dieß oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, Alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier eben so. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß nur noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege." Aber bei dem bloßen Beobachten ließ er es nicht; er bekämpfte plötzliche Gemüthsbewegungen, raffte sich,

*) Vgl. Thl. I, S. 226 f.

[illegible] die Seele nach Ruhe begierig war, nochmals zur [illegible]
[illegible] scheuchte Morgens die Dämmerung des Schlafs durch
[illegible] frische Luft weg und rief sich; wie diät er auch lebte,
Tagebuche eine Warnung vor dem englischen Bier zu, indem
Stoßseufzer hinzu fügte: „Wenn ich den Wein abschaffen
wär' ich sehr glücklich!“ Als er dieses schrieb, hatte er s
Tagen keinen Tropfen Wein getrunken und machte die Bem
daß er bei der frugalen Lebensweise „täglich mehr in Blick u
schick zum thätigen Leben gewinne.“ Auch freute er sich,
„nun alle nicht mehr verliebt seien und die Lava-Oberfläche
kühlt habe;“ nur in die Ritzen, meinte er, dürfe man no
schauen, da brenne es noch *). So bemühte er sich jetzt ernst
Selbstherrschaft, fand jedoch, wie er klagt, noch viele Hinder
sich. „Die menschlichen Gebrechen,“ fährt das Tagebuch fort
rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los,
Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Ni
als wer sich ganz verleugnet, ist w e r t h zu herrschen und
herrschen.“

In dem Maße, wie er seine Empfindungen beherrschte u
centrirte, steigerte sich jedoch die Intensität und Innigkeit de
und so finden wir auch in seinem Verhältnisse zu Frau von
nach der Schweizerreise, wie Schöll treffend sagt, „das Leben
Gefühls noch wärmer, zum Guten mächtiger und freudiger in
zen, aber für Momente auch gefährlicher. Es zeigen sich Aug
vorübergehender Verstimmung, welche nicht, wie früherhin
Eifersucht auf Anläße, die ihm ihre Gegenwart entzogen,
sache hatten, sondern Aufwallungen seiner Liebe, welche di
verletzten.“ Vergleichen wir seine Stimmung im vorigen

---

*) Vergl. den „Stoßseufzer“ in Goethe's W. II, 232 (Ausgab
Bdn.):

> Ach! man sparte viel,
> Seltner wär' verrückt das Ziel,
> Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
> Ich könnte viel glücklicher sein —
> Gäb's nur keinen Wein
> Und keine Weiberthränen!

em Frühlingswetter, so ist sie in diesem sommerlich höher und verhält sich zu jener, wie sich zum reinen Aether in der Iphigenie die hwülere Luft verhält, die man im Tasso athmet. Und es war ja en in diesem Frühjahr, daß das letztere Gedicht seine Keime geann.

Auch auf den Herzog hatte die Reise eine günstige Wirkung ehabt. Er kehrte, wie Wieland rühmte, in herrlichem Wohlbefinen und ungemein guter Stimmung und mit herzgewinnendem Beehmen gegen seine ganze Umgebung zurück. Mit erhöhtem Ernste idmete er sich seinem Regentenberuf und für sein fortdauerndes Bachsen in allen fürstlichen Tugenden sprechen Bekenntnisse Goethe's om April bis in den October dieses Jahres, theils im Tagebuch, eils in Briefen an Lavater *). Von dem trefflichen Humor, woit er heim gekommen war, seiner großherzigen Ingenuität gegen länner, wie Merck, und insbesondere von seinen Gesinnungen gegen oethe zeugt ein Brief an Merck vom 31. Januar, aus dem wir s nicht versagen können, ein paar Bruchstücke aufzunehmen. Meine Frau habe ich ziemlich wohl getroffen, nur ist ihre ohnedieß cht sehr leichte Natur durch den gänzlichen Mangel von Abwechseng etwas niedergeschlagen, und da, wie bekannt, ein den Prinzesmen ganz versagtes Ding das Losarbeiten ist, so ist die Ermunteng bei uns etwas Unmögliches. Es hat mich bei meiner Rückaft gefreut, daß der erste Eindruck, auf welchen ich erstaunlich sehr lte, die Leute, mit denen ich leben muß, betreffend, nicht nur nicht angenehm, sondern sehr gut gewesen ist. Es hat mich eine gewisse onneteté angerochen, welche mir wirklich nicht einmal so in Darmdt vorgekommen ist. Sogar die langnasige Oberhofmeisterin war s siebenzehn Minuten lang nicht tödtlich zuwider. Meine Mutter nd ich gar brav und vortrefflich. Thusnelden ist der große Orden gehängt worden, nur will sie ihre Barden noch nicht öffentlich ouiren **). — Der Frau Aja Wein hat mir treffliche Dienste

*) Zusammengestellt bei Riemer II, 120 f.

**) Der Herzog und Goethe hatten das Bild der von den Brüdern Stolg selbst zu ihrem Symbol gewählten Gruppe zweier Centauren in ein Goldhmchen fassen lassen und der enthusiastischen Verehrerin jener Dichter an einem ttchen als Orden umgehängt.

geleistet; hätte ich nicht noch etwas Phlogiston davon in mir, wahrlich, der hier herrschende entsetzliche Schnupfen hätte mich übermannt. Aber wegen der Frau Aja denke ich so: hierbei schicke ich das, was ich wünschte, daß die Frau Aja gebrauchen wollte. Es muß von ihr nicht anders, als folgendermaßen angenommen werden: 1) ist es kein Präsent. Sie hat mir viel Gefallen gethan, da ich ihrer sehr nöthig hatte, um nicht für mein Geld schlecht im rothen Haus zu wohnen. Ihr macht das Nichtdasein des Geldes große Unannehmlichkeiten und ein Gefallen ist des andern werth; 2) erfährt der K. K. Rath nichts davon, sondern dem wird mein versteinerter Kopf zum Aufstellen übermacht; 3) erfährt Goethe nichts davon, weder heute noch je."

Die Schnupfenseuche, deren der Herzog erwähnt, war eine Art Influenza oder Grippe, wie wir jetzt sagen würden, welche damals in Paris, unter dem Namen la Grenade und bei den Damen la Coquette, ein Drittel der Bevölkerung ergriffen hatte und sich über halb Europa verbreitete. Auch Goethe wurde davon hart befallen. Schon in Frankfurt und bei dem Herumziehen an den Höfen in der Kälte war ihm nicht recht zu Muthe gewesen; aber die Bewegung der Reise und der ersten Tage in Weimar ließ die Krankheit nicht zum Ausbruch kommen. Indeß hatte er, wie er an Merck schreibt, „eine böse Zusammengezogenheit, eine Kälte und Untheilnehmung, die Jedermann auffiel und gar nicht natürlich war." Das zurückgehaltene Unwohlsein machte sich endlich um so stärker Luft und raubte ihm für mehrere Wochen die Fähigkeit zu jeder anstrengenden Geistesarbeit, bis sich seine glückliche Natur wieder durchhalf.

Kaum genesen, faßte er auf's Neue mit Ernst und Eifer seine Amtsgeschäfte in's Auge. Die leidige Kriegscommissions-Repositur machte ihm auch in diesem Jahre zu schaffen. „Hab' ich doch das in anderthalb Jahren nicht können zu Stand bringen," schrieb er im Mai in sein Tagebuch; „es wird doch, und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten. Freilich, es ist des Zeugs zuviel und der Gehülfen wenig." Dafür hatte er aber ein um so tüchtigeres Werkzeug für die Verbesserung der Kammergüter an dem früher genannten Land-Commissarius Bätty gefunden. Goethe und der Herzog sprechen in ihren Briefen an Merck mit glei-

:m Lobe von ihm *). In einigen gegen Franken hin gelegenen
mtern machte er vortreffliche Abzugsgräben und Wässerungen, und
ie seiner Anlagen erregte so großes Aufsehen, daß des Nachts
ürzburgische Unterthanen herüber kamen, die Gräben heimlich zu
:ssen und seine Art abzulernen. „Er ist in Allem ein Mensch,"
rieb Goethe an Merck, „wie es sehr wenige gibt, und wir bleiben
ir immer für die Acquisition verbunden." Darum war ihm dieser
ann auch „sein fast einziger lieber Sohn, an dem er sein Wohl-
fallen habe; so lange er lebe, solle es ihm weder fehlen am Nassen
ch Trocknen." Geht schon hieraus hervor, wie ernst Goethe's
nteresse an diesen Wirkungskreisen war, die weit von seinem Dichter-
:ufe ablagen, so spricht sich darüber eine Confession gegen Lavater,
s dem August d. J., möglichst bestimmt aus: „Das Tagewerk,
s mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird,
ordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht
rd mir täglich theurer und darin wünscht' ich's den größten Men-
en gleich zu thun und in nichts Größerm."

Unterdessen ruhten aber auch die freien Musenkünste nicht. Es
rden Versuche gemacht, große Musikstücke aufzuführen, namentlich
indel's Messias, wobei unser Dichter „neue Ideen von Declama-
n" gewann. Professor Oeser, den die Reisenden bei der Rückkehr
s der Schweiz in Weimar fanden und der in der schönern Jahres-
t nochmals auf mehrere Wochen zu Besuch kam, brachte die Deco-
ionsmalerei auf einen bessern Fuß und Goethe „vernahm ihn dar-
er recht ad protocollum." Für Lavater bemühte sich Goethe,
e Sammlung von Albrecht Dürer zu completiren und studirte
bei eifrig die Arbeiten dieses Künstlers, deren der Herzog mehrere
'aß. Er zeichnete auch bisweilen und suchte sich, wie er an Merck
rieb, „bald in dem geschwinden Abschreiben der Formen zu üben,
ld in der richtigern Zeichnung, bald sich an den mannigfaltigern
usdruck der Haltung theils nach der Natur, theils nach Zeichnungen
d Kupfern, auch aus der Imagination zu gewöhnen und so immer
hr aus der Unbestimmtheit und Dämmerung herauszuarbeiten."
:i diesen Bestrebungen fand er eine wichtige Bemerkung bestätigt,

*) S. Briefe an Merck, besonders S. 264 f. und S. 271.

die er schon früher an sich gemacht: „Auch hier sehe ich, daß ich mir vergebliche Mühe gebe, vom Detail in's Ganze zu lernen. Ich habe immer nur mich aus dem Ganzen in's Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreife ich nichts; aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zusammengeschleppt habe und immer mich vergebens zu wärmen suche, wenn auch schon Kohlen darunter liegen und es überall raucht, so schlägt denn doch endlich die Flamme in Einem Wink über's Ganze zusammen."

Wollen wir nun weiter Goethe's dichterische Productionen aus dem Jahre 1780 durchgehen, so können wir dahin füglich die Beschreibung der Schweizerreise *) zählen; denn sie ist, wie Wieland sagt, „ein wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist." Goethe hatte sie zur kleinern Hälfte schon auf der Reise selbst, zur Mittheilung an Frau von Stein, fast ganz in der Form, wie sie später veröffentlicht wurde, dictirt; die größere Hälfte, die Beschreibung des Zugs durch Wallis über die Furka und den St. Gotthard, den kühnsten Theil der Reise, von dem er seiner Freundin am wenigsten geschrieben hatte, componirte er bald nach der Rückkehr, im Februar und März, aus einzelnen im Moment geschriebenen Blättchen und Brieschen mit Hülfe einer lebhaften Erinnerung (Briefe an Merck, S. 228), und benutzte dazu selbst die bessern Stunden in den Krankheitswochen, so daß er sie in der ersten Hälfte Aprils in einer bei der Herzogin Amalia versammelten Gesellschaft vorlesen konnte. Goethe wollte es wenigstens Anfangs bei dem ersten Wurf nicht bewenden lassen. „Ich habe noch weit mehr damit vor," schrieb er am 7. April an Merck, „und wenn es mir glückt, will ich mit diesem Garn viele Vögel fangen." Er meinte damit wohl psychologische, naturwissenschaftliche und andere Reflexionen, wie sich deren in mehreren Briefen finden, Genrebilder und eingeflochtene Märchen und Legenden, wie in dem Briefe aus Münster vom 11. November, interessante Gespräche, wie jene Peroration des Kapuziner-Paters zu Realp, die vielleicht mit den Feldherrnreden beim Livius verwandt ist, und dergleichen mehr. Solcherlei Würzen hatte er wohl auch dem fernern Theile der Reise zwischen dem

*) Goethe's W. Bd. 14, S. 175 ff.

lünsterthal und Genf zugedacht, den er, nach einer Andeutung in
:n Briefen an Frau von Stein (8. April 1780), noch auszufüh-
:n beabsichtigte. Indeß hat er wohlgethan, es beim interessantesten
Theile bewenden zu lassen, in welchem die Begegnisse immer neu
nd mannigfaltig sind und an Bedeutung wachsen, der Uebergang
ber die Furka nach dem St. Gotthard die Katastrophe bildet, und
:r Vorhang auf dem Höhen- und Gipfelpunkte des Ganzen fällt.
Das Ding ist eins von seinen meisterhaftesten Productionen,"
rtheilte Wieland, „und mit dem ihm eigenen großen Sinne ge-
hrieben. Das Besondere aber, was ihn auch hier, wie fast in allen
Berken, von Homer und Shakespeare unterscheidet, ist, daß der Ich,
er Ille ego überall durchschimmert, wiewohl ohne alle Jactanz und
iit unendlicher Feinheit. Des Herzogs wird darin, wenigstens in
er Skizze, die uns Goethe las, selten und nur mit wenigen Zügen
edacht; aber diese Züge sind so charakteristisch und zeichnen einen
edlen und fürstlichen Menschensohn, daß mir's, wenn ich der Her-
og wäre, mehr schmeicheln würde, als eine Eloge von Mr. Thomas
it Trompeten und Pauken." Noch bewundernswürdiger aber, als
ie Beschreibung des Zugs durch Wallis zum St. Gotthard, worauf
ch Wielands Lob zunächst bezieht, ist jener Theil der Reisebeschrei-
ung, der beinahe ganz so, wie er in der Schweiz für Frau von
Stein dictirt worden war, in die später gedruckte Redaction über-
ing, z. B. die klassische Schilderung des Zuges durch die Vallée de
ioux, die trefflichen Berichte aus Cluse, Salenche, Chamouni u. s. w.
Daß sie," bemerkt Schöll sehr richtig, „unter und nach so anstren-
enden und spannenden Touren gleich mit dieser Sinnenstärke und
Seelenreinheit gemacht werden konnten, läßt uns wunderbar durch
ll die großen und lautern Bilder das gewaltige Auge des Mannes
ntgegenleuchten."

Eine andere poetische Frucht der Reise nach der Schweiz war
as Singspiel Jery und Bätely. Goethe ersann es auf dem
Rückwege, als er wieder in die flache Schweiz gelangte, schrieb es
ogleich nieder und konnte es, wie er in den Annalen behauptet,
völlig fertig mit nach Deutschland nehmen" *). Er sandte auch

*) Goethe's W. B. 27, S. 6 f.

bereits am 29. December 1779 von Frankfurt aus das Stück an seinen Landsmann und Jugendfreund Christoph Kayser; allein, daß er sich noch weiter mit der Dichtung beschäftigte, zeigt eine abermalige Sendung derselben an Kayser in zweiter Abschrift unter dem 30. Januar 1780, die er mit einer bis in's Einzelne gehenden Anweisung über die Art, wie er es componirt wünschte, begleitete; und selbst noch im April „tändelte er," zufolge einer Tagebuchnotiz *), „mit dem Drama." In Italien ward endlich das Stück nochmals so „um- und ausgearbeitet," daß es kaum noch zu erkennen war **). A. W. v. Schlegel nennt es „ein reizendes Naturgemälde in schweizerischen Sitten, im Geiste und in der Form der besten französischen Operetten." Die Handlung ist, wie es zum idyllischen Charakter der ganzen Dichtung paßt, sehr einfach und läßt den Grundgedanken klar hervortreten, daß „ein wackerer Mann ein guter Beistand ist." Die spröde Jery, welche bisher die treue Bewerbung Bätely's zurückgewiesen hat, wird durch die Hilfe, die ihr der Liebhaber gegen einen muthwilligen Beleidiger leistet, so gerührt, daß sie ihm Herz und Hand schenkt. Die Dankbarkeit erschließt der Liebe den Weg. In der Schweiz konnte sich leicht dem Dichter die Bemerkung aufdrängen, daß hier, wo der Mensch von einer gewaltigen Natur umringt und oft bloß an sich und seine eigene Kraft gewiesen ist, dem Weibe der Beistand des Mannes wünschenswerther, als anderswo, sein müsse ***). Die Ausführung des Gedankens ist gefällig und anmuthig; das Charakteristische der Natur und der Menschen ist treu beobachtet; man fühlt sich, wie Riemer sagt, „von Bergquellen und Mattenduft" angehaucht, und Goethe bekennt selbst, daß er die Gebirgsluft, die darin weht, jedesmal empfunden habe, wenn ihm die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegen traten. Vielleicht ist bei der Umarbeitung in Italien, wie nachweislich in anderen Stücken, hier und da ein charakteristischer Zug, der classischen Idealität zu Liebe, weggetilgt worden; allein auch schon in der frühern Bearbeitung muß

---

*) S. Riemer II, 117.

**) Goethe's W. B. 24, S. 248.

***) Düntzer, Goethe als Dramatiker (Leipzig, 1837) S. 131.

alles Rauhe und Derbe vermieden gewesen sein; denn, wie es in dem Briefe an Kayser vom 30. Januar 1780 heißt, waren hier „edle Gestalten in Bauernkleider gesteckt.“

Auf dem Heimwege aus der Schweiz, während er an den Höfen herumstrich, hatte Goethe noch den Gedanken einer dramatischen Arbeit von ganz entgegengesetztem Charakter gefaßt. „Den sogenannten Weltleuten,“ schrieb er damals an Frau von Stein, „suche ich nun abzupassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt, was sie guten Ton heißen, worum sich ihre Ideen drehen, und was sie wollen, und wo ihr Kreischen sich zuschließt. Wenn ich sie einmal in der Tasche habe, werde ich auch dieses als Drama verkehren. Interessante personae dramatis wären: Ein Erbprinz; ein abgedankter Minister; eine Hofdame; ein apanagirter Prinz; eine zu verheirathende Prinzeß; eine reiche und schöne Dame; eine dito häßlich und arm; ein Hofcavalier, der nie etwas Anderes als seine Besoldung gehabt hat; ein Aventürier in französischen Diensten, eigentlicher in französischer Uniform; ein Chargé d'affaires, bürgerlich; ein Musicus, Virtuose, Componist, beiher Poet; ein alter Bedienter, der mehr zu sagen hat, als die Meisten; ein Leibmedicus; einige Jäger, Lumpen, Kammerdiener ꝛc. Diese Nachricht bitte ich als ein Geheimniß zu bewahren; denn ob es gleich nicht viel gesagt ist, so könnte mir doch ein Anderer den Braten vorm Maul wegnehmen.“

Im April 1780 schrieb Goethe an Merck: „Von Drama's und Romanen ist auch Verschiedenes in Bewegung.“ Es gehörten dazu der vielleicht schon früher concipirte Tasso und Wilhelm Meister. Mit dem Letztern, auf den wir weiter unten zurückkommen werden, finden wir ihn im Juni und September, wenn auch nur vorübergehend, beschäftigt. Sein Tasso, bereits im März durchdacht, begann im Spätjahr eine festere Gestalt zu gewinnen; am 10. November berichtete er an Knebel: „Heute früh ist die erste Scene des Tasso fertig geworden,“ und am 13. meldete er der Frau von Stein die Beendigung des ersten Actes. Auch noch in der nächsten Zeit rückte die Arbeit weiter, so daß er am 23. November der Freundin berichten konnte, die erste Scene des zweiten Actes sei „so ziemlich fertig.“ Aber gegen den Schluß des Jahres kamen

wieder mancherlei Störungen. „Mein Tasso dauert mich selbst"
schrieb er den 31. December an die Freundin; „er liegt auf de
Pult und sieht mich so freundlich an; aber wie will ich zureichen?
Indem wir eine ausführlichere Besprechung dieser Dichtung ur
vorbehalten, bemerken wir hier nur, daß aus Goethe's Gemüth
kämpfen, wie er sie in den letztvergangenen Jahren erfahren hatt
aus seiner Stellung zum Fürsten, zum Hofe, zur Gesellschaft, zu
Geschäftsleben, und vor Allen aus seinem Verhältniß zu Frau v
Stein eine Fülle von Leben und Wärme in diese Dichtung geflos
ist. Doch hat man sich zu hüten, zu allen einzelnen Zügen derselb
Vorbilder in Goethe's Verhältnissen und Umgebung suchen zu wolle
Studium der Quellen, schöpferische Phantasie, Beobachtung d
eignen Herzens und des Lebens, Ueberliefertes, Imaginirtes u
Selbsterlebtes schlossen sich zu einem organischen Ganzen zusamme
Ohne Zweifel erinnert Tasso selbst an Goethe, so wie die edelzar
Fürstin, die mit Selbstverläugnung den Dichter liebt, ermuntert u
zu zügeln sucht, an Frau von Stein; und selbst auf die Gestalt d
liebenswürdigen Gräfin Lenore mag die schöne Marquise Bra
coni, welche Goethe in diesem Jahre ein paar Tage in Weim
bewirthete, nicht ohne Einfluß geblieben sein; aber zwischen d
Personen der Wirklichkeit und der Dichtung bleibt eben so unzwe
felhaft in manchen Charakterzügen noch ein großer Abstand.

Eine dramatische Production leichterer Art, die dazu diene
mußte, im Sommer 1780 das theatralische Wesen in Ettersburg i
lustigem Fortgange zu erhalten, sind die aus dem Studium d
Aristophanes hervorgegangenen Vögel. Goethe dictirte sie vo
Mitte Juni bis Anfang August in einigen Sonntagstunden de
Fräulein von Göchhausen. Sie wurden am 18. August zuerst i
Ettersburg aufgeführt, und machten, wie Wieland berichtete, eine
gar possierlichen Effect. „Außer der mächtigen Freude", fügte e
hinzu, „die der Herzog und die Herzogin Mutter an diesem Aristo
phanischen Schwank gehabt haben, ist's auch für Goethe's Freun
tröstlich, zu sehen, daß er mitten unter den unzähligen Plackereie
seiner Ministerschaft noch so viel gute Laune im Satz hat." Goeth
spielte selbst den Treufreund; den beschwichtigenden Epilogus spra
Corona Schröter. Es ist recht Schade, daß der Dichter der in di

pilog eröffneten Aussicht, auch „den weitern weitläufigen Er-
on dieser wunderbaren, doch wahrhaftigen Geschichte vorzutra-
später nicht entsprochen hat. Was uns in Goethe's Werken
zt, ist eine freie Bearbeitung des Anfangs von Aristopha-
Vögeln", aber eine so freie, daß Goethe mit Recht in einem
an Merck vom 3. Juli sein Stück „ein Lustspiel nach dem
ischen und nicht nach dem Griechischen" nennen konnte. Das
phanische Stück, das zu den Zeiten des Feldzugs nach Sicilien
stellt die damals in Athen herrschende Projectmacherei dar.
Volk ist von den heimischen Dingen übersättigt, der Partei-
abgestumpft, von Sicilien redet man mit Langeweile, man
sirt, man will Neues, neue Reizmittel des Interesses. Neben-
Alles der überspanntesten Hoffnungen voll; Jeder, dem es
t nicht gefällt, malt sich ein Utopien auf eigene Hand aus.
andern denn auch zwei Athenienser, Hoffegut und Rathefreund,
eimath überdrüssig, in die Welt hinaus, eine bessere Existenz
hen; sie kommen in's Land der Vögel und beschwätzen diese
ründung einer Stadt, von der aus Himmel und Erde be-
t werden soll*). Goethe hat von diesen Motiven nur das
leinste beibehalten, in der Ausführung aber sich durchaus nicht
s Vorbild gebunden. Sein Hoffegut und Treufreund sind ein
chlaraffen- und phäakenartig gesinnte junge Leute und zugleich
ten aus einer modernen Hauptstadt, die ein Land suchen, wo
von jeder Pflicht und Arbeit entbunden, des Wohllebens die
genießen könnte. Alle localen Beziehungen des Originals sind
n Goethe'schen Lustspiele ausgelöscht, dafür aber mancherlei
elungen auf neuere Verhältnisse, z. B. auf den preußischen
den östreichischen Doppelaar u. dgl., eingewebt. In anderen
n, wie in der Anrede Treufreunds an die ergrimmten Vögel,
ert Goethe mit Aristophanes, indem er den Detailmotiven
orgängers neue, selbsterfundene, für unsere Zeit verständlichere
herstellt. Aus dem Kukuk des Aristophanes hat er einen
u und diesen zum Symbol der Recensenten gemacht, während
apagei ein höchst ergötzliches Bild eines Lesers darstellt. Im

---

*) Des Aristophanes Werke, übersetzt von Droysen (Berlin 1835) I, 260 f.

Eingange werden noch insbesondere die Botaniker mit ihr
samen Nomenclatur verhöhnt. Das Ganze ist mit dem
Humor durchgeführt und mit feiner Ironie und Satire g
und unter dem tollen Scherz liegt manches gediegene Goldkö
chen Goethe'scher Weisheit und tiefer Welt- und Menschenk
verborgen.

Auf dem Felde der Lyrik begegnen wir im Jahre 178
Anzahl leicht hingeworfener, aber theilweise tiefempfunde
dichtchen, die Goethe seiner Herzensfreundin brieflich zukomm
Sie sind nicht in seine Werke übergegangen; der Leser kan
meinem Commentar zu seinen Gedichten zusammengestellt
Einen der köstlichsten Edelsteine aber im Kranze der Goet
Lyrik bildet die Ode „Meine Göttin", welche er am 15
1780 auf einer Rundreise im Lande von Kaltennordheim
Freundin zusandte. Dieses und das vorhergehende Jahr,
„Gesang der Geister über den Wassern" angehört, bezeichnet
treffend als eine „Periode der Steigerung", worin des
Geist einen edlern und höhern Schwung nahm. Gleichsam
beiden Brennpunkte in der Ellipse dieses Bienniums betra
die Schweizerreise und die erwähnte Rundreise im Lande, vo
jene durch den „Gesang der Geister", diese durch „Meine G
bezeichnet ist. Auch mit einem Briefchen vom 1. Mai 1780
Goethe eine „Hymne" an Frau von Stein, welche? darüb
jede Andeutung. Schöll denkt an den Gesang der Iphigenie
fürchte die Götter ꝛc." Ich möchte eher auf Ganymed rat

> Wie im Morgenglanze
> Du rings mich anglühst,
> Frühling, Geliebter!

Eine umfassende Arbeit, gewissermaßen auch poetischer
womit Goethe sich viel vom März bis in den Juni 1780 b
tigte, war eine Biographie des Herzogs Bernhar
Weimar. „Ich habe dazu", schrieb er am 7. April an
„viel Documente und Collectaneen zusammengebracht, kann s
ziemlich erzählen und will, wenn ich erst den Scheiterhaufen g
ter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdote

) zusammengelegt, ausgeschmückt und eine Menge schönes
werks und Wohlgeruchs darauf herumgestreut habe, ihn ein-
bei schöner, trockener Nachtzeit anzünden und auch dieses
t- und Lustfeuer zum Vergnügen des Publici brennen las-
Aehnlich lautet darüber sein Bericht an Lavater unter dem
ni, wo er noch hinzufügt: „Uebrigens versuche ich allerlei Be-
rungen und Hocus Pocus, um die Gestalten gleichzeitiger
n und Lumpe, in Nachahmung der Hexe von Endor, wenig-
bis an den Gürtel aus dem Grabe steigen zu lassen, und eben-
irgend einen König, der an Zeichen und Wunder glaubt, in's
horn zu jagen.“ Indeß wurde ihm nach vielfachem Sammeln
Schematisiren nur allzu klar, daß die Ereignisse des Helden
Bild machen. Er spielt zwar in der jammervollen Ilias des
gjährigen Krieges eine würdige Rolle, läßt sich aber nicht von
Gesellschaft absondern. Goethe glaubte jedoch einen Ausweg
den zu haben; er wollte „das Leben schreiben wie einen ersten
, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch schon vor-
end gedeutet wird; überall sollten Verzahnungen stehen bleiben,
Jedermann bedaure, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeister
ndert habe, sein Werk zu vollenden.“ Allein auch dieser Ge-
kam, über andere Beschäftigungen und Interessen, nicht zur
ihrung. Verloren war indeß die aufgewandte Zeit und Mühe
für Goethe; denn wie die Vorarbeiten zum Götz und Egmont
tiefer in's 15. und 16. Jahrhundert eingeführt hatten, so
oß sich ihm durch diese Bestrebungen das 17. Jahrhundert*).
Die Biographie des Herzogs Bernhard führt uns, als eine
der Kunst, halb der Wissenschaft angehörige Arbeit, schicklich
Goethe's poetischen Productionen zur Betrachtung seiner wissen-

---

*) Vergl. Böttiger's literar. Zustände I, 65, wornach Goethe die größ-
ls von Gotha bezogenen Materialien später theils an Woltmann, theils
i Geh. Rath Voigt überließ. Als Hauptschwierigkeit des Sujets wird dort
gehoben, daß „Bernhard's Größe weit weniger in Thaten, als in großen
rfen, in Visionen eines Reichs, das ihm sein Heldenmuth erwerben soll,
." — Wir erinnern noch an Schiller's gleichfalls unausgeführt gebliebe-
rojeet, den Herzog Bernhard durch ein Trauerspiel zu verherrlichen. Hoff-
er, IV, 328 f.

schriftlichen Thätigkeit im Jahr 1780 hinüber; und hier haben wir besonders seiner Bemühungen in der Naturkunde, naturwissenschaftlicher wie naturhistorischer Studien, zu gedenken. Um die Mitte des Jahres stellte er mit der Herzogin Mutter in Ettersburg physicalische Versuche mit dem Elektrophor an. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn das Studium des Buffon'schen Werkes Epoques de la Nature; er schrieb darüber den 7. April an Merck, mit Beziehung auf eine Aeußerung von Georg Forster: „Ich acquiescire dabei, und leide nicht, daß Jemand sagt, es sei eine Hypothese oder ein Roman. Es ist leichter das zu sagen, als es ihm in die Zähne zu beweisen. Es soll mir Keiner etwas gegen ihn im Einzelnen sagen, als der ein größeres und zusammenhängenderes Ganze machen kann. Wenigstens scheint mir das Buch weniger Hypothese, als das erste Capitel Mosis zu sein." Seine Begeisterung für Büffon beruhte auf einem ähnlichen Grunde, wie die für Spinoza. Er fand hier einen Schriftsteller, der in gleichem Sinn und Geiste, wie er, sich der Natur zu bemächtigen suchte, der auch „aus dem Ganzen sich in's Detail herausarbeitete," der „mit einer heitern, freien Uebersicht, mit Lust am Leben und am Lebendigen, sich froh für Alles, was da ist, interessirte" und „die Außenwelt, wie er sie fand, in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganze nahm" *). Jetzt begann er sich auch mineralogischen Studien, durch den in Genf besuchten Herrn von Saussüre angeregt und „durch sein Amt dazu berechtigt," wie er an Merck schrieb, mit einer wahren Leidenschaft zu ergeben. Ein junger Mann, der auf der Freiberger Akademie studirt und von daher eine außerordentlich reine Nomenclatur und eine ausgebreitete Kenntniß des Details, — zwei Dinge, woran es Goethe'n gerade fehlte, — mitgebracht hatte, war ihm bei diesen Studien vom größten Nutzen. Er ließ den jungen Naturforscher ein halbes Jahr lang durch das Weimarische Land umherziehen, um die Materialien zu einer mineralogischen Beschreibung desselben zu sammeln, und machte auch selbst kleine Excursionen zu diesem Zwecke; und in der Ueberzeugung, daß der Mineralog wie ein Hirsch sein müsse, „der ohne

---

*) Goethe's W. Bd. 40, S. 502 u. 503.

Rücksicht des Territoriums sich ätzet" *), schränkte er sich nicht „philisterhaft" auf das Gebiet des Herzogs ein, sondern „trieb seine schnellen Ausflüge und Ausschickungen" bis in's Würzburgische, Fuldaische, Hessische, Chursächsische u. s. w. hinüber und brachte so die meisten Stein- und Gebirgsarten der dortigen Gegend zusammen. Nun erst, „nachdem er selbst die meilenlangen Blätter dieser Landschaften umgeschlagen," vermochte er auch mineralogischen Büchern etwas abzugewinnen, und begann mit Eifer die Erfahrungen Anderer zu studiren. Indeß strebte er vorläufig nur nach „den allgemeinen Ideen und einem reinen Begriff, wie Alles auf einander stehe und liege, ohne die Prätension zu wissen, wie es auf einander gekommen."

Ueber einzelne Lebensvorfälle des Jahres 1780 können wir uns nach dem Vorangeschickten kürzer fassen. Eine größere Reise, wie die vorjährige in die Schweiz, ward nicht unternommen; aber es fehlte nicht an kleinern Ausflügen. So besuchte er in der letzten Hälfte des April mit dem Herzoge Leipzig in der Meßzeit, ritt mehrmals nach Gotha wegen der (im dortigen Archiv aufbewahrten) Materialien zu seiner Biographie des Herzogs Bernhard, wurde oft durch Feuersbrünste nach entfernten Ortschaften gerufen, unterließ nicht im September die gewöhnliche Reise in's Oberland und streifte mineralogisirend in den Gebirgen umher. Auch wurde mancher Tag durch Hoffestlichkeiten, theatralische Proben und Darstellungen, oder durch Besuche interessanter Fremden in Anspruch genommen. In das bunte Gewirre seines Lebens und seiner Thätigkeit eröffnet uns Riemer einen Blick durch folgende Zusammenstellung aus Goethe's Tagebuchnotizen vom 26. Mai bis zum 26. August:

„Theaterproben, Reisen nach Gotha, mineralogische Beschäftigungen, Decorationsmalerei, Wirthschaftseinrichtung des Prinzen Constantin, Feuerspritzenprobe, des Herzogs Vorbereitung und Aufnahme in die Freimaurerloge **), physicalische Versuche zu Etters-

---

*) Briefe an Merck, S. 267.

**) Auch Goethe wurde am Vorabend des St. Johannisfestes 1780 in den Freimaurer-Orden aufgenommen. S. Briefwechsel mit Zelter VI, 11.

bung, an verschiedenen Tagen in promptu wiederholtes Di
den Vögeln und deren Aufführung; Feuersbrünste in G
bach, wobei Goethe sich wieder durch lebensgefährliche H
zeichnete, in Stadt Ilm, in [illegible]lda, in Lobeda; Fah
[illegible]kurz bei Kahla, herrschaftlicher Besuch und Diner
Lust und Leben in Ettersburg, Aufführung von Jery u
tely; Besuch von benachbarten Herrschaften, von Frem
Leisewitz, Schröder und Gotter und zuletzt der
Branconi."

Die mehrmals erwähnte Herbstrundreise mit dem He
gann den 5. September und ging zunächst nach Ilmenau,
Umgegend bis zum 9. fleißig mineralogisirt wurde. In S
(am 10. Sept.) wollte es ihm nicht wohl werden, da er
vorigen Zeiten so manch Leidiges ausgestanden." Dann
den 11. September, unterwegs „an allen Felsen klopfen
Schmalkalden, und an den folgenden Tagen über Zillbach
tennordheim. Auf dem Wege freute er sich an Bätty's
besserungen; unschmackhafte Viertelstunden füllte er durch
aus, oder indem er seine Phantasie spielen ließ. „Da
größte Gabe, für die ich den Göttern danke," schrieb er aus
an Frau von Stein, „daß ich durch die Schnelligkeit und
faltigkeit der Gedanken einen Tag in Millionen Theile spa
eine kleine Ewigkeit daraus bilden kann;" und zwei Tag
aus Kaltennordheim: „Wenn ich denke, ich sitze auf meine
per und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal
Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche
Flügel, und geht mit mir durch," worauf dann am nächst
die herrliche Ode „Meine Göttin" folgte. Dann ging es
September weiter über Ostheim nach Meiningen, wo er,
Felsen und Wäldern, mit Menschen zu verkehren hatte. „D
paar Tage," klagte er seiner Freundin am 24. September
mir sauer geworden, weil ich weder Leichtigkeit habe noch L
mit den Menschen sogleich zu leben; jetzt aber geht's besser.
der Rückreise besuchte er mit dem Herzoge die Frau von S
ihrem Gute zu Kochberg. Er ließ sich hier irgend eine
seiner Leidenschaft zu Schulden kommen, weßhalb ihn di

die Schranken zurückweisen mußte. Ein lebhafter Schmerz hier-
er spricht sich in dem Briefe aus, den er ihr am 10. October
ends nach seiner Rückkehr aus Weimar schrieb; und die Anfänge
 Tasso, die in diese Zeit fallen, lassen den Abdruck seiner dama-
en Gemüthsstimmung deutlich genug erkennen. Aus der noch
rigen Zeit des Jahres 1780 heben wir nur noch ein Zusammen-
ffen mit Merck hervor, das am 21. October zu Mühlhausen statt-
d. Goethe schrieb darüber an Frau von Stein: „Mit Mercken
' ich einen sehr guten Tag und ein paar Nächte verlebt. Doch
cht mir der Drache immer bös Blut; es geht mir wie Psychen,
 sie ihre Schwestern wiedersah;" und einige Tage später: „Die
sammenkunft mit Merck hat mir geschadet und genützt; das läßt
 in dieser Welt nicht trennen."

Ein geräuschvolles Treiben führte ihn in's Jahr 1781 hin-
r. „Mein Winter", schrieb der Herzog am 20. Februar an
rck, „ist in mancher Unruhe verlebt worden. Kaum drei Wochen
ter einander, ohne irgend einen fürstlichen Besuch, welches mir
r viel Ehre immer brachte, doch aber immer so viel Muße, Zeit
 endlich gute Laune nahm, daß ich fast nicht weiß, ob ich ge-
nn oder verlor." Dazwischen kamen nun die herkömmlichen Win-
vergnügungen, Bälle, Concerte, Redouten und das Geburtstagfest
 regierenden Herzogin, zu denen Goethe seinen Tribut zu bringen
gte. So meldete er am 19. Februar an Lavater, daß er wieder
hrere Tage im Dienste der Eitelkeit zugebracht. „Man über-
ibt," setzt er hinzu, „mit Maskeraden und glänzenden Erfindun-
 oft eigene und fremde Noth. Ich tractire diese Sachen
s Künstler, und so geht's noch. Reime, bei dieser Gelegenheit
nacht, schickt Dir vielleicht Kayser. Wie Du die Feste der Gott-
igkeit ausschmückest, so schmück' ich die Aufzüge der Thorheit."

Zu diesen poetischen Spenden, wodurch er in die Hofvergnü-
ngen mehr Geist und Geschmack zu bringen suchte, gehört auch
s Gedicht Epiphanias. Es wurde am 6. Januar, als dem
ge der heil. drei Könige, von einer Maskengesellschaft bei einem
stmahle dramatisch dargestellt, wie das Gedicht „Auf Mieding's
d" bezeugt:

Dramatisch selbst erschienen hergesandt
Drei Könige aus fernem Morgenland.

Auf die stattliche Versammlung der Gäste deutet die Schlußstrophe. Ursprünglich war sicher das Ganze als Maskengespräch vertheilt, vielleicht auch ausführlicher; denn nach dem jetzigen Umfange des Gedichtes würde die dramatische Scene etwas zu flüchtig vorübergehen. Den ersten König spielte Corona Schröter, woraus sich die Schlußverse der dritten Strophe erklären.

Am Geburtstage der Herzogin Louise, dem 30. Januar, wurde wieder Iphigenie aufgeführt. Nun findet sich aber in Goethe's Werken dem „Zuge der Lappländer“, einem Maskenspiel, worin der Fürstin äußerst feine und edle Huldigungen dargebracht werden, eben jenes Datum beigefügt. „Gewiß irrig“, bemerkt hierzu Schöll. „Es war an demselben Abend bloß theatralische Vorstellung. Gehört der Zug der Lappländer in diese Zeit, so könnte er in der Nähe des Geburtsfestes nur am 26. Januar auf der vierten, oder am 2. Februar auf der fünften Redoute vorgekommen sein.“ Durch Goethe's Briefe an Frau von Stein steht es nunmehr fest, daß, meiner schon früher ausgesprochenen Vermuthung gemäß, der Aufzug des Winters, den die Chronologie der Goethe'schen Werke in's Jahr 1782 setzt, dem Jahre 1781 angehört, und zwar am 16. Febr. auf der siebenten Redoute dieses Winters aufgeführt ward. Unsicher bleibt jedoch noch die chronologische Stelle des Aufzugs der vier Weltalter, den die Chronologie gleichfalls in's Jahr 1782 setzt.

Den Winter mit seinem Gefolge als Maskenzug auftreten zu lassen, war ein nahe liegender, aber auch ein guter Gedanke; und besonders sind seine Begleiter glücklich gewählt. Die zunehmende Herrschaft der Nacht ist es, was den Winter herbeiführt; daher schreitet ihm die Nacht mit dem Schlaf und den Traumgöttern voran. Sodann tritt er selbst hervor und rühmt sich als Freund der Geselligkeit, worauf die Hauptbeförderungsmittel derselben, das Spiel, der Wein, die Liebe, das Schauspiel, in Tragödie und Komödie getheilt, und das Carneval sich der Reihe nach personificirt darstellen. Weniger passend schließen sich ihnen die vier Temperamente an, die in den nachfolgenden bunten Chor der Masken zu

isen waren, der sich dann auch besser als dem Carneval unter-
net dargestellt hätte. Das zuletzt auftretende Studium, das
em Carneval nichts gemein hat, lenkt schließlich als unmittel-
Schützling des Winters die Aufmerksamkeit wieder auf den
lpunkt des Ganzen zurück. Die vier Weltalter behandeln
ben Gegenstand, den Schiller in einem gleichnamigen Gedichte
lls für einen geselligen Kreis besungen hat. Aber während in
er's Behandlungsweise der culturhistorische Gesichtspunkt fest-
en ist, faßt Goethe, mehr naturphilosophisch, die Reihe der
lter als einen Cyclus innerlich nothwendiger Entwickelungs-
i der Menschheit auf, der sich unaufhörlich wiederholen muß*).
n Ganzen spiegelt sich in den Stoffen, die Goethe nach einan-
den Maskenzügen gewählt, der geschichtliche Gang ab, den die
überhaupt in Beziehung auf die Wahl ihrer Gegenstände zu
n gezwungen ist. Wie diese stets von den einfachsten und all-
nsten Verhältnissen zu immer künstlichern und zusammengesetz-
ibergehen muß, und dadurch ihre Aufgabe immer schwieriger
so finden wir auch hier in den Maskenzügen zuerst Sujets be-
lt, welche allgemeine und gemeinsame Bezüge zu der Menschheit
, wogegen später das Bedürfniß der Mannigfaltigkeit und Neu-
i speciellern Gegenständen, wie die romantische Poesie und „die
mischen Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens"

Mitten unter dem Getriebe der winterlichen Lustbarkeiten war
ine ernstere Production entstanden, ein Gespräch über die
che Literatur, das er am 6. Januar dictirte. Es ward
ßt durch Friedrich's des Großen Schrift De la littérature
ande, worin er über Goethe sich in folgender Weise äußerte:
à un Goetz de Berlichingen, qui parait à la scène,
ion détestable de ces mauvaises pièces anglaises."
e schrieb am 14. November 1781 an Merck über sein Ge-
: „Ich will es noch einmal durchgehen, wenn ich es von der
r zurückkriege. Mein Plan war, noch ein zweites Stück hinzu-
n, denn die Materie ist ohne Grenzen. Nun ist aber die erste

*) Vergl. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 435.

Luft vorbei, und ich habe nichts mehr zu sagen.“ Mittlerweile waren Andere gegen den königlichen Aristarch aufgestanden, namentlich der berühmte Möser in Osnabrück, der Goethe'n seinen Aufsatz durch Frau von Voigts, seine Tochter, zusandte. Der Brief (vom 21. Juni 1781), worin Goethe seinen Dank abstattet, ist uns erhalten *); er gibt an einer Stelle folgende höchst interessante Charakteristik seiner schriftstellerischen Bestrebungen: „Ich unterschreibe es besonders sehr gern, wenn Ihr Herr Vater meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch auf das Jahrzehend, um nicht zu sagen Jahrhundert, unserer Literatur. Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unseren Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, *handelnd, schreibend und lebend*, immer näher zu kommen.“ Ueber das Urtheil des Königs äußert sich der Brief mit Ruhe und Billigkeit: „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit eisernem Scepter führt, muß die Production eines freien und unerzogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdieß möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme.“ Und daß dieses Urtheil kein bloß ostensibles war, zeigt das vertraute Wort in dem oben genannten Briefe an Merck: „Wie er (der König) in seinem verschabten blauen Rock und mit seiner buckligten Gestalt große Thaten gethan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrectificirlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen.“ — Goethe's Gespräch ist

---

*) Goethe's W. Bd. 27, S. 491 ff.

nicht erschienen, was um so mehr zu bedauern, da es nach einer Charakteristik, welche Merck davon in einem Briefe an Forster gegeben, „meisterhaft geschrieben“ gewesen sein muß.

In dem ersten Vierteljahr 1781, worin die zuletzt besprochenen dichterischen Productionen entstanden, war Goethe indeß nicht durchweg so körper- und geistesfrisch, als der gute Humor, der sie durchweht, vermuthen lassen sollte. „Ich bin zeither krank,“ schrieb er im Februar an Lavater, „meist ohne es zu sagen, daß Niemand frage, und der Credit aufrecht bleibe. Ich halt' es oft mit den Zähnen, wenn die Hände versagen.“ An solchen Tagen empfand er die Bürde der Amtsgeschäfte schwerer, als sonst. „Ich lade fast zu viel auf mich,“ heißt es weiter in dem Briefe an Lavater, „und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen; und ich möchte doch so viel Anderes auch nicht fallen lassen.“ Da gereichte ihm denn manchmal ein Gespräch mit seinem Jugendfreunde, dem Musiker Kayser, zur Erquickung, der sich in diesem Winter zu Weimar aufhielt. Das vertraute Verhältniß zu diesem Manne beruhte weniger auf Beider Jugendbekanntschaft, als auf einem tiefen Bedürfnisse des Dichters. Goethe hatte schon in seinen frühesten Liedern, Balladen und anderen dichterischen Erzeugnissen, die Poesie so nahe zu ihrer ursprünglichen Natur, die eine Vereinigung der Gesangestöne mit dem Worte verlangt, zurückgeführt, daß er oft schmerzlich die Fähigkeit vermissen mußte, selbst sein Wort zum eigentlichen Gesange zu verklären *). Diesen Mangel, den er in sich wahrnahm, suchte er in früheren, wie in späteren Jahren durch engeres Anschließen an Componisten möglichst zu ersetzen; und wie wir ihn jetzt mit Kayser lebhaft verkehren sehen, so fanden wir ihn zu Leipzig mit Breitkopf, zu Offenbach mit André und werden ihn später mit Zelter in innig freundschaftlichem Verhältnisse finden. Es war das tief empfundene Bedürfniß der Ergänzung des Dichters durch den Musiker, was diese Verbindungen hervorrief und unterhielt. Für Kayser's Fortbildung sorgte er, indem er die Einführung desselben bei Gluck vorbereitete; der Herzog schrieb selbst an den Ritter, und nach eingelaufener gün-

*) Vgl. Thl. I, S. 197 ff.

die schönsten Wirkungen kund. Er rühmt in seinen Briefe[n],
daß ihre Liebe ein schönes Klima um ihn mache und ihn v[on man-]
chem Ueberrest der Sünden und Mängel heile; er nennt di[e Freundin]
eine Sonne, die sich nie verstecke noch untergehe, wenn [die]
Himmelssonne sich verberge. Er gestand ihr, daß sie ihm di[e Rein-]
heit und Ruhe seines Herzens wiedergegeben; „glaube mir“ [schreibt]
er, „ich fühle mich ganz anders; meine alte Wohlthätigk[eit kommt]
zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast [mir den]
Genuß im Gutesthun gegeben, den ich ganz verloren ha[tte; ich]
that's aus Instinkt, und es ward mir nicht wohl dabei.“ [In der]
That finden wir ihn jetzt nicht bloß für Kayser, sondern auch [für den]
jungen Maler Tischbein, der mit Studien nach Raph[ael aus]
Rom zurückgekehrt in Zürich Lavater entzückte, so wie für [...]
hülfreich bemüht; er unterhält einen anregenden Verkehr mit [...,]
einen brüderlichen Umgang mit Knebel, er nimmt den ern[stesten]
Antheil an der Entwickelung des jungen Herzogs, er bemüht [sich um]
eine sichere Haltung im Umgang mit den Menschen und um [Ruhe]
und Besonnenheit im Urtheil über sie. „Ich bitte Dich fuß[fällig“]
schrieb er im März an die Freundin, „vollende Dein W[erk,]
mache mich recht gut;“ und etwas später rühmt er in einem

gnet; „jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und
nospe; die stille, reine, immer wiederkehrende leidenlose Vegetation
röstet mich oft über der Menschen Noth, ihre moralischen, noch
ehr physischen Uebel.“ Schon in der ersten Hälfte des März (vom
. bis zum 15.) war er mit dem Herzoge in Neunheiligen und
achte dort an dem Grafen und der Gräfin Werther Studien für
inen Wilhelm Meister, dessen Graf und Gräfin poetische Ueber-
tzung Jener zu sein scheinen. Auch zeichnete er fleißig nach vor-
efflichen Everdingen, die der Graf besaß. Um Ostern beschäftigte
n eine Durchsicht seiner Iphigenie, worauf er dann wieder,
m der Freundin angetrieben und von ihrer Liebe begeistert, seinen
asso angriff, und bis in den Mai hinein daran lebhaft weiter
chtete. Ende Juni und in der ersten Hälfte Juli finden wir ihn in
lmenau und der Umgegend Bergwerksgeschäften und mineralogi-
hen Studien hingegeben. In Ilmenau selbst ward es ihm, wie er
r Freundin klagte, nicht wohl; „die Geister der alten Zeiten“
eßen ihm hier keine frohe Stunde, „die unangenehmen Erinnerun-
n hatten Alles befleckt.“ Anfangs Juli ward von dort ein Aus-
ug nach der Schwarzburg und weiterhin nach Blankenburg unter-
ommen, wo die Bergwerke befahren wurden. In Rudolstadt ward
bernachtet, und dann über Teschnitz, des dortigen Marmorbruches
egen, der Rückweg nach Ilmenau eingeschlagen. Zwischen seinen
ortigen Geschäften vergaß er nicht der geliebten Freundin. Er
alte für sie auf Porzellan und schickte ihr eine Tasse und ein paar
lumentöpfe von seiner Hand mit seinen zärtlichen Briefen zu.

Während er so dem Leben in mannigfachster Thätigkeit mit
ischer Seele zugewandt war, hatten sich über seinen Gesundheits-
stand und seine ganze Lage in Weimar Gerüchte verbreitet, welche
ine entferntern Freunde lebhaft beunruhigen mußten. Das Schrei-
en (vom 11. August), womit er die Besorgnisse seiner Mutter zu
eschwichtigen suchte, ist in vielen Beziehungen so interessant, daß
ir das Wichtigste daraus dem Leser nicht vorenthalten dürfen.
lachdem er sie zuerst über sein Befinden beruhigt, fährt er fort:
Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ungeachtet großer Be-
hwernisse, auch sehr viel Erwünschtes für mich; wovon der beste
eweis ist, daß ich mir keine andere möglich denken kann, in die

ich gegenwärtig hinüber gehen möchte. Merck und Mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne; und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war; wo ich durch manche Fehler des Uebergriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatten; wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklichern Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat? Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Muth lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden."

Dieser triftigen Apologie seines Weimarer Aufenthaltes fügen wir noch ein paar Worte theils zur Erläuterung, theils als Zusatz bei. Es war sicher ein gesunder Instinkt seiner Natur, der Goethe in den ersten blühendsten Mannesjahren in eine solche Vielthätigkeit stürzte; denn wie er damals von einer Fülle der regsten Gemüths- und Körperkräfte strotzte, waren seine Leidenschaften so gewaltig, daß nur eine unbegrenzte Geschäftigkeit sein Wesen in einem schönen Gleichgewicht zu erhalten vermochte. Hätte er jene Jahre nicht in Verhältnissen zugebracht, die ihn von tausend Seiten in

Anspruch nahmen, vielleicht hätten ihn seine Leidenschaften aufgezehrt, wie so Manchen aus seiner Sippschaft der Sturm- und Drangperiode. So aber überlebte er jenes wilde Geschlecht der Titanen als ein ruhig kräftiger, selig herrschender Zeus. Und dann ist nicht zu übersehen, daß Goethe's ganze Natur ihn dahin drängte, sich nicht bloß zum Dichter, sondern im weitesten Sinne zum Menschen zu bilden. „Der Mensch gewann, was der Poet verlor," wie es im Tasso heißt. Wohl hätte sich in einer andern Lebenslage bei ihm eine reichere, vollere Blumenkrone von Poesieen entwickeln können, aber schwerlich würde das ganze Gewächs seines Lebens eine solche Kraft, Gesundheit und Tüchtigkeit gewonnen haben.

Was ihm aber alle seine Sorgen und Mühen versüßte, war einmal die Freude, so viele seiner Pflanzungen fröhlich wachsen und gedeihen zu sehen, dann das Gefühl, daß die Opfer, welche er brachte, durchaus freiwillige waren, so daß er nur, wie er an die Mutter schrieb, „Postpferde durfte anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe im Aelternhause wieder zu finden," und drittens die Gunst und Liebe, die ihm in seiner Umgebung, zumal von Seiten der fürstlichen Personen, begegnete. So ward ihm auch jetzt, auf seinen Geburtstag, von der Herzogin Mutter eine überraschende Auszeichnung bereitet. Die lebensfrohe Fürstin, die von diesem Jahre an regelmäßig einen Theil des Sommers in Tiefurt zubrachte, ließ ein dort errichtetes Gartentheater, die berühmte Mooshütte, mit einem komischen Pantomimenstück „Minervens Geburt, Leben und Thaten" eröffnen, welches, nach Art der ombres Chinoises, aber von lebenden Personen hinter durchsichtigem Vorhange aufgeführt und von Seckendorf mit erklärenden Versen und Musik ausgestattet, mit einer Verherrlichung des Goethe'schen Genius und seiner Leistungen schloß. Im dritten Act fand nämlich die Göttin im Buche des Schicksals als einen der glücklichsten Tage den heutigen bezeichnet, der vor 32 Jahren der Welt einen der besten und weisesten Menschen geschenkt. Ein Genius schrieb Goethe's Namen in die Wolken; Minerva umflocht ihn mit einem Kranz und weihte ihm die ihr im vorigen Acte dargebrachten Geschenke: Apoll's Leier, der Musen Blumenkränze u. s. w. Die Peitsche des Momus, an deren Riemen

[illegible] zu lesen war, hatte sie bei Seite gelegt, während in feurige Inschriften „Iphigenie“ und „Faust“ hervortraten. Zum Schlu aber kam Momus wieder und hing auch dieses Attribut zu de andern Weihgeschenken. Der Herzog wirkte bei diesem Festspiel al Vulcan mit, der dem Jupiter den Schädel spaltet, der Maler Krau (mit colossalem Puppenkopf) als Jupiter, Corona Schröter al Minerva. Später im Jahre (den 24. Nov.) wurde wieder ein Schat tenspiel, ein von Goethe angeordnetes und mit erklärenden Zwischen reden ausgestattetes pantomimisches Stück „das Urtheil des Midas“ aufgeführt.

Näheres über das Stück „Minervens Geburt“ *), so wie di erklärenden Prologe und Zwischenreden zu König Midas enthäl das Tiefurter Journal, ein handschriftliches Wochenblatt, da kurz vor Eröffnung des Tiefurter Theaters begonnen ward und vo dem heitern Geiste des Weimarischen Musenhofes zeugt. Nach den vom 15. August datirten Avertissement konnte man darauf mit baa rem Gelde, mindestens einem Goldstück, oder mit „beschriebenen Papier“ als Beiträgen abonniren. Den Inhalt bildete ein buntes Gemisch von humoristischen Aufsätzen, Gedichten, Räthseln, Charaden, Anekdoten, Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen u. dgl Die Herzogin Amalie schrieb darüber am 6. November 1781 an Merck: „Ich freue mich sehr, daß das Tiefurter Journal seinen leidlichen Weg auch bei Ihnen macht; nächstens soll wieder etwas erscheinen zu beliebigem Amüsement des Herrn Kriegsrathes. Das Incognito hat gewiß seine köstlichen Vorzüge und kann unter diesem Mantel auch noch zuweilen etwas Mephistophelisches den Nächsten zur Erbauung mit untergehen, das von Nah und Fern den Herausgebern sehr willkommen sein wird.“

Höchst wahrscheinlich gehört auch die humoristische Dichtung „das Neueste von Plundersweilern“ dem Jahre 1781 und zwar dem Schlusse des Jahres an **). Goethe beabsichtigte die üb-

---

*) Vergl. Weimars Album, S. 61 ff.

**) Nach der Angabe in Goethe's Werken würde sie dem Jahre 1780 angehören. Ohne Zweifel waltet aber bei dieser Angabe ein Irrthum ob. Die Briefe vom Anfang des Jahres 1781 erwähnen dieser Production, die in den

Christagsbescheerungen der Herzogin Amalie diesmal mit
einer ergötzlichen Gabe zu erwiedern und wählte dazu „die
e Literatur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherz-
Nach seiner Erfindung wurde durch Kraus eine Aquarell-
ng verfertigt, zu gleicher Zeit aber ein Gedicht geschrieben,
die bunten und seltsamen Gestalten einigermaßen erklären
Das Bild war auf einem vergoldeten Gestell eingerahmt und
t; und als nun Jedermann sich über die Gaben der Herzogin
am gefreut hatte, die man in einem geräumigen Zimmer auf
, Gestellen, Pyramiden u. dgl. vorfand, trat der Marktschreier
lundersweilern, in der von Ettersburg her bekannten Gestalt,
et von der lustigen Person, herein, begrüßte die Gesellschaft,
ch Enthüllung und Beleuchtung des Bildes recitirte er das
t, dessen einzelne Gegenstände der Begleiter, wie sie eben vor-
mit der Britsche bezeichnete. Goethe fügt diesem Berichte
inzu, der Scherz sei zur Ergötzung der höchsten Gönnerin ge-
„nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich
n fühlen mochten," wobei wir vielleicht auch an den leicht
lichen Wieland, der sein Theil mitbekam, zu denken haben.
edicht führt uns den literarischen Jahrmarkt vor: die Lese-
ie leichtfertige Tagesliteratur, den Verlag soliderer Schriften,
tik, sodann die Autoren, und hier verschont sich Goethe wie-
st nicht, denn Werther und die Sentimentalitätsperiode wer-
rt mitgenommen, weiter die Dichter des Hainbundes, Klop-
d seine Anhänger, Wieland's Mercur, die pomphaften Oden-
die tändelnden Lyriker, hierauf im Gefolge des Götz die
Jagd der Geniezeit, die titanenhaften Poeten, alsdann die

---

ischen Kreise gewiß eine bedeutende Sensation gemacht hat, mit keiner
Dagegen kann man füglich mit Riemer folgende Stelle eines Briefes
ulein von Göchhausen an Merck vom 11. Februar 1782 auf das Stück
: „Noch etwas ist diesen Winter zu Stande gekommen, wovon ich aber
hreibe, weil ich's vielleicht bald selbst schicken kann, und wahre Essenz
Magen sein wird." Eben so scheint Goethe's Brief an Frau von Stein
Dec. 1781 („Meine Verse zu der Zeichnung sind fertig") darauf hin-
. Vergl. ferner den Brief der Herzogin Amalie an Knebel vom 1..
82.

deutschthümelnden Dichter und endlich das deutsche Theater, wo der gravitätische Alte im Reifrock, der Repräsentant des engherzigen französischen Geschmacks, von einer kürzlich angekommenen jungen Rotte bedrängt wird, die eine ganze Welt auf das Theater zusammendrängen will. Das Bild enthielt übrigens noch manchen satirischen Zug, worüber das Gedicht schweigt; so erblickte man durch die Fenster einer Reihe von Dachstuben eine Menge schreibender Hände ohne einen einzigen dazu mitwirkenden Kopf *).

Indem Goethe sich an diesem lustigen literarischen Treiben betheiligte, versäumte er auch nicht eine ernstere poetische Thätigkeit. Er beschäftigte sich in diesem Jahre nicht bloß, wie wir wissen, mit der Durchsicht seiner Iphigenie und der Fortführung Tasso's, sondern begann auch ein neues ernstes Drama, den Elpenor. Dieses Stück ward ursprünglich, wie die Iphigenie, in rhythmischer Prosa mit fortlaufendem Contexte geschrieben, aber sogleich schon mit einer gewissen Tendenz zum jambischen Maße und zwar zum jambischen Quinar. In andern Stellen waltete der trochäische Quinar vor, aber eben so wenig rein gehalten. Die Abtheilung des Textes in Verse rührt von Riemer her. Hätte Goethe das Drama vollendet, und wie die Iphigenie in Italien umgearbeitet, so würde er ihm ohne Zweifel auch eine regelmäßigere metrische Gestalt gegeben haben **). Allein diese Dichtung gerieth, nachdem er sie ein paar Jahre später (1783) etwa bis zum Ende des zweiten Actes geführt hatte, in gänzliches Stocken und ward nie wieder aufgenommen. Goethe bekam plötzlich eine Abneigung gegen das Stück, die wahrscheinlich darin begründet war, daß die Katastrophe, nach dem einmal zu Grunde gelegten Plan, eine zu schreckliche und finster tragische werden mußte. Auf einen solchen Ausgang scheinen alle in dem Bruchstück bereits angeknüpften Fäden, besonders aber die schauerliche, in hochtragischer Weise behandelte Ablegung des Rachegelüb-

---

*) Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 41: „Das Weimarische Liebhaber-Theater unter Goethe's Leitung."

**) Daß es dazu keiner sehr großen Umformung des gegenwärtigen Textes bedurft hätte, zeigen die in meinem Archiv für den deutschen Unterricht (1843, Hft. I.) unter den metrischen Aufgaben mitgetheilten Versuche, worin ein paar Stellen auf regelrechte jambische und trochäische Quinare zurückgeführt sind.

es in der vierten Scene des ersten Actes hinzuweisen; und gerade
a, wo dieser düstere Charakter der Dichtung stärker hervorzutreten
ginnt, bricht das Fragment ab:

> Hervor aus euren Grüften
> Ihr alten Larven verborgner schwarzer Thaten u. s. w.

Goethe gibt uns hierüber selbst einen Wink in den Gesprächen
it Eckermann *). Der Künstler, sagt er, thue wohl, bei der Wahl
r Gegenstände seine Jahre zu berücksichtigen. In der Jugend
üsse man ideellere Sujets behandeln, bei denen nicht schon zu viel
innlichkeit und Leidenschaft im Stoffe liege; der jugendliche Dich-
: werde mit seiner eigenen Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffes
on zu durchdringen und zu beleben wissen. Hieraus erkläre es sich,
arum ihm sein Tasso und seine Iphigenie gelungen seien. Umge-
hrt müsse man im Alter verfahren, und er habe nicht übel Lust,
zt in seinem neunundsiebzigsten Lebensjahre ein bereits lange durch-
chtes Stück zu schreiben von grausamer, erschütternder Art, so daß
n Ende zwei Leichname zurückblieben.

Uebertrieben ist freilich das Lob, welches Zelter dem Elpenor
spendet hat. Er meinte, an diesem Torso habe Goethe ein un-
rbliches Werk geboren; die Nachwelt werde es nicht glauben, daß
e Sonne unserer Tage eine solche Dichtung habe hervorgehen
hen. Andrerseits möchte aber auch Schiller's Urtheil nicht zu
nterschreiben sein, der, ehe er den Verfasser kannte, das Drama
ur für ein dilettantisches Product erklärte, welches kein Kunsturtheil
lasse, wobei er indeß zugab, daß es von einer sittlich gebildeten
Seele, einem schönen und gemäßigten Sinn und von einer Ver-
autheit mit guten Mustern zeuge. Hätte es Goethe in seinen kräf-
gsten Jahren vollendet, so besäßen wir ohne Zweifel in diesem
Stücke eine kunstvolle und tief ergreifende Tragödie, die neben Tasso
nd Iphigenie eine ganz eigene Stellung einnähme. Denn in einer
hnlichen, antik ruhigen Form würde uns, namentlich in der letzten
älfte, ein ungleich bewegteres Leben, ein weit tragischerer Gehalt
ntgegen getreten sein. Wie im Sophokleischen Oedipus oder in

*) II, 57 f.

tung des „guten, lieben und reinen" Knaben, dachte seine
nach, ergötzte sich sinnend an einigen Gedichten, die
Tiefurter Journal bestimmt hatte, und kehrte „belade
Mitternacht des 30. Septembers zurück. Dann rief ihn
des 2. Octobers schon wieder eine Einladung des He
Gotha aus seiner Häuslichkeit, bei dem sein Legationsrath
zösischen Hofe, der Baron Grimm eingetroffen war. Go
sich auf die Bekanntschaft mit diesem ami des philosoph
grands und gedachte „durch seine Augen wie ein Swede
Geist ein gut Stück Land zu sehen." Er fand sich in der
nicht getäuscht und gefiel sich in Gotha so wohl, daß er
Grimm's Abreise (den 8. Oct.) noch einige Tage zu bleibe
„Ich lerne endlich der Welt gebrauchen," schrieb er von d
Freundin, und rühmte sich, daß er „ein neu Leben und ei
tragen gegen die Menschen" habe. Von hier aus sand
schöne Gedicht „An Lida": „Den Einzigen, Lida (urs
Lotte), welchen Du lieben kannst u. s. w." der Freundin z
Ende Octobers führte ihn „ein beschwerlicher Auftrag" n
Endlich begleitete er noch in der ersten Hälfte Decembers
zog zu einer Jagdpartie nach Eisenach und Wilhelmsthal.
Wege nach Erfurt, den 7. December, durchdachte er ein

end mit dem kenntnißreichen, sich für tausend Dinge interessiren-
. Statthalter, ward am folgenden Tage in Gotha mit außeror-
:tlicher, Aufsehen erregender Freundlichkeit aufgenommen und er-
lt seinen Antheil von der Nikolas-Bescheerung, machte dann am
December von Eisenach aus einen Ausflug nach Barchfeld, und
ichte die nächstfolgenden Tage in Eisenach und Wilhelmsthal zu,
em er sich um das bunte und verwirrte Getreibe der Jagdpartie
nig kümmerte und sich mit Dramen beschäftigte. „Mein Eg-
›nt“, schrieb er damals der Freundin, „ist bald fertig, und wenn
: fatale vierte Act nicht wäre, den ich hasse und nothwendig um-
reiben muß, würde ich mit diesem Jahr auch dieses lang verträ-
te Stück beschließen.“ Am 14. December reiste er nach Gotha,
ichte dort den folgenden Tag zu, und war am 16. wieder in
eimar.

Die für das Tiefurter Journal bestimmten Gedichte, deren oben
)acht ist, bilden, so wie sie dem Geist und Inhalte nach enge zu-
nmengehören, auch durch ihre metrische Form eine besondere
:uppe, indem sie ganz entschieden den Ton der Anakreontischen
ider imitiren. Einen Vorläufer haben sie an jenem Gedicht vom
November 1776 „An den Geist des Johannes Secun-
is“, welches mit bedeutenden Veränderungen unter dem Titel
Liebesbedürfniß“ in die Gedichtsammlung übergegangen ist.
em Jahre 1781 gehören nachweislich „An die Cicade“,
Nachtgedanken“ und „der Becher“ an. Das erste stand im
efurter Journal mit der Ueberschrift „An die Heuschrecke. Aus
m Griechischen.“ Unmittelbar darauf folgte „der Becher“ eben-
lls mit dem Zusatz: „Aus dem Griechischen“; und die „Nacht-
danken“ sandte Goethe am 20. September an Frau von Stein
it einem Billet, worin es heißt: „Was beiliegt, ist Dein. Wenn
u willst, gib es in's Tiefurter Journal und sage, es sei nach dem
riechischen.“ In spätern Jahren folgten dann noch „Amor als
ast“, „Amor als Landschaftmaler“, „Morgenklagen“, „der Be-
ch“, „die Musageten“ u. a. In allen diesen Poesien vernehmen
ir Klänge, welche unverkennbar an die Anakreontische Lyra erin-
rn; alle tragen durch ihre antike Naivetät und die feste Plastik der
arstellung ein durchaus griechisches Gepräge.

Vielleicht ist auch noch eine oder die andere jener herrlichen Hymnen, von denen wir ein Paar („Gesang der Geister über den Wassern" und „Meine Göttin") bereits erwähnt haben, etwa „Grenzen der Menschheit" *) in das vorliegende Jahr zu setzen. Wenn das Lied „An die Cicade" und die sich daran schließenden Gedichte durch ihre Form auf die classische Periode vorausdeuten, oder vielmehr, wie Iphigenie, Tasso und Elpenor, anzeigen, daß diese Periode jetzt schon in der Entwickelung begriffen ist: so weisen dagegen jene Hymnen durch ihre rhythmische Gestalt auf eine frühere Periode zurück. Sie sind noch sämmtlich, wie jene ältern Oden an Behrisch, Wanderers Sturmlied, Harzreise im Winter u. s. w. in freien Rhythmen gedichtet. Allein ihr Metrum nähert sich doch weit mehr einem bestimmten, regelmäßigen Schema an, sowohl durch eine constantere Verslänge, als durch ein bestimmteres Hervortreten des daktylischen Maßes; und so deuten auch sie durch ihren mehr stetigen gesetzmäßigen metrischen Gang auf eine sanfter gewordene Strömung der Gedanken und Empfindungen hin. Es war natürlich, daß wie Goethe's Poesie sich immer mehr der antiken Ruhe und Plastik zuneigte, auch diese metrische Form ihren Charakter wesentlich ändern und bald ganz verschwinden mußte, wie denn in der That die eben genannte Gruppe die letzten in freien Rhythmen verfaßten Gedichte Goethe's umschließt **). — Was den Inhalt dieser Hymnen betrifft, so zeigt auch er, daß die Sturm- und Drangzeit schon hinter unserm Dichter liegt. Jenem überstarken Bewußtsein der Freiheit, das ihn z. B. im Prometheus zu einem titanischen Trotz gegen die Götter führte, hat sich jetzt das Gefühl der Ohnmacht, der Gottheit gegenüber, zugesellt. In den „Gränzen der Menschheit" spricht sich Religiosität als Anerkennung der Allmacht und ewigen

---

*) „Das Göttliche" gehört in's Jahr 1782.

**) Wir fassen hier „freie Rhythmen" nicht in dem Sinne, daß darunter sämmtliche in wechselndem, nicht ganz regelmäßigem Metrum geschriebenen Gedichte, deren freilich auch in späterer Zeit noch viele bei Goethe vorkommen, mitbegriffen sind, sondern als eine auf einem ganz eigenthümlichen und zwar syntaktischen Principe beruhende Form, worüber ich auf das „Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen" 1846, Hft. I, S. 127 ff. verweisen muß.

Dauer der Götter aus, und im „Ganymed" noch schöner als Zug es Herzens zu einem alliebenden Wesen, das sich in der Schön- eit der Natur verkündet. Als „das Göttliche" im Menschen rkennt er vorzüglich die Fähigkeit und die Neigung an, „hilf- eich und gut zu sein, unermüdet das Nützliche, Rechte zu schaf- en"; und wir wissen, wie er diese Gesinnungen jetzt im Leben be- hätigte.

Auch auf wissenschaftlichem Gebiete ließ Goethe es in dem Jahr 1781 nicht an Fleiß und Eifer mangeln. In der Mineralo- ie hatte er große Fortschritte gemacht und, wie er an Merck schrieb, as Weimarische Stück Land bei allen Zipfeln zu fassen gesucht. Dazu gesellten sich aber nun auch, unter Hofrath Loder's Anlei- ung *), osteologische und anatomische Studien, deren Noth- vendigkeit ihm wohl seine physiognomischen Bemühungen fühlbar emacht hatten. Er schrieb darüber am 14. November an Merck: Diesen Winter habe ich mir vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern unserer Zeichen-Akademie den Knochenbau des mensch- lichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu nutzen, sie uf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie da- urch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nach- hmung sinnlicher Dinge zu erkennen zu suchen. Zugleich behandle ch die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein Jeder und macht sie sich zu eigen. Durch diesen Weg denke ich elbst in der Zeichnung, Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Formen uzunehmen." In einem gleichzeitigen Briefe an Lavater, worin sich as eben Mitgetheilte größtentheils wörtlich **) wieder findet, heißt

*) Goethe's W. B. 36, S. 215.

**) Hatte Goethe einmal für einen Gedanken eine ihm genugthuende Form efunden, so bemühte er sich weiter nicht sehr um Wechsel und Mannigfaltig-

es noch weiter: „Dabei habe ich mir vorgenommen, das Wort Physiognomik und Physiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die ganze Reihe des Vortrages einem Jeden einleuchten zu lassen."

So lief das Jahr 1781 in mannigfacher und schöner Thätigkeit zu Ende und er konnte beim Rechnungsschlusse desselben am Sylvestertage mit frohem Bewußtsein in sein Tagebuch schreiben: „Mehr Ordnung, Bestimmtheit und Consequenz in Allem. Festhalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwickelung mancher Dinge. Ueberall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung zu Hause."

Vierzehntes Capitel.

Die Jahre 1782 und 1783: Sehnsucht nach einer Veränderung seiner Lage. Winterlustbarkeiten. Comédie ballet. Maskenspiel. Militairaushebung. Gedicht auf Mieding's Tod. Egmont. Abermalige Excursion. Inschriften. Lieder an Lida. Diplomatische Mission. Tod des Vaters. Goethe Quasi-Kammerpräsident. Er wird geadelt. Die Fischerin. Erlkönig. Er bezieht eine Wohnung in der Stadt. Studien. Fortsetzung des W. Meister. Umarbeitung von Werther's Leiden. Reise nach Leipzig. — Wiederanknüpfung des Verhältnisses zu Fritz Jacobi. Geburt des Weimar'schen Erbprinzen. Beruhigung des Weimar'schen Hoflebens. Das Gedicht Ilmenau. Wanderers Nachtlied. Reise in den Harz, nach Göttingen und Cassel. Arbeiten im letzten Vierteljahr 1783.

Wie zufrieden wir auch Goethe im vorigen Capitel sich über seine Lage in Weimar gegen die Mutter aussprechen hörten, so entwickelte sich doch hier in ihm mit jedem Jahre mehr und mehr ein geheimer innerer Zwiespalt. Seine Sehnsucht nach einer stillen und ernsten künstlerischen Thätigkeit wuchs in demselben Maße, wie er

---

keit des Ausdrucks. Selbst in Sachen, die für den Druck bestimmt waren, erlaubte er sich in solchen Fällen buchstäbliche Wiederholungen; so hat er z. B. Schiller'n und Winckelmann denselben Nachruf gewidmet.

on ganz heterogenen Beschäftigungen und Sorgen, von tausend
lnforderungen des Moments, denen er sich weder entziehen wollte
och konnte, immer mehr bedrängt ward. Nicht umsonst hatte ihn
m vorigen Jahre das Anakreontische Lied „An die Cicade" so leb-
aft angesprochen, daß er es sich zueignete; es enthielt ja das an-
luthigste Bild einer Dichterexistenz, wie er sie oft sich träumen
ıochte. Mit gleichen Gefühlen schuf er jetzt, im Jahre 1782, die
›underschöne Ballade „Der Sänger", worin dasselbe Thema,
›ie in dem Anakreontischen Gedichte, ausgeführt ist; und in dem
leichzeitig entstandenen zweiten Buche der Lehrjahre kommen Stel-
:n vor, welche in dieser Beziehung tief in sein Inneres blicken
ıssen. „Wie sehr irrst Du," sagt z. B. Wilhelm, „wenn Du
laubst, daß ein Dichterwerk, dessen erste Vorstellung die ganze
Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden
Ihne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz
ı seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel inner-
ch auf's Köstlichste begabt ist, der einen immer sich selbst vermeh-
:nden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch, von außen ungestört,
ıit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher
ergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht ...
Der Dichter, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu über-
hweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von
:nospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht ver-
'echselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge
ehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht
ar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen
chern?"

Mehr aber als die Amtsgeschäfte, worauf hier hingedeutet
ird, waren ihm zu Anfang des Jahres 1782 die Winterlustbarkei-
n hinderlich. Der Rausch von Vergnügungen war dießmal beson-
:rs stark, das Carneval eines der glänzendsten; Comödien, Bälle,
oncerte, Redouten, Festaufzüge drängten und jagten einander.
)azu kamen Besuche von hohen und fürstlichen Gästen (worunter
r von Goethe sehr geschätzte Prinz August von Gotha und der
gierende Herzog von Meiningen) bis in's Frühjahr hinein; und
Kosten, die, bei des Herzogs großer Hospitalität, damit verbunden

waren, machten Goethe'n mitunter Sorge. „Seit Anfang be-
res", schrieb er am 8. Februar an Knebel, „hat es viel Z-
zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich
Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von
ren Expeditionen schon herzlich müde ist ... Ich unterhalt
von nichts als Lust; inwendig steht's viel anders und
Niemand besser, als wir anderen Leib- und Hofmedici, wisse-
nen." Und so heißt es in einem spätern Briefe an denselben
17. April): „Ich steige durch alle Stände aufwärts, und se
Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doc
ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst sch
Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen
und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann komm
Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leiben
so geht's weiter; und wir haben's so weit gebracht, daß oben
in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten beigebracht
kann." Aus solchen Bekenntnissen erhellt, daß bei ihm ein
Ernst zu Grunde lag, wenn er z. B. in jenem Gedichte, das
Herzog in der Verkleidung eines Landmanns überreichte *)
scheinbar leichte und scherzhafte Bitte aussprach:

> Geb' Euch Gott allen guten Segen,
> Nur laßt Euch sein uns angelegen;
> Denn wir bäurisch treues Blut,
> Sind doch immer Euer bestes Gut,
> Und könnt Euch mehr an uns erfreu'n,
> Als an Pferden und Stuterei'n.

Der Geburtstag der Herzogin Louise, der 30. Januar,
auch dießmal wieder glänzend gefeiert, und Goethe lieferte daz
„Goldstück zu Anderer Scherflein", wie Thusnelda an Merck
tete, eine Comédie ballet, welche größtentheils von Kindern
ben wurde. Den Inhalt gibt Fräulein von Göchhausen auf fo
Weise an: Eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen
beleidigt, und ihnen wurde dadurch das Vorrecht, ewig ju
bleiben, geraubt. Sie wurden alt mit allen Feeen und Zaul

---

*) S. oben S. 331 „Dem Herzog Carl August".

nen ergeben waren. Diese Strafe sollten sie dulden, bis in
en Bergklüften der große Carfunkel gefunden würde, dem das
bert war, was ihnen Allen fehlte. Diesen Stein zu erhalten,
igte nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berg-
wurden beschworen; Feeen, Gnomen und Nymphen thaten
wunderbare Zaubereien ihr Bestes, und das Abenteuer wurde
den, der große Carfunkel herbeigeschafft, geöffnet und —
r sprang heraus. In diesem Augenblicke gingen die großen
ndlungen vor sich, und aus einem ganzen Theater voll alter
rchen und Gnomen wurden lauter schöne Mädchen und Jüng-
Diese Verwandlungen gingen sehr gut, und Decoration und
waren recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen
ht und endigte mit einem großen Ballet, wo Amor der Her-
beiliegende Verse gab." Es sind diejenigen, die sich bis jetzt
ethe's Werken *) mit der Ueberschrift „Amor" unter den
nzügen finden. Das Gedicht gewinnt durch die eben gegebe-
littheilungen erst sein rechtes Verständniß. Welche zarte An-
igen, welche leise Confessionen unter der Hülle dieser Allegorie
himmern, braucht dem Leser, der uns bisher gefolgt ist, nicht
zu werden. In dem ersten Lustrum von Goethe's Weimari-
zeit, hatten am Hofe die „falschen Brüder" des edeln Amors
ht nur zu viel gegolten; der ächte Amor, der „sich an den
der Treue bildete", hatte vorzüglich in dem Busen der Her-
eine Zufluchtstätte gefunden, welche darum in dem Gedichte
Freundin" genannt wird. Nun aber ist auch für den Hof im
n die Zeit gekommen, worauf der ächte Amor in Str. 7 hin-
:

> Doch auf einmal bilden wieder
> Herzen sich, dem meinen gleich,
> Ewig jung komm' ich hernieder
> Und befestige mein Reich.

Den Freitag darauf (den 1. Febr.), wie Fräulein von Göch-
an Merck berichtet **), auf der fünften Redoute, traten unter

---

Bd. 6, S. 191 f. (Ausg. in 40 Bdn.)
Briefe an und von Merck, S. 200. Das Datum 30. Januar be

[...]n neun weibliche Tugenden auf, worunter die Bescheidenheit die Verse sprach, die unter den Maskenzügen „die weiblichen Tugenden“ überschrieben sind. Goethe selbst meldet hierüber an Knebel den 3. Februar: „Auf der letzten Redoute erschien ein Aufzug der weiblichen Tugenden, die in einem Reihen nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, durch die Bescheidenheit der Herzogin Kränze überreichen ließen, die mit dem auch beiliegenden Bande geflochten waren. Graf Werther führte einen Aufzug der vier Jahrszeiten auf; die französischen Verse sind von ihm.“ Die Chronologie zu Goethe's Werken theilt auch den Aufzug der vier Weltalter diesem Jahre zu; überdieß wurde am 8. Februar der Aufzug des Winters wiederholt.

Nachwehen vielleicht dieses geräuschvollen Treibens waren kleine Gesundheitsstörungen, wodurch Goethe im Februar belästigt wurde. „Goethe geht gelb und bleich umher und flickt an sich [her]um,“ schrieb der Herzog den 8. Februar an Knebel; und zehn Tage später spricht er selbst in einem Billet an Frau von Stein die Absicht aus zu mediciniren. Doch sehen wir ihn wieder von Mitte März an bis zum 25. im „albernen Geschäft“ der Rekrutenaushebung durch das Land herumreiten. Am 16. meldete er von Dornburg aus der Freundin die Vollendung des interessanten Gedichtes „Auf Mieding's Tod“, einer Production, deren Bedeutsamkeit Goethe selbst dadurch anerkannt hat, daß er sie gewissermaßen als seine eigene Parentation betrachtet wissen wollte *). Johann Martin Mieding, Theatermeister zu Weimar, füllte in dem Kreise von Künstlern höherer und niederer Art, die für den Ruhm des Weimarischen Theaters thätig waren, seine Stelle würdig aus. Goethe war ihm nicht bloß dankbar für diensteifrige Willfährigkeit, sondern bewunderte auch die leidenschaftliche Liebe und den ächt künstlerischen Erfindungsgeist, den er stets in seinem Beruf bewährte. So fühlte er sich denn gedrungen, als Mieding am 27. Januar einer lange schon herumgetragenen Krankheit erlag, ihm ein poetisches

---

dem Gedichte (Bd. 6, S. 190) ist demnach unrichtig, und das Gedicht „Amor“ muß vorangehen.

*) Goethe's Werke, Bd. 24, S. 252.

enopfer zu bringen. Ist nun das Gedicht, womit er dieses that, im vollsten Sinne ein Gelegenheitsgedicht, so ist es doch zu-), wie das bei der Goethe'schen Gelegenheitspoesie durchgehends fall ist, in einem allgemeinern und höhern Sinne geschrieben. preis't den Mann, der sich einer, wenn gleich untergeordneten lerischen Thätigkeit mit Geist und uneigennützigem Eifer hin- und zwar rühmt es ihn in einem nicht undeutlichen Gegensatze en auf der großen Bühne des wirklichen Lebens beschäftigten nern, die sich unendlich über Jenen erhaben dünken, und doch freithätige Künstler, sondern Sklaven und Werkzeuge des cksals sind. Damit schrieb Goethe indirekt eine Apologie für elbst, der, obwohl Staatsmann, doch so viel Zeit der Bretter-widmete. Uebrigens dürfte es uns, auch wenn Goethe bei die-Gedichte nicht an sich und seine Verhältnisse gedacht hätte, den-nicht Wunder nehmen, daß er einem Theater-Maschinenmeister so ausführliche und warm empfundene dichterische Parentation ете. Hat er doch in seinem Wilhelm Meister gezeigt, wie leb-n Antheil er an dem ganzen Leben und Treiben der Priester-Dienerschaft in Thaliens Tempeln genommen haben muß. So denn auch in unserm Gedichte gelegentlich nicht bloß dem termaler Schumann, sondern auch den für's Theater thätigen chneidern Thiel und Hauenschild und dem Hofjuden El-ein Andenken gestiftet; und ganz am Schlusse wird Corona röter in einem schönen Bilde uns vor Augen geführt*). — Gedicht ist keineswegs in dem gewöhnlichen Tone der Poesieen r Gattung gehalten, sondern von dem Hauch einer Laune durch-, welche durch Thränen lächelt. In dieser Beziehung ist eine leichung desselben mit der Elegie Euphrosyne und dem Epi-zu Schiller's Glocke sehr interessant, welche drei Gedichte, chtlich des Styles, als eben so viele Stufen poetischer Todten-gelten können. Wie verschieden aber auch in ihnen Stimmung Ausdruck sein mögen, in allen dreien gibt sich der ächte Dichter kennen, der „die Nothwendigkeit mit Grazie zu umziehen" versteht.

---

*) Eine ausführliche Erörterung des Gedichtes s. in meinem Commentar ethe's Gedichten, I, 563—574.

Gleich nach Vollendung des Gedichtes nahm Goethe den Egmont wieder vor. Er meldete dieß seiner Freundin von Dornburg aus am 17. März, und berichtete weiter am 20. aus Buttstädt: „Nun will ich mich hinsetzen und einen alten Geschichtschreiber (Strada) durchlesen, damit Egmont endlich lebendig werde, oder auch, wenn Du willst, zu Grabe komme;" und am nämlichen Tage Abends: „Zum Egmont habe ich Hoffnung, doch wird's langsamer gehen, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schrieb' ich es anders und vielleicht gar nicht. Da es nun aber dasteht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht." Die Zerstreuung der nächsten vier Wochen ließ ihn mit dem Stücke sich nur wenig beschäftigen. Doch scheint es ihm gegen Ende April gelungen zu sein, es bis zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Er schickte es am 5. Mai an Möser's Tochter, Frau von Voigts, mit folgendem Begleitschreiben: „Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein könnte. Legen Sie, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor; und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben so wohl um sein Lob, als um seinen Tadel, zu thun. Ich wünschte zu wissen, von welcher Seite er es ansieht." — Wir werden das Drama bei der Darstellung jener Periode, worin es die völlig abschließende Vollendung erhielt, einer nähern Betrachtung unterziehen.

Kaum drei Tage von seiner Märzrundreise zurückgekehrt, trat Goethe am 29. März einen abermaligen Ausflug an, von dem er erst den 18. April wieder in Weimar anlangte. Am 17. April erstattete er darüber an Knebel von Ilmenau aus folgenden summarischen Bericht: „Seit Charfreitag habe ich einen weiten und oft beschwerlichen Weg über Gotha, Eisenach, Kreuzburg, Gerstungen, Tiefenort, Barchfeld, Kaltennordheim, Ostheim, Meiningen, über den Thüringerwald hieher gemacht, und viel gesehen und erfahren, was mir Freude macht. Du erinnerst Dich noch, mit welcher Sorg-

ılt und Leidenschaft ich die Gebirge durchstrich und die Abwechse- ıngen der Landesarten zu erkennen mir angelegen sein ließ. Das ab' ich nun wie auf einer Einmaleins-Tafel, und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben. Dieses Fundament läßt nich nun gar sicher auftreten; ich gehe weiter und sehe nun, zu was ie Natur ferner diesen Boden benutzt, und was der Mensch sich zu igen macht. Ich kann Dir versichern, daß, wenn ich mit Bätty ımher reite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit seiner richti- ʒen Praxis immer übereinstimmt, worüber ich denn, wie Du denken kannst, große Freude habe."

Aber auch an minder angenehmen Empfindungen hatte es ihm auf der Reise nicht gefehlt. Voll tiefen Mitleidens mit dem mühe- vollen Dasein der niedern Volksclassen schrieb er schon aus Eisenach an die Freundin: „Von Gotha, wo es mir so weich, wie einem Schooßkinde, ergangen, komme ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf so einem guten Fuß, als meine eigenen, so könn- ten wir von Glück sagen; und wäre alsdann das Glück uns so treu und hold, als Du mir bist, würde man uns vor dem Tode selig preisen können. Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann und so wenig für Andere! Daß es doch ein fast nie be- friedigter Wunsch ist, Menschen zu nützen! Das Meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe vor mir, es wird werden. Für Andere arbeit' ich mich ab und erlange nichts; für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir Alles auf einem Kissen überreicht." In einem Billet vom folgenden Tage heißt es: „Es ist hier unter den Men- schen ein mehr genießender Geist, als bei uns; die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behag- lichkeit grünen." Und so fügte er auch seinem Berichte an Knebel jenes früher schon mitgetheilte Bekenntniß zu, daß in Einem Tage oben immer mehr verzehrt, als unten beigebracht werde.

Nach einer Notiz in Goethe's Tagebuche (Riemer, Mittheilun- gen über G. II, 148) war es auf diesem Ausfluge, wo er den Plan faßte, „die Steine reden zu lassen" d. h. Inschriften, nach Art der griechischen Epigramme, für die Parkanlagen des Herzogs zu

dichten. Riemer vermuthet, daß eine Inschrift aus dem Alterth
einem komischen Schauspieler auf sein Grab gesetzt, wovon Go
zufällig eine Abschrift in seiner Brieftasche fand, ihn zuerst auf
sen Gedanken gebracht habe. Es wäre aber auch möglich, daß
Anregung von Herder ausgegangen wäre, der vielleicht schon dam
mit den Epigrammen und Gnomen der griechischen Anthologie
schäftigt war, wenn er gleich erst ein paar Jahre später damit öff
lich hervortrat, oder von Tobler, Lavater's Schüler und Freu
den Goethe im vorigen Jahre bei sich bewirthet, und der ihm
(im März) Uebersetzungen aus der Anthologie zugeschickt ha
Wie dem auch sei, jedenfalls können wir uns Glück wünschen,
Goethe um diese Zeit die antike Epigrammenform liebgewo
ohne sie würde mancher poetische Gedanke, der ihm flüchtig du
die Seele ging, für uns verloren gegangen sein. An dichteris
Stimmungen und Ideen fehlte es ihm selten; aber es gebrach ih
an Sammlung und Muße, sie zu ernähren und für größere Prod
tionen zu entwickeln. Da war ihm diese Form nun ein willkom
nes Netz, um jene raschen Schmetterlinge einzufangen. Schnell
mühelos sind ohne Zweifel diese Gedichtchen entstanden, einige wa
weislich auf seinen Excursionen *), andere vielleicht, indem er
Mußestunden in den Parkanlagen seines fürstlichen Freundes h
wandelte; leicht nahm er es auch mit der metrischen Gestaltung,
man es deutlich ansieht, daß er auch hier ohne vorhergehende th
retische Bemühungen sich an die Praxis wagte. Doch zeu
andrerseits diese Epigramme von einem feinen Gefühl für die Na
und Bestimmung des Distichenmaßes. Im Detail der Verse,
den einzelnen Füßen fehlte er noch vielfach, aber die Vertheilu
der Gedanken in die einzelnen Partien des Distichons ist meist v
trefflich.

Mehrere dieser epigrammatischen Gedichte wurden ihm v
der Liebe eingegeben, die jetzt alle seine Gedanken und Gefühle
herrschte. So schickte er am 12. April 1782 von Meiningen a
an Frau von Stein das Epigramm „Ferne" mit den Worte

*) Vergl. meinen Commentar zu G.'s Gedichten: „Erste Epigramm-Gruppe" (I, 510 — 531, III, 593 ff.).

„Hier, Beste, ein Epigramm, davon die Dichtung Dein ist;" so wie er im vorigen Jahre das Gedichtchen „Versuchung" einem Briefe vom 1. Juni beigelegt hatte. „Erwählter Fels" ward in Goethe's Garten an einem von Blumen umgebenen Ruhesitz einem Steine eingegraben als Denkmal der glücklichen Stunden, wo „der Liebende im Stillen der Geliebten gedachte." Zu den Epigrammen „Zeitmaß", „Erkanntes Glück" und „Warnung" geben die Briefe an die Freundin Parallelstellen genug. Nehmen wir hierzu aus dem vorigen Jahre die in anakreontischem Ton gehaltenen Lieder „der Becher" und „Nachtgedanken", so wie das Gedicht „An Lida", ferner die Gedichte „Für ewig" und „Zwischen beiden Welten", in welchem letztern er die Einwirkung der Geliebten mit Shakespeare's Einfluß in Parallele stellt, außerdem so manche zarte und innige, wenn schon der letzten Feile entbehrende lyrische Gedichte unter seinen Briefen an Frau von Stein: so erhalten wir eine ganze Gruppe von Lida-Liedern, die man jenen früheren, auf Annette, Friederike und Lili bezüglichen Gruppen erotischer Poesien wohl zur Seite stellen kann. Goethe rühmt irgendwo gelegentlich von Delbrück, als Erklärer seiner Poesien: er sei in das Angedeutete, Verschwiegene, Geheimnißvolle dergestalt eingedrungen, daß er ihn selbst in Verwunderung gesetzt, wie er denn namentlich in den Gedichten an Lida größere Zartheit, als in allen übrigen, ausgespürt habe. Diese von Goethe anerkannte Eigenschaft finden wir besonders an den Gedichten „An Lida", „Für ewig" und „Zwischen beiden Welten", minder an den Anakreontischen Liedern „der Becher" und „Nachtgedanken." Vergleicht man aber die ganze Gruppe der Lila-Lieder mit dem tausendfach variirten Ausdruck hingebendster Liebe in den Briefen an die Freundin, so muß der Ertrag dieser Liebe an lyrischen Poesien noch immer als gering und dürftig erscheinen. Edlere, schönere, reizender wechselnde Huldigungen sind wohl noch nie einem weiblichen Gemüthe, als in jenen flüchtig hingeworfenen Blättern, dargebracht worden. Es liegen darin zu Hunderten von Liebesliedern die Keime, mit denen, wenn sie sich wirklich zu Gedichten entfaltet hätten, kein andrer erotischer Liederstrauß sich messen könnte. Denn das reichste und edelste Geistesleben verschmilzt in ihnen mit

dem schönsten und innigsten Seelenleben und gibt ihm fortwährend neuen Reiz und neue Wärme.

Nur kurze Zeit war es Goethe'n vergönnt, sich nach der Rückkehr am 18. April der Nähe der Freundin zu erfreuen; denn schon Anfangs Mai setzte ihn wieder ein Geschäft zu Pferde, dießmal eine diplomatische Mission an alle thüringischen Höfe. Zuerst wieder in Gotha freundlich aufgenommen, reiste er über Friedrichsrode, wo er sich „in den Eingeweiden der Erde was Rechtes zu gute that", nach Meiningen. Von hier meldete er am 12. Mai der Freundin: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist freilich nichts Wichtiges noch Schweres; indessen da ich, wie Du weißt, Alles als Uebung behandle, so hat auch dieß Reiz genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förmliche Audienz bei beiden Herzögen gehabt, — die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen und die gnädigsten Herren im Audienzgemach. Morgen gehe ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spielen, will in Hildburghausen mich auch an Hof stellen, und gegen das Ende der Woche nach Rudolstadt gehen." Aus Koburg schrieb er an Knebel, er gedenke sich bei dieser Gelegenheit in den Aemtern Sonneberg und Schalkau „an der Steinjagd recht zu belustigen". Der Freundin aber schickte er folgende Verse, welche, ungeachtet ihres launigen Tons, die das vorliegende Capitel einleitenden Bemerkungen bestätigen:

Man saust, man drängt, man reißt mich mit!
Was hat das zu bedeuten?
Sechs Pferde mit gemess'nem Schritt
Erblick' ich schon von weiten.
Ein Dichter, der so Manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten.
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn Vieles leiden.
Er muß bei stolzem Tritt und Schritt
Ein armes Volk beneiden.
O Pegase! o nimm ihn mit
In der Begeistrung Weiten!
Er gibt gewiß für Einen Ritt
Das Sechsgespann mit Freuden.

Den 19. oder 20. Mai traf Goethe wieder in Weimar ein. Das Ende des Monats war für ihn durch eine Trauerpost bezeichnet: er erhielt die Nachricht von Frankfurt, daß am 25. Mai sein Vater gestorben sei. Dieser scheint in der letzten Zeit für die Hausgenossen sehr unbequem geworden zu sein; wenigstens schrieb der Herzog Carl August am 30. Mai *) an Merck: „Goethe's Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen."

Bald nach Goethe's Rückkehr von der eben erwähnten Excursion trat in seinen Verhältnissen eine nicht unbedeutende Veränderung ein. Der zeitherige Kammerpräsident Kalb, der sich, wie Goethe in einem Schreiben an Knebel ihn charakterisirt, „als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, als Mensch abscheulich aufgeführt hatte," wurde plötzlich, jedoch nach Wieland's Bericht „honorificentissime und mit einer Pension von 1000 Thaler" entlassen. Der Herzog übertrug nun Goethe'n zwar nicht, wie häufig behauptet worden, förmlich die Kammerpräsidentenstelle, sondern erließ ein Rescript an die Kammer zu Weimar **), worin es heißt, daß die currenten und ordinären Geschäfte derselben vorerst in der zeitherigen Ordnung unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden geheimen Kammerraths expedirt werden sollten. „So viel hingegen," fährt das Rescript fort, „alle etwas beträchtlichen, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelanget, geht Unsere Intention dahin, daß, da wir Unserm Geheimen Rath Goethe Gelegenheit, sich mit den Kammer-Angelegenheiten näher bekannt zu machen und uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten,

*) Nicht am 30. März, wie das Datum in den Briefen an und von Merck irrthümlich angegeben ist.

**) In Vogel's Schrift, „Goethe in amtlichen Verhältnissen," ist das Rescript vom 11. Jan. datirt, wofür der 11. Juni zu lesen ist.

bung des Geh. Raths Schmid zu diesem Posten im
nicht, wie böswillige Aussprengungen sie deuteten, ei
Goethe's erblicken durfte. In dem Rescript aus dem le
Jahre, welches die Ernennung Schmid's der Kammer a
es, daß Goethe, um in beständiger Connexion mit den K
legenheiten zu bleiben, berechtigt sei, den Sessionen
von Zeit zu Zeit, sowie es seine Geschäfte erlaubten,
und dabei seinen Sitz auf dem für den Landesher
virten Sessel zu nehmen. Indeß betrachtete man
Jahre 1782, Goethe allgemein als wirklichen Nachfo
und er selbst sah die Sache nicht viel anders an. Wiela
an Merck darüber lautet: „Goethe soll einstweilen,
Kammer-Präsidenten-Stelle nur versehen. Man ne
wie man wolle, so wird er, ohne seinen Platz im Geh.
zugeben, in der Kammer präsidiren — quod felix faust
Homer war wohl auch a man of genius? nicht wahr
in seiner Odyssee einen Palast oder ein Boot so gut
Architekt oder Schiffszimmermeister. Ob ihm aber die
nen darum den Tempelbau zu Delphi, oder das Com
Flotte übergeben, oder er, wenn sie es gethan, sich daz
hätte — was meint der Herr Bruder? Ich meines Ort

nd sehr ernst sein, denn mein Herr Vorgänger hat saubere Arbeit emacht. Das Leben geht geschwind, und mit mir nimmt's einen ischen Gang. Manchmal wird mir's sauer, denn ich stehe redlich us; dann denk' ich wieder: Hic est, aut nusquam, quod quaeimus." Eine gleich ernste Ansicht der Sache spricht sich in einem riefe an Lavater (vom 29. Juli) aus: „Von mir habe ich Dir ichts zu sagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, indem h nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre." Am usführlichsten aber vertraut er sich Knebel'n, zu dem er damals in esonders innigem Verhältnisse gestanden haben muß: „Nun hab' ch von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäen nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken ann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder in eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est, aut nusquam, quod quaerimus. Dabei bin ich vergnügter als jemals; denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten oder Vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit Niemanden spreche, und also bitte ich Dich, auch keinen Gebrauch, selbst zu meinem Vortheile, zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen, und man muß thun, was man muß."

Schon einige Zeit vor der Quasi-Ernennung zum Kammer-Präsidenten war im Stillen eine andere Standeserhöhung Goethe's erfolgt: Kaiser Joseph II. hatte ihn auf des Herzogs Ersuchen in den Adelstand erhoben, worüber er das Diplom am 4. Juni der Freundin mit den Worten zusandte: „Hier schick' ich Dir das Diplom, damit Du auch weißt, wie es aussieht. Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann. Wie viel wohler wäre mir's, wenn ich, von dem Streit der politischen Ele-

weit abgesondert, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden konnte!“ Diese Auszeichnung scheint, wenn sie gleich neu in ihrer Gegenwart in den Weimarischen Kreisen und anderwärts keine besondere Sensation erregt zu haben. Es geschieht ihrer in den damaligen Briefwechseln kaum eine Erwähnung! Wieland geht darüber in einem Schreiben an Merck vom 26. Juni flüchtig hinweg. Es mochte wohl das Gefühl allgemein sein, daß für denjenigen, dem die Natur den weit höhern Adelsbrief des Genies verliehen, und ein innig befreundeter Herrscher schon seit Jahren den ersten und nächsten Platz in seiner Gunst eingeräumt hatte, dieser Titel kaum eine Bedeutung haben konnte. Wie ernst nun auch Goethe, nach dem oben Mitgetheilten, den neuen Beruf nahm, so versiegte doch nicht ganz über denselben seine poetische Ader. Gerade in der Zeit, wo ihm diese Last aufgebürdet wurde, entstand das Singspiel, „Die Fischerin“ *), „ein Wald- und Wasserdrama“, wie er es in einem Briefe an Merck nennt. „Uebrigens verzeih, wenn es wie ein Protokoll tractirt ist,“ fügt er hinzu; denn die Wirkung des ganzen Stücks war auf den natürlichen Schauplatz zu Tiefurt an der Ilm, wo es vorgestellt wurde, berechnet, insbesondere auf den Moment, wo der Vater, in der Meinung, daß Dortchen ertrunken sei, die Nachbarn zu Hilfe aufruft und diese den Chor anstimmen:

> Eilt nur geschwinde!
> Lauft nach den Reusen!
> Wohl blieb sie hangen;
> Und zündet Schleißen
> Und brennet Fackeln
> Und Feuer an!

Die Zuschauer saßen, ohne es zu vermuthen, so daß sie den ganzen schlängelnden Fluß hinunterwärts vor sich hatten. In diesem Augenblicke nun sah man erst Fackeln sich in der Nähe bewegen; auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne; dann loderten auf den ausspringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit

---

*) Die erste Probe fand am 1. Juli statt, die erste Aufführung am 22. Juli, eine Wiederholung am 18. September.

n Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte
tlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in
r Nacht lag. Die wundervolle Wirkung dauerte unter mancherlei
vechselungen bis an's Ende des Stückes fort, wo denn das ganze
leau noch einmal aufloderte. Aus der Umgegend hatte sich eine
ge Zuschauer eingefunden; und da man auf der einen hölzernen
cke einen besonders guten Standpunkt hatte, so wurde diese mit
aulustigen so überladen, daß sie einbrach. Glücklicher Weise kam
nand dabei zu Schaden; man ward über das in warmer Som-
nacht genommene unfreiwillige Bad ausgelacht, und so diente der
fall zu einem lustigen Zwischenspiel.

Unter den Gesangstücken zu diesem Melodram sind mehrere
adenartige Gedichte, von denen vier, mit größern oder geringern
veichungen auch in Herder's Stimmen der Völker vorkommen.
e poetische Epistel, womit Goethe das Stück am Tage vor der
führung Herder'n und seiner Gattin zusandte, beginnt daher:

Dieß kleine Stück gehört, so klein es ist,
Zur Hälfte Dir, wie Du beim ersten Blick
Erkennen wirst, gehört Euch beiden zu,
Die Ihr schon lang für Eines geltet. Drum
Verzeiht, wenn ich so kühn und ohngefragt,
Und noch dazu vielleicht nicht ganz geschickt,
Was er dem Volke nahm, dem Volk zurück
Gegeben habe. Denn wir Andern, die
Wir jeden Tag berupft zu Bette gehn,
Und dennoch kleine, ausgestopfte, bunte,
Erlogen-wahre Vögel auf den Markt
Zu bringen, von den Kunden solcher Lust
Gefordert werden, können's wahrlich nicht
Aus eignen Mitteln immer u. s. w.

fünftes Lied, womit sich das Singspiel eröffnet, findet sich ganz
chlautend unter dem Titel „Erlkönig" in der Sammlung der
ichte wieder. Wahrscheinlich ward Goethe zu diesem wunder-
nen Liede durch das von Herder aus dem Dänischen übersetzte
kslied „Erlkönigs Tochter" angeregt. Schon der Anfang dessel-
, „Herr Oluf reitet spät," und der Schlußvers, „Da lag Herr
f, und er war todt," erinnern lebhaft an Goethe's Erlkönig.

In einer Beziehung hat er sein Vorbild weit übertroff dunkle, geheimnißvolle Naturgefühl, worin der ganze Vol an die Elfen wurzelt, ist von unserm Dichter kräftiger versi als im dänischen Liede. „Im Erlkönig haben wir," s Echtermeyer den Sinn des Gedichtes, „das noch unentwick wußtsein des Kindes, der durch die Nacht und ihre Phant rieen aufgeregten Einbildung erliegend, während der Vater Verstand sich gegen den Trug behauptet, durch die zunehmen und den Tod des Kindes zuletzt selbst mit in das Grausen gezogen wird. Dieser Gegensatz zwischen dem freien Bewußt der überwältigten Phantasie, und der Uebergang von einer Lust, die den Beginn jedes Schauers, der allmälig an u kommt, zu begleiten pflegt, zum endlichen Gipfel der An Uebergang von den süßen Verheißungen des Elfen zu seinen den Drohungen — dieß sind die bewegenden Momente, de dige Pulsschlag des Gedichtes." Jenes Grauen nun vor d und den schwanken Nebelgebilden, die ihrem Schooße en dem Flüstern des Windes im herbstlich dürren Laube, den ge haften Gestalten der grauen Weiden, die in zweifelhaftem Li dem tiefen Dunkel hervorschimmern — alles das spricht nic uns aus dem dänischen Volksliede. Dagegen möchte dieses i Punkte vor dem deutschen Gedichte im Vortheil sein. Di die Erlkönigs Tochter zu Herrn Oluf zeigt, erscheint ohne 2 in sich besser motivirt, als Erlkönigs Wunsch, den fremden zu besitzen. Denn die Elfenmädchen lieben, wie die Nixen, Männer der Menschenwelt, sowie auch die Männer der Wa es auf schöne Jungfrauen abgesehen haben. In Beziehu sprachliche und rhythmische Darstellung ist Goethe's Lied ein Meisterstück. „Vielleicht tritt die Macht des Tons an und fi sagt Kurz, „abgesehen von dem Inhalte des Gedichtes, n entschiedener und herrlicher hervor, als hier und im Fische Erlkönig spricht jeder Laut das Düstere und Unheimliche au im Gedichte liegt; man bemerke nur die hohlen, dumpfen die geisterhafte Gleichförmigkeit des Tons in den Reden d königs, durch die Verschmelzung der Alliteration und der A auf das Glücklichste hervorgebracht."

Mittlerweile war auch im häuslichen Leben Goethe's eine Ver-
nderung eingetreten. Die Acten und Sammlungen, welche sich
urch seine zunehmenden Amtsgeschäfte und die fortwährend sich
usbreitenden Natur- und anderen Studien bei ihm anhäuften, hat-
n schon einige Zeit her eine Vertauschung des Gartenquartiers mit
ner geräumigern und bequemern Wohnung in der Stadt wün-
henswerth gemacht. Er sträubte sich lange gegen diesen Wechsel,
eil er mit ganzer Seele an seinem Garten hing. Endlich hatte er
ch doch, auf wiederholtes Zureden der Herzogin Amalie, schon im
origen Jahre entschlossen, ein Haus in der Stadt zu miethen,
elches er aber erst gegen Ende Mai in diesem Jahre bezog.
Die Herzogin stattete es, weil „er so fein artig" gewesen *),
hrem Rathe zu folgen, mit einigen Möbeln aus. Er übernachtete
arin zuerst am 2. Juni. Nach dem Maßstabe der damaligen Zeit,
ie noch genügsamer in dergleichen Ansprüchen war, muß es ein
iemlich stattliches Gebäude gewesen sein; denn die Herzogin Amalie
ennt es in einem Briefe an Goethe's Mutter ein Palais, indem sie
inzufügt, es werde von innen und außen prächtig geschmückt und
ins der schönsten in der Stadt werden. Und so berichtet auch Wie-
and an Merck (den 26. Juni), es scheine, daß Goethe in dem Hause
ich nach und nach immer mehr auf einen ministerialischen Fuß ein-
ichten wolle. Seine Zufluchtstätte in Mußestunden blieb aber der
ngern verlassene Garten. Er hatte ihm ein Abschiedsgedicht
idmen wollen, wozu er den Plan am 9. Mai auf seinem Ritt nach
Gotha erfunden hatte. Leider kam diese Elegie nicht zu Stande.
Als sich Anfangs Juli ein Kauflustiger meldete, schrieb er an die
Freundin: „Da ich nicht bei Dir sein konnte, ging ich nach meinem
Garten, und jede Rose sagte mir: und Du willst uns weggeben? In
em Augenblick fühlt' ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht
ntbehren könnte."

In den größeren Räumen der neuen Wohnung konnte Goethe
unmehr seine Handzeichnungen und Kupferstiche, wie seine minera-
ogischen und osteologischen Sammlungen um sich ausbreiten und

*) Brief der Herzogin an Goethe's Mutter, s. Riemer's Mittheilungen
I, 150.

ward durch den oft wiederholten Ueberblick dieser wohlgeordneten Reihen in seinen Natur- und Kunststudien sehr gefördert und auf manchen glücklichen Gedanken geführt. Ueberhaupt ging jetzt, besonders bei den Naturbetrachtungen, sein Streben immer mehr dahin, durch allerlei sinnliche Hilfsmittel sich die Uebersicht über ein größeres Ganzes zu erleichtern. „Ich habe die Charpentier'sche mineralogische Charte erweitern lassen," schrieb er im November dieses Jahres an Merck, „so daß sie vom Harz bis an den Fichtelberg, vom Riesengebirge bis an die Rhön reicht. Laß Dir doch etwa nur eine Homannische Charte durchzeichnen und trage mit Charpentier's Zeichen darauf die Gebirgsarten ein, wie Du sie erfährst. Es ist das sicherste Mittel, bald Begriffe vom Ganzen zu kriegen." Ja er dachte sogar daran, eine mineralogische Charte von Europa zu veranstalten, wovon er nur eine Anzahl wollte abdrucken lassen, um später das Neuerfahrene auf der Platte nachzustechen. Denselben ordnenden Sinn und zugleich die seine Naturforschung charakterisirende Neigung, durch vergleichende Betrachtung Licht zu gewinnen, bewährte er bei seinen osteologischen Studien. „Ich weiß meine Osteologie," heißt es in einem Briefe an Merck vom 27. October, „auf den Fingern auswendig herzusagen und bei jedem Thierskelet die Theile nach den Namen, welche man den menschlichen beigelegt hat, sogleich zu finden und zu vergleichen." Und wie weit sich schon damals seine Naturstudien ausdehnten, gibt folgende Stelle aus einem Briefe an Knebel vom 21. Nov. zu erkennen: „Die Kosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens der Beruf, mich der Oekonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte umgibt mich wie Bacon's großes Salomonisches Haus, worüber sich Herder und Nicolai streiten."

Solchen Studien konnte er in der letzten Hälfte des Jahres 1782, trotz der ihm durch die Kammerpräsidentur zugewachsenen Geschäfte, um so fleißiger obliegen, als die Herrschaften in dieser Zeit häufig anderwärts beschäftigt und unterhalten waren. Die Herzogin Mutter studirte seit Villoison's Ankunft Griechisch und las bald einige Oden des Anakreon im Original, machte im September eine Reise nach Dessau und Wörlitz und suchte, durch den dortigen Aufenthalt angeregt, nach der Rückkehr ihr geliebtes Tiefurt durch

Anlagen zu verschönern; auch stattete ihr Oeser seinen jährlichen Besuch ab. Der Herzog war gleichzeitig mit der Mutter auf einem Ausfluge, über Dessau nach Dresden, in's Lustlager des Churfürsten begriffen. Die Muße, die Goethe'n hiedurch erwuchs, widmete er zum Theil auch poetischen Arbeiten. „Seit einiger Zeit," schrieb er am 21. November an Knebel, „lebe ich sehr glücklich. Ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Geschäfte und schreibe in guten Stunden die Mährchen auf, die ich mir selbst zu erzählen gewohnt bin. Du sollst bald die drei ersten Bücher der theatralischen Sendung haben." Es waren die drei ersten Bücher des Wilhelm Meister, auf den wir etwas weiter unten zurückkommen werden. „Meinen Werther habe ich durchgegangen," fährt der Brief fort, „und lasse ihn wieder in's Manuscript schreiben; er kehrt in seiner Mutter Leib zurück, Du sollst ihn nach seiner Wiedergeburt sehen. Da ich sehr gesammelt bin, so fühle ich mich zu so einer delicaten und difficilen Arbeit geschickt." Es war in der That keine leichte Aufgabe, die er sich hier gestellt hatte. Die Uebergänge in diesem psychologischen Gemälde däuchten ihm stellenweise noch etwas zu schroff und so galt es mit leiser Hand hier und da einen verbindenden Zug hinein zu zeichnen. Dazu war es aber nöthig, die Stimmung und den ganzen Geist der Epoche, in welcher die Dichtung entstanden war, in sich zu erneuern; und eine solche Zurückversetzung in überwundene Perioden war für Goethe nicht leicht. Seine innere Entwickelung ging, wie der Wuchs einer lebenskräftigen Pflanze, stetig und unaufhaltsam weiter, und er konnte, eben so wenig wie diese, auf einer spätern Stufe des Wachsthums die Gebilde einer frühern Stufe in völlig ähnlicher Gestalt wiederholen. Dieß zeigte sich z. B. auf eine eminente Weise im Jahr 1804 bei der Einrichtung des Götz für die Bühne und in geringerem Grade auch jetzt bei der Ueberarbeitung des Werther. Ein feineres Gefühl wird auch hier die eingeschobenen Stellen wahrnehmen, wozu aus dem ersten Buche der Brief vom 30. Mai und der Zusatz „Abends" zum Briefe vom 8. August, aus dem zweiten die Briefe vom 8. Februar, vom 16. Juli, vom 4. und 5. September, vom 12. Sept., vom 27. October Abends, vom 22. November, vom 26. Nov., die Zwischenrede „Der Herausgeber

an den Leser" nach dem Brief vom 6. December u. a. gehören. Di[e] Hauptzugabe ist die Geschichte von einem unglücklichen Bauernbu[r]schen, der eine Wittwe, bei welcher er in Diensten stand, liebte un[d] seinen Nebenbuhler erschlug, — ein Parallelbild zu Werther's Lei[]den, das die Gewalt derselben Leidenschaft in einem einfache[n] schlichten Gemüthe veranschaulicht. Auch erscheint Lotten's Charak[]ter und Verhalten gegen den Schluß des Romans hin in der neue[n] Bearbeitung mehrfach modificirt. In Betreff Albert's schrieb er a[n] Kestner (den 2. Mai 1783): „Es war unter andern meine Inten[]tion, Alberten so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüng[]ling, aber doch der Leser nicht verkennt. Dieß wird den gewünsch[]ten und besten Effect thun. Ich hoffe, Ihr werdet zufriede[n] sein."

Wenn Goethe bei dieser Arbeit sich in eine zurückgelegte Epoche seiner Geistesentwickelung vertiefen mußte, so war er zugleich be[]müht, für den Ueberblick der seitdem verflossenen Zeit die nöthigen Documente zu sammeln. Schon im Jahr 1780 hatte er Lavater'n gebeten, seine Briefe hübsch in Ordnung zu halten und heften zu lassen. Jetzt, im November 1782, schreibt er an Knebel: „Alle Briefe seit 72 und viele Papiere jener Zeiten liegen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden. Ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch ein Anblick! mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mi[r] liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehe[n] wird." So gibt sich sein wachsender Lebensernst jetzt in Allem z[u] erkennen, und immer stärker tritt der vom Vater überkommene Ord[]nungs- und Sammlergeist hervor.

Auch darin bewährte sich seine besonnener und kühler gewor[]dene Ansicht der Dinge, daß er sein politisches und gesellschaftliche[s] Leben von dem moralischen und poetischen trennte, die er in de[r] Sturm- und Drangzeit nur allzu sehr mit einander vermischt hatte. „Alle Wochen," schrieb er an Knebel, „gebe ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeschlossen ist, und entledige mich dadurch mei[]ner Pflichten gegen die Societät auf's Wohlfeilste ... Und so fange ich an, mir wieder selber zu leben und mich wieder zu erkennen. D[er] Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde

reifen, müßten auf diesen Boden gesäet werden (mit andern
ten: der Wahn, die Ideale ließen sich unmittelbar in die
lichkeit einführen), hat mich ganz verlassen und ich finde
jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem
lichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister
die juristische Praxis zu verbinden, eben so getrennt lasse ich
den Geheimerath und mein anderes Selbst, ohne das ein Ge-
erath sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane,
äße und Unternehmungen bleibe ich mir geheimnißvoll selbst
u und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches,
lisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zu-
ten."

In der That kamen alle seine gesellschaftlichen und politischen
ehungen, seine sittlichen Lebenserfahrungen, und auch seine wis-
haftlichen Bemühungen zuletzt doch wieder der Poesie zu Stat-
und gaben seinen dichterischen Productionen Gehalt, Fülle,
n und Farbenreichthum. Dieß zeigt sich uns recht an Wilhelm
ster, von dem er in diesem Jahre ein gutes Stück zu Papier
te. So hatten sich ihm schon im März des vorigen Jahres bei
Besuche zu Neunheiligen in dem Grafen und der Gräfin Wer-
die Urbilder zu dem Grafen und der Gräfin im dritten Buche
Romans dargeboten. Vom Grafen schrieb er damals an seine
ndin: „Er macht mir meine dramatische und epische Vorraths-
ner um ein Gutes reicher; ich kann nicht verderben, da ich auch
Steinen und Erde Brod machen kann." Ehemals Gesandter in
nien, welterfahren, kenntnißreich, von edeln Gesinnungen, soll
vie Schöll berichtet, mit hochvornehmem Wesen und grillenhaft
wandter Weisheit durch seine seltsam ceremonielle Hausordnung
paradoxe Behandlung der Dienerschaft, auch durch eigensinnige
keit und Anstandsrücksicht bisweilen unbequem und lächerlich
sen sein. An die mystische Selbstsicht des Grafen im Roman
ert ein hellsehender Traum, den Graf Werther in Spanien
bt haben soll; und der kleine Mohr in der gräflichen Diener-
t des Romans hatte komische Pendants in Neunheiligen an ge-
rzten und kostumirten Bauernjungen, die dort aufwarteten.
Eigenschaften, die der Roman an der Gräfin hervorhebt,

„Anmuth, Zierlichkeit, feines Betragen", schildern die Briefe an Frau von Stein noch lebhafter als solche der Gräfin Werther: in ihr sei eine Richtigkeit der Beurtheilung, ein ungestörtes Leben und eine Güte, die ihm täglich neue Bewunderung und Freude mache. So oft habe er die Worte Welt, große Welt, Welt haben hören müssen, ohne sich was dabei denken zu können; dieß kleine Wesen habe ihn erleuchtet, diese habe Welt, wisse die Welt zu behandeln (la manier); sicher ihres Werthes und ihres Ranges handle sie zugleich mit einer Delicatesse und Aisance, die man sehen müsse, um sie zu denken u. s. w. Und wie die Gräfin des Romans, so war auch ihr Urbild „für dieß Leben verloren". An den „leidigsten Narren" geschmiedet, glich sie, wie Goethe am 30. März dieses Jahrs der Freundin schrieb, einer schönen Seele, „die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnend erhebt."

Den Anfang des Romans (wohl das erste Buch) hatte Goethe der Gräfin Werther schon in dem ersten Drittel des vorigen Jahrs zugesandt; er schrieb am 28. Mai 1781 an Frau von Stein: „Die Werthern hat mir ein gar artig Zettelchen bei Zurücksendung des W. Meisters geschrieben." Seitdem war aber, wenn auch nicht die Ausbildung in Gedanken, doch die schriftliche Fortführung in's Stocken gerathen. Erst im Juni dieses Jahrs (1782) griff er die Arbeit wieder ernstlicher an, hatte Ende des Monats das zweite Buch „ziemlich im Ganzen zu Stande", las es am 23. August dem fürstlichen Ehpaare vor, und verwendete dann noch einige Zeit auf die sorgfältigere Ausführung. Am 20. October hatte er vier Capitel des dritten Buches in Ordnung gebracht und beschloß dieses Buch, das aber wohl nur bis zum Ende des jetzigen zweiten reichte, am 12. November, um noch an demselben Tage das vierte zu beginnen.

„Recht schöne Data zu seinem Wilhelm zu sammeln und verschiedene Lücken darin zu ergänzen", gab ihm noch ganz am Schlusse des Jahrs eine Reise nach Leipzig Gelegenheit, die er mit dem Herzog den 20. December antrat. Er blieb dort noch einige Tage nach der Abreise des Herzogs, und fand dießmal in Leipzig „*eine* neue kleine Welt". Er sah in verschiedenen Gesellschaften eine

Menge Menschen, die er „auf die Täflein seines Geistes aufzeichnete“. „Ich wünschte,“ schrieb er der Freundin, „mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können; denn es steckt unglaublich viel hier zusammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehen. Jeder steht für sich, hat einige Freunde und geht in seinem Wesen fort; kein Oberer gibt einen allgemeinen Ton an, und Jeder producirt sein kleines Original, er sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig, und was der Qualitäten mehr sein mögen. Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthümer aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann.“ Besonders labte er sich an Gemälden und Zeichnungen und verkehrte viel mit Oeser. „Wie süß ist es,“ heißt es über ihn in einem Brief an die Freundin, „mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehen, der weiß, wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um dieses Leben zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt. Denke Dir hinzu, daß der Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Werke Anderer doppelt und dreifach genießen kann: so wirst Du wohl nicht einen glücklicheren denken können. So ist Oeser, und was müßte ich Dir nicht sagen, wenn ich sagen wollte, was er ist!“

Ehe wir unsern Freund in's Jahr 1783 hinüber begleiten, möge noch der Wiederanknüpfung seines Verhältnisses zu Fritz Jacobi gedacht werden. Eine alte Geldschuld, worin er noch bei Jacobi stand, veranlaßte Goethe'n im Anfange Octobers 1782 zu einem Briefe, der mit den Worten beginnt: „Lieber Fritz, laß mich Dich noch einmal, und wenn Du dann willst, zum letzten Male so nennen, damit wir wenigstens in Frieden scheiden.“ Jacobi antwortete mit einem herzlichen Schreiben, worauf ihm Goethe seine Iphigenie schickte, „nicht als Werk oder Erfüllung jener alten Hoffnungen werth, sondern daß sich sein Geist mit dem des Freundes unterhalte, so wie ihm das Stück mitten unter kümmerlichen Zerstreuungen, vier Wochen hindurch, eine Unterhaltung mit höheren Wesen war.“ Ueber sein Leben in Weimar heißt es: „Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht und leide, wo Andere genießen, ge-

nieße, wo sie leiden. Ich habe unsäglich ausgestanden und freu mich herzlich, daß Du mit Vertrauen nach mir hinsiehst. Laß mich ein Gleichniß brauchen. Wenn Du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst Du nicht, daß so viele Schlacken darin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß sich auch noch da zu verstecken!" In Jacobi weckten diese vertraulichen Herzensergüsse die ganze Schwärmerei seiner frühern Liebe wieder auf. „Ich habe Dein Paquet," antwortete er, „und ich hang' an Deinem Halse. O ganz anders, wie ehemals! Bruder! Unaussprechlich! Wortlos; bildlos, begrifflos, heißt Dich mein tiefstes Inneres: Bruder! So viel ich wollte, könnt' ich weinen u. s. w." In diesen enthusiastischen Ton konnte nun freilich Goethe nicht eingehen; aber ein gewisses freundliches Verhältniß, wenn auch mitunter durch Streifwolken verdunkelt, dauerte von da an bis zu Jacobi's Tode fort.

Das Jahr 1783 betrachtet Riemer als „ein im Leben der fürstlichen Personen, wie des gesammten Hofes, Epoche machendes einen Wendepunkt bezeichnendes Jahr" und leitet die Veränderung zumeist aus einem lang ersehnten Ereigniß in der fürstlichen Familie aus der am 2. Februar erfolgten Geburt eines Erbprinzen, her Diese Ansicht scheint sich durch einen Brief Goethe's an Knebel vom 3. März zu bewähren, worin es heißt: „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte hat eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder Einzelne ist, wie er war; doch das Ganze hat eine andere Richtung, und wenn ich's sagen soll: Er wirkt in seiner Wiege, wie der Ballast im Schiffe durch die Schwere und Ruhe." Ohne Zweifel hatte das Ereigniß zunächst einen großen Einfluß auf den Herzog und durch ihn auf den ganzen Hof hinab Der Blick auf seine neuen Hoffnungen und Pflichten gab ihm

stilles Glück, Beruhigung und höhern Lebensernst. „Sie haben Recht," schrieb er am 17. Februar an Merck, „daß Sie sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren. Nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethe's und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: ed egli fu pittore." Allein der Hauptgrund, warum das Weimarische Leben jetzt immer mehr eine andere Physiognomie annahm, lag doch, ohne daß er es vielleicht selbst klar einsah, in Goethe. Was wir ihn eben aussprechen hörten, daß jeder Einzelne noch sei, was er war, galt wenigstens von ihm nicht. Er, die Seele und der Mittelpunkt des Weimarischen Musenhofes, hatte sich seit sieben Jahren und zumal seit der Reise nach der Schweiz bedeutend verändert. Dem Leser, der uns gefolgt ist, haben sich davon die unverkennbarsten Spuren gezeigt, und Goethe's briefliche Confessionen an Knebel am Schlusse des vorigen Jahres legten uns diese Veränderung offen dar.

Zu der Geburtsfeier des Erbprinzen steuerte unser Dichter nur eine kleine poetische Gabe bei, die ziemlich in den Ton der gewöhnlichen Gratulations-Carmina einschlägt*), während Wieland und Herder mit großem Beifall aufgenommene Cantaten dichteten, jener für die fürstliche Capelle, dieser für die Kirche, und Letzterer außerdem noch eine Taufrede hielt, worin er, nach Wieland's Bericht an Merck, wie ein Gott sprach**). Goethe's Mutter meinte, in einem Briefe an die Herzogin Amalie, ihr Sohn müsse sich mit den Musen etwas brouillirt haben; „doch alte Liebe rostet nicht," fügte sie hinzu, „sie werden auf seinen Ruf bald wieder bei der Hand sein." Sie waren aber in der That jetzt bisweilen recht spröde gegen ihn, namentlich die Muse der Hof- und Festpoesie, wie denn auch ein großes, für den Geburtstag der Herzogin Louise bestimmtes Drama (Schöll nimmt an, es sei Elpenor gewesen) nicht hatte zu Stande

*) S. Goethe's W., Bd. VI, S. 5.
**) S. Herder's sämmtl. Werke zur Religion und Theologie, Bd. 10, S. 73 ff.

kommen wollen und selbst bis zur Kirchfahrt der Fürstin nic
ward. Indeß mußte ein vom ganzen Lande mit so freudigen
aufgenommenes Ereigniß doch auf irgend eine Weise im G
bisherigen dramatischen Treibens gefeiert werden; und so er
schon am 9. März beim Kirchgang der Herzogin, wo rings
dem Lande und der Nachbarschaft Besuch herbeiströmte, vers
Festzüge und geleiteten die Fürstin zur Kirche. Nach der Ta
ein ländlicher Festzug mit Huldigungsgaben in den Saal,
Abends eine von Wolf componirte Cantate aufgeführt wurde
auf brachten nach einander zwei Fackelzüge, ein berittener
zoglichen Jägerei und einer der Jena'schen Studenten, ihre
chen. Tags darauf führte der Herzog die berittenen Jäger m
Meuten und mit Wagen voll Jagdgeräth und Trophäen bei
glanz und Musik, durch die Stadt. Am 13. März endlich wa
Cavalcade in Maskenkleidern — 139 Personen, 89 Pferde
halten, ein durch Pracht und Sinnigkeit ausgezeichnetes
wogegen der gewöhnliche Feierprunk anderer deutschen Höfe in
Schatten trat *).

Nach diesem hellen Aufglänzen der Weimarischen Leb
trat im Sommer 1783 eine große Stille und Beruhigun
Goethe widmete sich seiner Kammerpräsidentur und spielte nu
wie er den 19. Mai an Merck berichtete, mit Ernst „die Ro
Al Hasi." Er freute sich über das Glück und Gedeihen sein
ministration, und daß seine Finanzsachen besser gingen, al
vor einem Jahre gedacht, hielt aber auch fest an seinen Plan
Grundsätzen **). Um ihn bei dieser ernsten Thätigkeit aufzuh
kaufte sein fürstlicher Freund dann und wann für ihn ein
Handzeichnung oder einen Kupferstich an. „Was ich be
schrieb der Herzog am 2. Juni an Merck, „ist Alles zu Nutz
Frommen meines Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so
ein bischen Freude machen und seine Taciturnität entr
kann." Indem sich hiedurch Goethe's Kunstsammlungen al

---

*) S. Weimars Album. — Auffallender Weise berichten weder
Tagebücher, noch die Briefe jener Zeit etwas von diesem Feste.

**) Riemer, II, 171.

erweiterten, war er auch bemüht, für seine geognostischen und osteologischen Studien von allen Seiten Materialien herbeizuschaffen. Seine Correspondenz mit Merck aus dieser Zeit bezieht sich vorherrschend auf Mineralien und Fossilien, und er sucht den Freund auf alle Weise zu fortgesetztem „Erd- und Bodenstudio" anzufeuern. Merck's Beihülfe mußte ihm jetzt um so willkommener sein, da er selbst zu Ausflügen weniger Zeit oder Neigung, als früher, hatte. Mitte April ging er mit dem Herzog auf ein paar Tage nach Ilmenau zur Auerhahnbalz und des Bergwerks wegen; die letzten Tage des Mai brachte er in Jena, wahrscheinlich der entstandenen naturwissenschaftlichen Sammlungen wegen, zu. Auf diesen Ausflügen begleitete ihn wieder Fritz Stein, der Sohn seiner Freundin, den er auch zu Hause bei sich in liebender Aufsicht behielt. Eine unangenehme Veranlassung *) rief ihn gegen den 11. Juni über Erfurt und Gotha nach Wilhelmsthal, von wo er am 20. zurückkehrte. Außerdem brachte mitunter ein Besuch, wie Blumenbach's (gegen Ende April) und Oeser's (zweite Hälfte Juli), Abwechselung in sein jetziges Stillleben.

Für dichterische Thätigkeit blieb ihm den Sommer hindurch fast keine Zeit übrig; kaum daß ein Capitel des vierten Buchs vom Wilhelm Meister den 18. Juni in Wilhelmsthal entstand. Erst der Geburtstag des Herzogs, der 3. September, entlockte ihm wieder eine schöne poetische Blüthe, das herrliche Gedicht „Ilmenau"**). Um sich neuen Muth zu frischer, nützlicher Wirksamkeit, heitern Sinn für den festlichen Tag zu holen, hat der Dichter die Einsamkeit des anmuthigen Ilmenauer Thals aufgesucht. Er begrüßt den schönen

*) Prinz Constantin, im vorigen Jahr von Rom nach Paris gekommen, hatte sich dort von seinem Reisegefährten, Hofrath Albrecht, losgemacht, um mit seiner Geliebten, Mad. Darsaincourt, nach London zu reisen. Von dort hatte er sie nach Weimar vorausgeschickt. Sie ward in das Haus eines Oberförsters gebracht, wo sie ihr Schicksal abwarten sollte, und später auf ihren eigenen Wunsch nach Frankreich zurückgeleitet. In Wilhelmsthal traf Goethe mit dem zurückkehrenden Prinzen zusammen. Wie es scheint, gab diese Liebesgeschichte die Grundzüge zum Verhältnisse Lydiens zu Lothario im Wilhelm Meister.

**) Vergl. Ein Stück aus Goethe's Leben, von B. R. Abeken (Berlin 845), S. 1 ff., und meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 376 ff.

Tannenwald, „den immer grünen Hain," die obstbedeckten, sa
Anhöhen, den Gickelhahn, „den erhabenen Berg," an dessen F
so oft sich aus dem Geräusche des Hofes geflüchtet. Aber b
Erinnerung an die umwohnenden Landleute, Knappen und K
fällt ihm sogleich ein, was er gern vergessen möchte, wie viel nä
zu thun sei, ehe der kleine Staat, dem er im Dienste seines
lichen Freundes seine Kräfte widmet, sich eines allgemeinen,
alle Volksklassen verbreiteten Glückes freuen kann. Um das T
bende, das in diesem Gedanken liegt, zu verscheuchen, gibt es
besseres Mittel als die Fortschritte zum Bessern, die man berei
macht hat, zu betrachten, und in der That stellt sich ihm die leb
Erinnerung an die Vergangenheit unter der Form eines Tr
gesichtes, einer rückblickenden Vision dar. Die erste Weima
Zeit, die Epoche des Geniewesens, wie sie uns bekannt ist, verg
wärtigt sich lebhaft seiner Einbildungskraft; dieß Gemälde n
den größten Raum des Gedichtes ein. Es ist ganz natürlich,
wie der Dichter aus diesem Traum erwacht und zum Bewußtsei
bessern Gegenwart kommt, er nun ermuthigt und vertrauensvo
die Zukunft blicken kann; und so schließt das Ganze mit eine
munternden, glückverheißenden Anrede an den Fürsten — einer
burtstagsgratulation, wie sie vielleicht nie so edel und würdig e
Regenten dargebracht worden *).

Einige Tage später, den 7. September Nachts, entstand
dem Gickelhahn, der Höhe des Ilmenauer Forstes, das kleine,
wunderliebliche Gedicht Wanderers Nachtlied:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch,
Die Vögelein schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

---

*) Man vergl. im Briefwechsel mit Zelter (Nr. 813) die Schilderung
Besuchs in Ilmenau nach 48 Jahren.

oethe schrieb die Verse an die Bretterwand der einsamen Waldhütte
:f dem Berge, worin er übernachtete. Die Züge sind später noch
amal mit Bleistift überzogen, und der Dichter hat nach 48 Jahren
it eigener Hand darunter gesetzt: Renov. 29. Aug. 1831.

Die beiden Gedichte bezeichnen die erste Raststelle einer Er-
›lungsreise, die er Ende August auf des Herzogs Zureden mit
ritz Stein angetreten hatte. Von Ilmenau ging er mit seinem klei-
:n liebenswürdigen Begleiter den 9. September nach Langenstein
ır Markise Branconi, machte von dort Ausflüge nach der Roß-
appe, der Baumannshöhle und dem Rübeland, traf am 14. Sept.
ı Halberstadt mit der von Braunschweig zurückkehrenden Herzogin
.malia zusammen und brachte einen Tag mit ihr und den sie beglei-
nden fürstlichen Verwandten zu. Hierauf wandte er sich nach Zeller-
ld zum Berghauptmann Trebra, bestieg von dort aus, nach einer
wischenzeit von beinahe sechs Jahren (den 21. Sept.) abermals den
brocken, „fütterte sich" in der Gebirgsgegend, wie er der Freundin
hrieb, „recht mit Steinen an," von denen er hoffte, „sie sollten ihm,
ie die Kiesel dem Auerhahn, zur Verdauung seiner übrigen schweren
Binterspeise helfen," und brach am 26. nach Göttingen auf. Hier
esuchte er sämmtliche Professoren, war dann Anfangs October in
assel, machte hier am Hofe seine Aufwartung, sah mit den Natur-
rschern Sömmering und Forster „sehr schöne und gute Sachen",
ar dem Erstern bei der Füllung eines Luftballons, deren Erfolg
urch Uebereilung vereitelt ward, behülflich, und reiste den 5. Oct.
ieder ab.

Mit neuen Kenntnissen und Anschauungen bereichert, kehrte er
:n 6. October nach Weimar zurück, und entwickelte in den drei letz-
n Monaten noch eine vielfache Thätigkeit. Er fand die Weimarische
esellschaft, wie er am 14. November an Knebel schrieb, „ganz in
Belt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dahin ge-
ört, ausgegossen," und nahm auch an diesen Bestrebungen lebhaften
.ntheil. Eben so sehr interessirte er sich für die aerostatischen Ver-
iche des Apothekers Dr. Bucholz, eines wohlhabenden, lebens-
ıstigen Mannes, der mit ruhmwürdiger Lernbegierde den Fortschrit-
:n der Naturwissenschaften folgte, desselben Mannes, durch welchen
Goethe auch zuerst der eigentlichen wissenschaftlichen Botanik näher

geführt wurde. Nach mehrfachen vergeblichen Experimente
es ihm, aber erst im folgenden Jahre, von einer Terrasse in
eine der ersten Mongolfieren, zum Ergötzen der Unterrichtete
Höhe steigen zu lassen, indessen die Menge sich vor Erstaun
zu fassen wußte und in der Luft die verschüchterten Tauben
weise hin- und herflüchteten.

Auf poetischem Felde fühlte Goethe sich durch die i
Jahre mit Text und englischer Uebersetzung erschienenen a
Gedichte Moallakât sehr angesprochen, und er hegte eine z
den Plan, sie in Verbindung mit Seckendorf und He
übersetzen. Der Verkehr mit Letzterem war damals sehr
„Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück," schri
12. November an Jacobi, „daß die leidigen Wolken, die
so lange von mir getrennt haben, endlich, und wie ich überz
auf immer sich verziehen mußten." Sie lasen zusammen
entstandenen ersten Capitel der Ideen zur Philosophie der G
der Menschheit, über die sich Goethe gegen Knebel mit groß
aussprach. Er selbst führte unterdessen seinen W. Meist
vollendete am 12. November, gerade ein Jahr, nachdem er e
nen, das vierte Buch, und sandte es noch vor Weihnachten
bel. Die Hoffnung aber, die er dabei äußerte, „das Werkchen
Ende schreiben zu können," ging nicht in Erfüllung. Es so
manches Jahr darüber hinschwinden, ehe es ihm unter Schill
regender Einwirkung gelang, diesen Schatz völlig zu Tage z

Fünfzehntes Capitel.

Die nächste Zeit vor der Reise nach Italien. Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergwerks. Eröffnungsrede. Besuch der Grafen Stolberg. Eisenacher Ausschußtag. Reise in den Harz und nach Braunschweig. Fritz Jacobi zu Besuch. Osteologische Abhandlung. Botanische Studien. Aufhören des Liebhabertheaters. Redoutengedicht. Distichen. Die Geheimnisse. Goethe's religiöser Standpunkt. Fortführung des W. Meister. Operette. Das Gedicht „Zueignung". Reise in's Fichtelgebirge. Besuch von Carlsbad. Besuch der Fürstin Galizin. Besuch Lavater's. Wiederholter Besuch von Carlsbad. Gedicht an den Herzog Carl August. Abreise nach Italien.

Die nun von der zweiten Periode noch übrige Zeit, bis zur ersten Reise nach Italien, können wir füglich in unserer Betrachtung zusammenfassen, da sich in ihr keine bedeutenden Epochen mehr darstellen. Der fünfunddreißigjährige Mann steht gefestigt in sich und seinen Bestrebungen, und sicher der Welt gegenüber. Ueberblickt man sein jetziges inneres und äußeres Leben, so muß das erste Urtheil dahin gehen, daß wir einen glücklichen und in sich ganz befriedigten Menschen vor uns haben. Er hat seine Triebe einzuschränken gelernt; aber die gereinigte Flamme glüht um so schöner in seinen poetischen Schöpfungen fort. Den Kreis seiner Freunde hat er möglichst enge gezogen; aber um so inniger ist der Antheil und um so störungsloser das Genüge, das er bei ihnen findet; und in dem Verhältniß zur Frau von Stein hat er sich eine Stätte vertraulicher Hingebung bereitet, die ihm die mannigfaltigen zerstreuenden und beunruhigenden Herzensbezüge früherer Jahre mehr als ersetzt. Er weiß sich den Ansprüchen des Hofes mehr und mehr zu entziehen, ohne daß dadurch die Beziehungen zum Herzog und der Herzogin geschwächt werden. Für die Lustbarkeiten des Hofes hat er nicht mehr zu sorgen, er hat aufgehört, „Großmeister der Affen zu sein;" in geselligen Kreisen zeigt er sich untheilnehmender, ohne doch das Interesse für sie ganz einzubüßen; er hält in ihnen das Herz ver-

schlossen und die Augen offen, und weiß sich für das Opfer an
das er ihnen bringt, durch Zuwachs an Menschenkenntniß zu
schädigen. Die Bürde seines Amtes ist nicht leicht; aber es
ihm, bei seinen reichen Gaben, noch Muße zu freier Thätigkei
Selbstbildung, und klug weiß er die Vortheile seiner Stellu
seine dichterischen und wissenschaftlichen Zwecke zu benutzen.
ihm durch sein Amt gebotene Verkehr mit höhern und niedern
den muß ihm zur Bereicherung seiner epischen und dramat
Vorrathskammer dienen; an die Commission für den Ilm
Bergbau und andere Kammergeschäfte knüpft er sein Studiu
Mineralreichs und der Erdbildungsepochen; an seine Aufsich
die wissenschaftlichen Anstalten Jena's und die Zeichenschule sch
sich Botanik und Osteologie an. Einstimmigkeit herrscht in
seinen höhern Interessen. Wie in der Poesie, so nimmt er a
der Wissenschaft, in der Darstellung der Natur, die Natur zum
bilde: nicht einen abstracten Grundgedanken, sondern die Zusa
stimmung des Einzelnen sucht er darzulegen, aus der das Gef
nächst mehr zum Gefühl, als zum Verstande sprechen soll; „n
Harmonie von Wirkungen," schreibt er seiner Freundin über
gie, „wolle er an's Licht stellen, die eine gemeinsame Ursache
lasse." Unfähig, wie er ist, durch hingebendes Studiren von
zu lernen, schafft er sich selbst in der Wissenschaft feste Stand
Gesichtspunkte, und fühlt sich durch sein Wissen um so mehr
digt, je selbstständiger er es erworben und je geisteigener es ih
durch geworden. Als eine sensible Natur, durch Widerspruch
verstimmt und beirrt, verheimlicht er die Schätze, die er auf w
schaftlichem, wie auf poetischem Gebiete hebt, gerne dem
Publikum, auf dessen ermunternden Beifall er schon lange ver
gelernt; und wenn er wissenschaftliche Forschungen mittheilt,
schweigt er gerne die Endabsichten und Zielpunkte, als fürchte
geistigen Schätze zu profaniren, wenn er sie in leicht curs
Formeln ausprägte. So erscheint er jetzt als ein zwar abgesch
ner, aber durch seinen innern Reichthum und das Gefühl seines
thes beglückter Mensch.

Und doch steigerte sich in Goethe während der Zeit, d
noch bis zur Reise nach Italien zu betrachten haben, das Bedi

: neuen Existenz zur schmerzlichsten Sehnsucht. Schon der ver-
nißmäßig schwache Ertrag an poetischen Erzeugnissen, den dieser
dreijährige Abschnitt seines schönsteu Mannesalters zeigt, deutet
: auf eine wärmende Glücksepoche hin. Wie eine Pflanze, wenn
ten Kranz der Stengelblätter hervorgebracht hat, ihre Kräfte
mmenzieht und den Stengel eine Strecke schmucklos emportreibt,
sie die prächtige Blüthenkrone entfaltet, so nährte jetzt Goethe,
und in sich zurückgezogen, mächtige Empfindungen und Ideen in
r Seele, ohne ihnen genügende Form und Gestalt geben zu kön-
Wir werden später, wo der Entschluß, nach Italien zu gehen,
ft ist, die Ursachen, die ihn über die Alpen trieben, zu entwickeln
n. Daß er diesen Entschluß nicht schon früher faßte, daran war
Mangel an Einsicht in seinen Zustand, sondern seine, wie er
t gesteht, zu einem „gewissen Hocken und Kleben an einem
:" geneigte Natur Schuld. Dann war ferner das Verhältniß
rau von Stein ein mächtiges Band, das ihn festhielt. Auch
te es ihm feige dünken, den selbstgewählten Posten so bald zu
ssen; er wollte wenigstens lange genug bleiben, um ihn mit Ehren
n Andern abtreten zu können. So harrte er denn stillgefaßten
jes beinahe noch ein Triennium aus, ehe er sich durch einen
en Sprung in eine andere Geistesatmosphäre rettete.
Wieland durchschaute schon im Anfange dieser Zeit den Zu-
Goethe's. „Er schickt sich überaus gut," schrieb er am 5. Jan.
l an Merck, „in das, was er vorzustellen hat, er ist im eigent-
Verstande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzu
ich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu
m Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh,
hen, wie er bei dem allem Contenance hält und den Gram gleich
verborgenen Wurm an seinem Innern nagen läßt." Goethe
war weit entfernt, auch seinen vertrautesten Freunden ein ganz
:s Bekenntniß abzulegen; seiner Mutter, welche durch Gerüchte
seine Gesundheit und seinen Gemüthszustand beunruhigt war,
er noch vor Kurzem geschrieben: „Sie haben mich nie mit
n Kopfe und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften
en ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von
r nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will ...

Ich bin nach meiner Constitution wohl, kann meinen Sach
stehen, den Umgang guter Freunde genießen, und behalte n
und Kräfte für eine und andere Lieblingsbeschäftigung. Ic
mir nicht einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da
mal die Welt kenne und mir es nicht verborgen ist, wie e
den Bergen aussieht." Und so sprach er sich auch gegen Kr
einem Briefe vom 16. Februar 1784 aus: „Ich bin fleiß
meine Sachen gehen gut; und obgleich übrigens unsere Verh
allerlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das O
micum auf einem guten Grunde, und das ist die Hauptsache
sönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, e
Freunde, — das ist der ganze Kreis meines Daseins, in
mich klüglich verschanzt habe." Nur in den Briefen an Fritz
aus dieser Zeit blickt das tiefe Gefühl seiner Lebenslage an ei
Stellen deutlicher hervor.

Den Amtsgeschäften widmete er sich, da er einmal ihre
noch nicht abwerfen konnte, fortwährend mit Ernst und warme
für das Weimarische Land. Eine Angelegenheit, die ihn sc
acht Jahren lebhaft beschäftigt hatte, war die Wiederaufnah
Ilmenauer Bergwerks. Am 24. Februar 1784 feierte
Eröffnung des neuen Johannisschachtes durch eine einfach
den Umständen durchaus angemessene Rede*). Man wird
auch an ein paar Stellen durch den Ausdruck einer Religiosi
genehm überrascht, der ihm sonst eben nicht geläufig war; er
am Schlusse die Zuhörer auf, sich vor der Eröffnung des S
noch mit ihm zu dem Hause des Herrn zu begeben, „des Got

---

*) Eckermann berichtet, Goethe habe mitten im schönsten Fluß d
den Faden verloren und sich auf kein Wort mehr besinnen können. „D
jeden Andern in große Verlegenheit gebracht, ihn aber keineswegs; e
vielmehr wenigstens zehn Minuten lang (?) fest und ruhig im Kreise sei
reichen Zuhörer umher, die durch die Macht seiner Persönlichkeit wie
waren, so daß während der sehr langen, ja fast lächerlichen Pause Je
kommen ruhig blieb. Endlich schien er wieder Herr seines Gegenstande
den zu sein; er fuhr in seiner Rede fort und führte sie sehr gesch
Anstoß bis zu Ende, und zwar so frei und heiter, als ob gar nic
wäre."

die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages zu bringen." Er will ihn bitten, „daß das zweideutige Metall, das öfter zum Guten als zum Bösen angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werde." Wiederholt und mit Wärme gedenkt er des Eifers, den der Herzog für das Werk bewiesen, versäumt aber auch nicht, seiner eigenen Bemühungen zu erwähnen: „Auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen." Leider sollte diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen, denn 1795 machte ein bedeutender Stollenbruch dem Ilmenauer Bergbau ein Ende, und mit Betrübniß sah Goethe ein Werk, worauf so viel Zeit, Geld und Kraft verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben.

Wenige Tage nach diesem Feste hatte Goethe eine minder frohe Veranlassung, seine Theilnahme am Wohl und Wehe der Weimarischen Landesgenossen zu bewähren. Jena gerieth plötzlich in große Noth, ein gewaltiger Eissturz drang in die Vorstadt und setzte alle Gassen und Häuser zwei bis drei Ellen hoch unter Wasser, während zugleich ein Dorf abbrannte, wobei mehrere Menschen ihr Leben einbüßten. Goethe war überall mit Rath und That zur Hand. „Er hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten," schrieb der Herzog an Merck (den 6. März 1784), „und die besten Anstalten getroffen." Noch im Mai war er beschäftigt, das Verschwemmte wieder herzustellen.

Gegen Ende des Monats statteten die beiden Grafen Stolberg, Leopold und Christian, mit ihren Frauen einen Besuch in Weimar ab. Goethe fand sich durch das Zusammensein mit ihnen, besonders mit Leopold, der ihm „von Stunde zu Stunde besser gefiel", sehr erheitert, und wünschte sich Glück, „daß er noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden."

Diese Gemüthserfrischung kam ihm um so mehr zu Statten, als er Anfangs Juni wieder durch den Eisenacher Ausschußtag an

längere Zeit zu ernsten Geschäften abberufen wurde. Nachdem er Gotha ein paar Tage zugebracht hatte, hielt ihn der Ausschuß üb einen Monat, vom 7. Juni bis zum 10. Juli, in Eisenach fest. Z Erheiterung in den Mußestunden gereichte ihm die Nähe des Soh seiner Freundin, der auch hier die im vorigen Jahr mit Goethe Mutter angeknüpfte Correspondenz fortsetzte. An den Vergnügung des Hofes, den der Herzog hier um sich versammelt hatte, nah Goethe wenig Antheil; er verwandte seine freie Zeit auf das hei liche Studium eines ihm aus Cassel (von Sömmering) zugekomm nen Elephantenschädels und osteologische Correspondenz, auf min ralogische und geognostische Ausflüge mit Voigt, und den Briefwech mit der Freundin. Zwei Epigramme, zu Felsen-Inschriften bestimm gab ihm die Liebe zu ihr ein *). Auch geschah Einiges für Wil Meister; er schaltete hier und da ein, „künstelte am Style", wie der Freundin schrieb, „daß er recht natürlich werde," und machte si den Schluß des fünften Buches recht gegenwärtig. Ein Besuch d Prinzen Heinrich von Preußen in Eisenach (Anfangs Juli) ga ihm Gelegenheit, „einige Beiträge zu diesem Buche (wohl die Ski zirung der Erscheinung eines heerführenden Prinzen im jetzigen dri ten Buche) im Fluge zu schießen." Dazwischen las er in Voltaire Memoiren, in Rousseau, und Lavater's Pontius Pilatus. Endli waren die Sitzungen in Eisenach und die herkömmlich sich anschli ßenden Schmäuse überstanden, und er konnte sich den 10. Juli in Gebirge flüchten und seinen geologischen Betrachtungen nachhange worauf er dann noch einige Tage bei seiner Freundin in Kochber zubrachte.

Nach seiner Heimkehr (am 19. Juli) sah er sich von Papiere umlagert, und traf mit Knebel zusammen, der zwei Jahre von Wei mar fern gewesen war. In den nächsten Wochen folgten mehre Ausflüge nach Jena, und am 8. August finden wir ihn schon wiede zu einer größeren Reise in den Harz und nach Braunschwei aufgebrochen. Der Herzog, der ihn zu der Reise nach Braunschwei aufgefordert hatte, verband damit ernste politische Zwecke. Es ga *nichts* Geringeres, als vorbereitende Besprechungen über die Bil

*) S. meinen Commentar zu G.'s Gedichten III, 519 f.

z des deutschen Fürstenbundes unter Preußens Hegemonie gegen drohenden Uebergriffe des Kaisers; und damit hing auch eine :dreise an den rheinischen Höfen zusammen, die der Herzog von Mitte Octobers bis in den Beginn des folgenden Jahres machte. the hatte sich ungern zur Reise nach Braunschweig verstanden; , einmal entschlossen, suchte er sie für seine Zwecke auszubeuten. 8. August in Dingelstedt durch einen Achsenbruch des schwer .ckten Wagens aufgehalten, schrieb er die „Zueignung", die, jetzt Dedication vor seinen Gedichten stehend, ursprünglich zur Introion der größern Dichtung „Die Geheimnisse" bestimmt . Die erste Idee dazu war ihm in der freien Natur in den Ber- von Jena aufgegangen. In den nächstfolgenden Tagen gab er :r Freundin von Zellerfeld aus Nachricht, wie es mit seinen en-Speculationen vorwärts gehe und er nun gewiß bald auf rechten Punkt kommen werde, wie er auf Höhen sich umsehe, ben befahre und seinen Begleiter Kraus fleißig Felsen zeichnen . Die Sammlung dieser schönen Zeichnungen mit schwarzer de, meist in Großfolioblättern, deren Verzeichniß Goethe in den :en zur Naturwissenschaft und Morphologie gegeben hat, befindet wie Riemer berichtet, noch wohlerhalten in seinen nachgelassenen tefeuillen. Mitunter bildete er in Gedanken den Plan der „Ge- mnisse" weiter aus, oder beschäftigte sich mit der Operette cherz, List und Rache". „Die Operette ist auch bald fer- ' schrieb er darüber der Freundin am 14. August; „daran mache :ine Arie oder ein Stück Dialog, wenn ich sonst gar zu nichts ;e." Am 15. finden wir ihn zu Goslar, und zwei Tage später Hofe zu Braunschweig. »Après avoir gravi les montagnes,« eb er von dort den 18. August an die Freundin, »nous voilà cendus sur le parquet de la cour. Je m'y trouve très- ı, je m'amuse même, parceque j'y existe sans préten- s, sans désirs, et parceque tant de nouveaux objets font faire mille réflexions ... Que je suis heureux, chère Lotte, de voir toutes ces choses avec l'idée de voir te raconter tout à mon retour! Qu'il est aisé de 'e dans le monde, quand on ne prétend rien! Adieu · *cette fois.* Nous avons eu un opéra, la cour ras-

semblée, et nous aurons aujourd'hui redoute.« Am folgenden Tage: »Je suis resté longtemps à la redoute, sans danser plus que deux contre-danses avec les dames d'honneur; le reste de temps s'est écoulé à causer et à dire des riens sur rien ... Pour moi, je puis être très-content de la façon dont on me traite. J'ai appris à être sur mes gardes, à observer les gens sans faire semblant de rien, un talent que je tâche de perfectionner tous les jours.« Und so sind alle seine Briefe aus Braunschweig an die Freundin in französischer Sprache, mit sauber ausgeführten Zügen nach Anleitung gestochener Vorschriften geschrieben. Ohne Zweifel hatte er, da an diesem Hofe die Conversation in französischer Sprache geführt wurde, mit der Freundin eine französische Correspondenz verabredet, um sich die fremde Sprache in diesen Tagen geläufiger zu erhalten. Und wie er es jetzt nicht verschmäht, zugleich seine Handschrift zu verbessern, so sehen wir ihn im September auch an den kalligraphischen Uebungen seines Zöglings Fritz von Stein Theil nehmen. Deutsch ist in jenen Briefen nur folgende schöne Octave, die für „die Geheimnisse" bestimmt war, aber in das gedruckte Fragment nicht aufgenommen ist:

> Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
> So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
> Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
> Die mein Geschick an Deines angehangen,
> Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne,
> Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
> Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
> Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Am 1. Sept. verließ Goethe Braunschweig mit dem Herzoge. Während dieser sich von Goslar nach Dessau wandte, machte Goethe sich mit Kraus zu einer nochmaligen Brockenfahrt auf, „klopfte alle Felsen der Gegend an," war beim hellsten Wetter wieder auf dem Gipfel, besuchte dann die Roßtrappe, verweilte zwei Tage bei der „Fee von Langenstein" (M. Branconi) und kam Mitte September nach Weimar zurück.

Ein paar Tage nachher kam Fritz Jacobi, noch tief trauernd

ine unlängst verlorene Gattin, mit seiner Schwester zu Besuch,
bald darauf Claudius, der Wandsbecker Bote. Jacobi schied
9. September sehr befriedigt von Goethe. „Als ich wegging,“
b er am 13. October aus Düsseldorf, „war es mir nicht, als
Dich verließe; ich war innig glücklicher, froher, heiterer, als
kam.“ Er hatte Goethe'n seine Ansichten über die Lehre des
oza zurückgelassen und schickte bald nachher die Hemsterhuisischen
ften, wodurch Goethe einmal wieder zur Ethik dieses Philo-
n und in metaphysische Gebiete geführt ward. Die genannten
ften, so wie Herder's damals entstehende Paramythien und die
Capitel der „Ideen“, deßgleichen die „Blumen aus der grie-
en Anthologie“ mit den „Anmerkungen über das griechische
ramm“ bildeten die Unterlage zu den traulichen und anregungs-
n Winterabendgesprächen mit dem Herder'schen Ehepaar und
von Stein. Wie verwandt sich aber Goethe auch jetzt noch
r mit Spinoza fühlte, so kehrte er doch gern wieder von jenen
nnlichen Speculationen zu seinen Naturbetrachtungen zurück.
der Rücksendung der Schriften an Jacobi sagt er in dem Be-
riefe, er müsse nothwendig, ehe er eine Sylbe μετα τα φυσικα
be, die φυσικα besser absolvirt haben; in diesen sei er so
, als es die Zeit und der Zustand seines Gemüthes leide.
Insbesondere war es die Osteologie, die ihn jetzt lebhaft be-
igte. Schon seit einiger Zeit arbeitete er eifrig auf einen all-
nen Knochen-Typus hin. Er fühlte sich zu der Annahme ge-
gen, daß alle Abtheilungen des Geschöpfes im Einzelnen wie
anzen bei allen Thieren aufzufinden sein müßten, weil ja auf
Voraussetzung die schon längst eingeleitete vergleichende Ana-
beruhe. Hier mußte es ihn nun äußerst befremden, wenn man
Unterschied des Menschen und des Affen darin suchen wollte,
man diesem ein Zwischenkieferbein, jenem aber keines zuschrieb.
onnte nicht begreifen, wie der Mensch obere Schneidezähne
und doch des Knochens ermangeln sollte, in den sie eingefügt
. Daher suchte er nach Spuren desselben und fand sie leicht,
die canales incisivi vorwärts die Grenze des Knochens be-
ten, und die von da aus nach den Seiten auslaufenden Sutu-
uf eine Absonderung der obern Kinnlade hindeuten. Schon im

von Stein heißt es: „Ich habe eine solche Freude, daß si
Eingeweide bewegen."

Seinen Gedanken führte er in einer Abhandlung au
jetzt in seinen sämmtlichen Werken unter der Ueberschri
finden: „*Dem Menschen wie den Thieren ist ein Z
knochen der obern Kinnlade zuzuschreiben.*"
diesen Aufsatz an Knebel überschickte, sprach er sich über
Endergebniß desselben so aus: „Ich habe mich enthalten
sultat, worauf bereits Herder in seinen Ideen deutet,
merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des
vom Thiere in nichts Einzelnem finden könne. Vielme
Mensch auf's Nächste mit dem Thiere verwandt. Die Ue
mung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was e
der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt seiner ob
lade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes sei
Zehe, Mensch. Und so ist jede Creatur nur ein Ton, ein
rung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen un
studiren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchsta
*diesem Gesichtspunkte ist die kleine Schrift ges
und das ist eigentlich das Interesse, das darin*

ertragen, durch die kunstgeübte Hand des geheimen Kanzlei-Secre-
irs Vogel eine kalligraphische Abschrift anfertigen und von einem
ngen geschickten Zeichner, Namens Waiz, einem Zöglinge der
eimarischen Akademie, erläuternde Zeichnungen dazu machen.
as Ganze schickte er nun am 19. December 1784 an Merck
it dem Auftrage, es nach der Lectüre an Camper weiter zu be-
rgen; auf der Reise zu diesem sollte es indeß noch bei Sömme-
ng durchgehen. Letzterer fand den Aufsatz „in manchem Betracht
hr artig;" nur meinte er, die Hauptidee habe schon Blumenbach
habt; es sei eine alte Theorie, aus der man z. B. auch die
estigia der Blutgefäße im Schädel erklärt habe, wogegen aber
lbin sehr schön geschrieben; auch sehe die tabula terminorum ein
enig schulfüchsig aus. Goethe war über dieses Urtheil nicht er-
unt. „Einem Gelehrten von Profession," schrieb er an Merck,
raue ich zu, daß er seine fünf Sinne abläugnet; es ist ihnen sel-
n um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das,
s man davon gesagt hat." Camper*) fand das Manuscript
ès-élégant, admirablement bien écrit, c'est à dire d'une
ain admirable. Er war, da er den Verfasser nicht kannte, in
rlegenheit, was er damit machen solle, ob garder, renvoyer,
ire imprimer, examiner, indiquer, corriger, rendre l'âme
x dessins froids etc. Jedenfalls aber, meinte er, müsse der
rfasser sich eines bessern lateinischen Styls befleißigen. Aus
em etwas spätern Briefe von ihm an Merck sehen wir aber, daß
n die Abhandlung zu schaffen machte; er untersuchte auf's Neue
e Anzahl Schädel, und fand zu seiner Verwunderung in der That
i mehreren Thieren ein Zwischenkieferbein, wo man bisher keines
genommen hatte; nur dem Menschen wollte er es nach wie vor
cht zugestehen.

Mit dem Jahre 1785 beginnt nun auch unter Goethe's Natur-
dien die Botanik stärker hervorzutreten. Schon im ersten Win-
: seines Aufenthaltes zu Weimar hatten die Abendunterhaltungen
r Jäger und Forstmänner seine Aufmerksamkeit auf die Holzcultur
ngelenkt. Der Thüringer Wald mit seinen Nadelhölzern aller

*) Briefe an Merck, Nr. 231.

Art, seinen Buchen- und Birkenhainen und dem niedern Gesträuche bot sich ihm zur Anschauung dar und belebte die mündliche Belehrung, womit man ihm von allen Seiten freundlich entgegen kam. Indem er sich bei seinen geognostischen und geologischen Studien über den Grund und Boden Rechenschaft zu geben suchte, worauf diese uralten Wälder sich angesiedelt hatten, mußte er nothwendig auf die genauere Betrachtung der verschiedenen Baumarten geführt werden, und die mannigfache Anwendung, die er von ihnen machen sah, reizte ihn zu näherer Erkundigung nach ihren Eigenschaften. Auf gleiche Weise ward sein Interesse für die ganze Sippschaft der Moose, ja für die unter der Erde verborgenen Wurzeln erregt. Laboranten, die in jenen Waldgegenden von alten Zeiten her ihr Wesen trieben und geheimnißvoll nach Recepten Extracte aus Wurzeln bereiteten, zogen seine Aufmerksamkeit auf sich und ließen ihn besonders das reiche Geschlecht der Enziane in's Auge fassen. So glich also der Gang seiner botanischen Bildung gewissermaßen der Geschichte der Botanik selbst, indem er vom Augenfälligsten, Allgemeinsten zum Nutzbaren, Anwendbaren, vom Bedarf zur Kenntniß fortschritt. Der eigentlichen wissenschaftlichen Botanik ward er durch den uns schon bekannten Apotheker Bucholz näher gebracht. Um von der Thätigkeit dieses Mannes einen allgemeinern Gewinn zu ziehen, ließ der Herzog durch ihn, mit Hülfe älterer, wohlerfahrener Hofgärtner, einen botanischen Garten anlegen. Jetzt begann die Botanik Goethe'n ernstlich zu fesseln, Linné's Terminologie, Joh. Geßner's Dissertationen zur Erklärung Linné'scher Elemente begleiteten ihn auf Weg und Steg; Linné's Philosophie der Botanik ward sein tägliches Studium. Er gesteht selbst, daß nach Shakespeare und Spinoza die größte Wirkung auf ihn von Linné ausgegangen. Aber er setzt hinzu: „Indem ich sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft ganz willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor: das, was er mit Gewalt aus einander zu halten suchte, mußte nach dem innigsten Bedürfniß meines Wesens zu Vereinigung anstreben."

Wie bei allem Wissenschaftlichen, so kam auch bei seinen botanischen Studien die Nähe der Universität Jena ihm zu Statten, wo

nicht bloß die Wartung officineller Pflanzen seit geraumer Zeit mit Ernst betrieben ward, sondern auch die allgemeinere Botanik eifrige Pfleger fand. Noch größern Einfluß auf seine Belehrung hatte eine Familie Dietrich aus Ziegenhain. Ein Sohn des Hauses, ein frischer Jüngling von offenem Charakter, der alle die seltsamen Benennungen in glücklichem Gedächtnisse festhielt, begleitete später Goethe'n auf einer Reise nach Carlsbad. In den Gebirgsgegenden immer zu Fuße, reichte er ihm die Pflanzen in den Wagen hinein, indem er dabei die Linné'schen Bezeichnungen, Geschlecht und Art, als ein froher Herold der Natur ausrief. In Carlsbad war der junge, rüstige Bursche schon mit Sonnenaufgang im Gebirge, und brachte von dort reiche Ausbeute mit an den Brunnen, ehe Goethe noch seine Becher geleert hatte. Alle Mitgäste, welche sich dieser schönen Wissenschaft befleißigten, freuten sich über die großen Bündel Kräuter und Blumen, die der schmucke Landbursche, in kurzem Westchen daher laufend, vorwies. Goethe prägte sich so allmälig die botanische Terminologie ein und gewann auch etwas mehr Fertigkeit im Analysiren, doch keine bedeutende, „weil Trennen und Zählen nicht in seiner Natur lag.“ War Dietrich ihm behilflich, sich des Materials zu bemächtigen, so förderte und bestärkte ihn ein anderer Jüngling, August Carl, Sohn des allgemein geschätzten Lehns-Secretairs Batsch zu Weimar, in seiner Art und Weise die Pflanzenwelt zu betrachten. Er lernte den von der Jenaer Universität Heimgekehrten auf der Schlittschuhbahn kennen, wo sich damals die gute Gesellschaft zu versammeln pflegte. Hier unterhielt er sich mit ihm in freier Bewegung über höhere Ansichten der Pflanzenkunde und die verschiedenen Methoden, dieses Wissen zu behandeln, und fand die Denkweise des jungen Mannes seinen Forderungen und Wünschen ganz angemessen; die Ordnung der Pflanzen nach Familien, im aufsteigenden, sich nach und nach entwickelnden Fortschritt, war sein Augenmerk.

Weitere Förderung und Belehrung verdankte Goethe einem bejahrten Manne, dem Hofrath Büttner, der von Göttingen eine außerordentlich umfassende, auch an botanischen Werken reiche Bibliothek mitgebracht hatte. Dieser verhehlte ihm nicht, daß auch er sich mit Linné's System in Widerstreit befinde und sich bemühe

habe, die Anordnung der Gewächse nach Familien zu bearbeite
von den einfachsten Anfängen an in das Zusammengesetzteste for
schreitend. Indem Goethe so, wie er es am liebsten that, sei
Kenntnisse und Einsichten in lebensfroher Geselligkeit erweitert
wurde er zugleich auf die botanischen Schriften eines Zunftgeno
aufmerksam, eines Dichters, der sich mit ihm auf gleicher dilettant
scher Fährte befand. J. J. Rousseau zog ihn durch seine Metho
an eine breitere Uebersicht ganzer Massen in der Pflanzenwelt, w
durch er sich der Eintheilung nach Familien näherte. Durch dies
alles war Goethe's innere Opposition gegen Linné's System, m
der gleichwohl große Achtung für den ausgezeichneten Mann fo
während gepaart blieb, vielfach genährt und verstärkt worden, ehe
ihn über die Alpen nach Italien trieb. Erst dort sollte ihm, a
letzten Ziel seiner Reise, in Sicilien, die Haupt- und Grundidee vo
ständig einleuchten, die fortan der Leitstern seiner botanischen Studi
blieb, die Erkenntniß der ursprünglichen Identität aller Pflanzenthei
worüber das Weitere an seinem Orte berichtet werden soll. Jedo
lassen einzelne Aeußerungen in den Briefen an Frau von Stein e
kennen, daß selbst schon vor der Reise nach Italien jene Grundide
die ja auch mit der Idee von einem allgemeinen Knochen-Typus i
so naher Verwandtschaft steht, in ihm aufzudämmern begann. „Da
ungeheure Reich," schrieb er am 10. Juli 1786 über die Pflanze
welt, „simplificirt sich mir in der Seele, daß ich bald die schwers
Aufgabe gleich weglesen kann. Wenn ich nur Jemanden den Bli
und die Freude mittheilen könnte! Es ist aber nicht möglich. Un
es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwer
den der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsa
nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervo
bringt."

In den beiden letzten Jahren vor der italienischen Reise dehn
er die mikroskopischen Untersuchungen, zu denen ihnen seine botani
schen Studien veranlaßt hatten, auch auf die Infusionsthier
chen aus, und erweiterte so auch nach dieser Seite hin seine Natur
kenntnisse. Er zog auch in diese Untersuchungen seine Freundi
herein, ließ Zeichnungen von den beobachteten Thierchen entwerfe
und suchte sich mit der betreffenden Literatur bekannt zu machen.

Indem wir nun zu einem Ueberblick von Goethe's im Ganzen unbedeutender poetischer Thätigkeit in dem letzten Triennium der zweiten Periode übergehen, haben wir zunächst das Aufhören des Liebhabertheaters zu erwähnen, wodurch er bisher in Weimar den Anstoß zu mancher dichterischen Production erhalten hatte. Er war die belebende Seele dieses Instituts gewesen; und so lange seine Begeisterung dafür anhielt, währte die Blüthe desselben fort. Als aber eine immer größere Last von Amtsgeschäften, wachsendes wissenschaftliches Interesse, mit den Jahren zunehmender Lebensernst seine Neigung zu diesen dem Moment gewidmeten Lustbarkeiten abkühlte, begann auch in der übrigen Weimarischen Societät die Theilnahme daran zu erschlaffen; und so wurde denn, weil man theatralische Genüsse nicht wohl entbehren konnte, schon zu Anfang des Jahres 1784 eine Schauspielertruppe unter der Leitung eines Wiener Entrepreneurs Bellomo, zunächst für die ersten drei Monate, angeworben. Da ihre Leistungen befriedigten, so ließ man sie fortbestehen, bis 1791, nach Bellomo's Abgange, das gegenwärtige Hoftheater errichtet und unter Goethe's Direction gestellt ward. Bellomo's Gesellschaft charakterisirte der Herzog in einem Briefe an Knebel vom 15. Januar 1784 als „eben nicht ausnehmend gut"; doch habe sie glücklicher Weise ziemlich gute Stimmen und Geschmack in Auswahl der komischen Opern; die Schönheit der italienischen Musik ersetze die Güte des Spiels und der Uebersetzung. Für die Sommersaison richtete Bellomo zu Lauchstädt eine Bühne, so ökonomisch als möglich, ein; ein paar auf einem freien Platze stehende hohe Brettergiebel, vor welchen auf beiden Seiten das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musentempel dar; das Innere war der Länge nach durch zwei Wände getheilt; der mittlere Raum war der Bühne und den Zuschauerplätzen gewidmet, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben. So war also im Winter und Sommer für das theatralische Bedürfniß des Weimarischen Hofes gesorgt, woraus für Goethe ein nicht unbedeutender Gewinn an Muße erwuchs.

Zu den Maskenfesten konnte er aber nicht umhin, am 30. Jan. 1784 in dem Planetentanz noch einen Tribut zu bringen, den letzten, wie es scheint, für eine Reihe von vierzehn Jahren. Es war

ein glücklicher Gedanke, in diesem Jahre, bei dem ersten Gebu
tage der Herzogin, wo man ihr zu einem Erbprinzen Glück wüns
konnte, dem Feste dadurch einen höhern Schwung zu geben, daß
die Planeten, denen ein uralter Glaube Einfluß auf das Schi
der Erdgeborenen zuschreibt, als personificirte Wesen glückwünsc
und glückverheißend auftreten, und sie, die oben seit Aeonen i
Reigen halten, der Fürstin zu Ehren einen feierlichen Tanz
Erden begehen ließ. Den Zug eröffneten vier Winde, um in
dichten Festgedränge Raum für die Eintretenden zu machen. I
folgten die zwölf Himmelszeichen, welche Liebe, Le
und Wachsthum brachten. Die drei schönen Kinder treten
und begrüßen die Fürstin, indem die Liebe das Wort führte.
freuen sich, hier einen Gespielen zu finden, den Sohn der Für
der zwar „nach Jahren" (erst im achten Jahre der Ehe), aber
zur „rechten Stund' erschien." Unterdessen hat sich der Thierk
gebildet, der als einfassender Rahmen für den später beginnen
Tanz der Planeten dienen soll. Diese treten nun auch he
Auffallend genug, sagt die dem Gedichte beigefügte Notiz von ih
„Mercur ruft sie zur Feier des Tages; allein noch bezeugen
ihren Unmuth, denn die Sonne verweilt zu kommen. Doch
sie naht sich bald mit ihrem Gefolge, sendet ihre wirksamsten St
len der Fürstin zum Geschenke, und der feierliche Tanz begin
Namentlich ist in den Worten, womit die Planeten die Herz
anreden, nicht das Geringste von Unmuth wahrzunehmen *).

Außer diesem Redoutengedicht gehören in das Jahr 1784
nächst noch einige, zum Theil schon angedeutete Epigramme **).
diese reihen sich aus dem nächstfolgenden Jahre eines auf Her
Leopold von Braunschweig, Bruder der Herzogin Ama
der im Frühling dieses Jahres zu Frankfurt an der Oder bei e
furchtbaren Wassersnoth ein Opfer seiner heldenmüthigen Mensc
liebe ward, dann einige Verse vom 17. März „In das Stam
buch des Fritz von Stein," die in der Gedichtsamml

---

*) Eine Erklärung des Einzelnen s. in meinem Commentar zu Goe
Gedichten I, 445 ff.

**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 519 f.

fehlen *), und die anmuthigen Distichen „In das Stammbuch der Gräfin Tina Brühl," am 24. Juli während eines Aufenthaltes zu Carlsbad gedichtet.

Ungleich wichtiger ist das Fragment gebliebene epische Gedicht „Die Geheimnisse", welches, nach Riemer, schon im März 1785 so weit geführt war, als es uns gegenwärtig in der Gedichtsammlung vorliegt. In Beziehung auf seine metrische Form ist uns das Bruchstück als Goethe's erster Versuch in Ottave rime merkwürdig, und bewundernswerth ist die Virtuosität, womit er das neue Versmaß sogleich handhabte. Die Wahl desselben deutet auf seine immer wachsende Neigung hin, sich den kunstmäßigeren Formen in der Poesie zuzuwenden. Dem Inhalte nach war es von vorn herein auf eine gewisse Räthselhaftigkeit angelegt; schon im Beginne ruft uns der Dichter zu:

> Es glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
> Das ganze Lied er je entziffern werde.

Viele Leser hatten auch schon vergebens ihre Auslegungskunst an diesen „Geheimnissen" versucht, als Goethe im Jahr 1816, durch die Anfrage eines Vereins studirender Jünglinge zu Königsberg veranlaßt, sich entschloß, über Plan und Zweck der Dichtung einige Mittheilungen zu machen, die freilich noch immer eine gute Reihe von Fragen unbeantwortet lassen **). Indeß gewährt uns jedenfalls das Bruchstück in Verbindung mit den nachträglich gegebenen Eröffnungen einen ziemlich klaren Blick in Goethe's nunmehrige Stellung zu Religion und Christenthum. Wie sich diese Stellung in den letzten Jahren mehr und mehr befestigte, darüber gibt vor Allem der Briefwechsel mit Lavater Aufschluß. Es erhellt daraus unwidersprechlich, daß Goethe, wie Gelzer sagt, auf Seiten derer stand, die nicht in einem Individuum, sondern in der Gattung, nicht in Christus, sondern in der Menschheit, und, wie man hinzusetzen muß, in der Natur die Offenbarung des göttlichen Lebens verehren.

---

*) S. meinen Commentar II, 38.

**) Vergl. meinen Commentar II, 41 ff., wo der Versuch gemacht ist, manches noch räthselhaft Gebliebene zu deuten.

Es erinnert sogar an Strauß, wenn Goethe am 22. Juni 1781 an Lavater schreibt: „Deinen Christus hab' ich noch niemals so gern als in Deinen (gedruckten) Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen hochrothen Trank schäumend füllen und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden. — Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genugthun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen, und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders, als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufest, um Deinen Paradiesvogel damit ausschließlich zu schmücken; dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannst, und daß Du vor Dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da Du Deinen Glauben und Deine Lehre wiederholend predigest, Dir auch den unsrigen, als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit, wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könnt." In gleichem Sinne heißt es dann weiter in einem Briefe vom 9. August 1782: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt, und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts

schöner, als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön, und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Und so weiter! Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig ernst ist, wie Dir in dem deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als Du für das Einreich Christi schreibst: müßte ich alsdann nicht das Gegentheil von Vielem behaupten, was Dein Pilatus als unwidersprechlich auffordernd in's Gesicht sagt?"

Diese Stellen beweisen statt vieler, die sich noch an einander reihen ließen, zur Genüge, wie richtig Goethe sich selbst charakterisirte, wenn er an Lavater schrieb, er sei „zwar kein Widerchrist, aber ein decidirter Nichtchrist." Was er aber in den vertrauten brieflichen Bekenntnissen schroff aussprach, das würden „die Geheimnisse", wie es der alle Gegensätze harmonisch auflösenden Poesie geziemt, in milder, schonender Fassung dargelegt haben. Es sollte zur Anschauung gebracht werden, daß „jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderlicher Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig sei;" es sollte sich zeigen, wie jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, wo sie dem durch Humanus repräsentirten Ideal ächt menschlicher Gottesverehrung sich annähere, „ja sich vollkommen mit ihm vereinige." Allein dem Christenthum würde doch der Vorrang unter allen Religionen eingeräumt worden sein; es würde sich als die Religion dargestellt haben, welche zu den verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen der Menschen, wie sie „durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihnen eingedrückt werden," sich am besten und allgemeinsten eignet; kurz, das Christenthum würde als die wahre Religion der Menschheit erschienen sein; aber nicht das Christenthum, wie es sich im Laufe der Zeiten gestaltet habe, auf dessen „reinen, gemüthlichen Anfängen nun ein unförmliches, ja barockes Heidenthum laste," sondern jenes ursprüngliche schlichte und einfache, von dem *auch Schiller meinte*, daß es „virtualiter die Anlage zu alle

Was die Entstehungszeit betrifft, so wissen wir
Goethe schon im Sommer 1784 die Ausführung bego
leicht reicht aber die Conception in noch frühere Zeit z
Billet an Frau von Stein vom 24. Juni 1782 begi
Abend, ehe ich mich in die Geheimnisse vertiefe, b
meinen Schlüssel selbst," und am 17. September dess
schrieb er ihr: „Ich versuchte nur den ersten Theil,
Anfang meines Märchens ausführlicher zu denken un
Verse zu versuchen," eine Stelle, wobei auch Schöll
heimnisse" denkt. Vielleicht hängt die Conception der
Lavater's Pontius Pilatus zusammen, wovon dieser
1782 Goethe'n die ersten Bogen zugesandt hatte. Es i
bar, daß dieser, um sich von dem „widrigen" Eindr
Theil des Buches auf ihn machte, zu befreien, den Ent
producirend dagegen zu wirken und sich aus einer u
Polemik in die heitere Höhe der Poesie zu erheben.
ihm sein bald wieder freundlicheres und herzlicheres V
Herder, dem Priester der Humanität, zu Hülfe,

so entschiedener weiter in seinem Gottesdienst einer stillen Beachtung der Naturgesetzmäßigkeit." Es bleibe dahin gestellt, ob dieses, oder Mangel an Muße das Werk in's Stocken gebracht, jedenfalls ist es sehr zu bedauern, daß es ihm nicht gelang, in jener Zeit die Geheimnisse auszuführen. Später war ihm die Vollendung derselben eine Unmöglichkeit; denn in Italien entwickelte sich in ihm eine, man darf sagen, feindselige Stimmung gegen das Christenthum, worin er Männer, wie Lavater, Claudius und selbst Jacobi, als Gegner seiner Natur-Religion, innerlich mit Unwillen und Hohn von sich stieß; und als diese Erbitterung wieder einer mildern Gesinnung Platz gemacht hatte, sprudelte der Born seiner dichterischen Productivität nicht mehr hell und rein genug, um eine so große Composition würdig zu Ende zu führen.

Gerieth so dieses epische Gedicht auf immer in's Stocken, so gelang es ihm dagegen, sein Pseudo-Epos, den Roman W. Meister, wenigstens um eine kleine Strecke zu fördern. Am 16. October 1784 konnte er seiner Freundin die Beendigung des fünften Buches melden. Am 11. November 1785 war er mit dem sechsten glücklich zu Stande gekommen, las es Herder'n und seiner Gattin, der Frau von Stein und Frau von Imhoff vor, und freute sich ihres reichlichen Beifalls. Das Lied Mignon's „Nur wer die Sehnsucht kennt", das sich jetzt im eilften Capitel des vierten Buches findet, gehörte, nach einem Briefe an Frau von Stein (vom 20. Juni 1785) damals dem sechsten Buche an. Dieses deutet wieder darauf hin, daß das damalige sechste Buch wohl nicht über das jetzige vierte hinausreichte. Mit dem nächstfolgenden Buche finden wir ihn im Frühjahre 1786 beschäftigt; auch hatte er bereits am 9. December 1785 den Plan für alle sechs folgende Bücher entworfen, woraus sich ergibt, daß das Ganze im ersten Entwurf auf zwölf Bücher berechnet war, während die herausgegebenen Lehrjahre nur aus acht bestehen.

Man könnte, wenn man die ursprüngliche Idee dieses Werkes berücksichtigt, das langsame Fortschreiten der Arbeit weniger auf Goethe's Amtsgeschäften, Naturstudien und oben angedeutetem Ge-

müthszustande, als vielmehr aus dem besondern Umstande herleiten wollen, daß er jetzt dem Theaterwesen ferner stand. Allerdings war seine Theilnahme an dem in Weimar ständigen Theater nicht lebhaft; aber auf sein fortdauerndes Interesse für dramatische Kunst deuten schon seine wiederholten ernsten Beschäftigungen mit Shakespeare's Hamlet, die seinem Roman zu gut gekommen sind. Wie sich aber zu diesem Interesse eine wachsende Neigung für das Musicalische und Lyrische gesellte, gibt sich in der Operette „Scherz, List und Rache" kund, womit wir ihn schon im August 1784 beschäftigt fanden, und die bereits Anfangs 1785 vorläufig beendet gewesen zu sein scheint. Einzelne Partien der Composition von seinem Jugendfreunde Kayser kamen im Sommer von Zürich an. Am 25. September meldete Goethe der Freundin, daß der Anfang des zweiten Actes angelangt sei, und Tags vorher hatte er die Dichtung der in Weimar anwesenden Fürstin Galizin und ihrer Begleitung vorgelesen. Aber noch in Italien widmete er diesem Stücke eine liebevolle Aufmerksamkeit, ohne daß er durch einen Erfolg desselben beim Publicum jemals belohnt worden. Die Ursachen des Mißlingens entwickelte Goethe selbst in den Annalen und den Briefen aus Italien. „Ein dunkler Begriff des Intermezzo's," sagt er, „verführte mich, und zugleich die Lust, mit Sparsamkeit und Kargheit in einem engen Raum viel zu wirken. Dadurch häuften sich aber die Musikstücke dergestalt, daß drei Personen sie nicht zu leisten vermochten. Sodann hat der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant mystificirt wird, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergötzen möchten; bei uns aber kann die Kunst den Mangel des Gemüths nicht leicht entschuldigen. Noch einen Grundfehler hat das Singspiel, daß drei Personen, gleichsam eingesperrt, ohne die Möglichkeit eines Chors, dem Componisten seine Kunst zu entwickeln und den Zuhörer zu ergötzen, nicht genugsam Gelegenheit gaben. Es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchsen des Doctors gern beleben mögen, um einen Chor zu gewinnen." Dazu kam noch, daß Kayser, als ein ernster, gewissenhafter Mann, das Werk zu redlich angriff, und die Arien zu ausführlich

nach [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
gewesen.

In der [illegible]
„Bis 17[illegible]
gereift [illegible]
die Reformen [illegible]
wesen. [illegible]
treffliche Gedicht „Zueignung" [illegible]
werden *) [illegible]
war. Diese [illegible]
die Umwandlung Goethe's [illegible]
des Aufenthaltes in Italien [illegible]
schieden begonnen hatte. Wie das Gedicht schon durch den [illegible] lieblichen Fluß der Rede, die Melodie des Sprachklanges, die ganz classische Formvollendung den Eindruck macht, als könne es nur unter dem schönen Himmel Italiens entstanden sein, so spricht sich auch im Inhalte die heitere Ruhe, der selige Frieden aus, der ihn dort in so hohem Maße beglücken sollte. Es ist nicht, wie Kannegießer meint, als Darstellung der ursprünglichen Dichterweihe zu betrachten; aber wohl spricht hier Goethe aus, daß er nun erst im ganzen und vollen Sinne des Wortes sich zum Dichter geweiht fühle. Er kannte die Göttin, die ihm erscheint, von längerer Zeit her, und war ihr dankbar für manchen lindernden Balsam, den sie in seine Herzenswunden gegossen; aber er hatte ihr nicht in der rechten Weise gedient. Mit den Genossen der Sturm- und Drangperiode hatte er eine Zeitlang den Irrthum getheilt, „geniales Feuer brenne" wie Jean Paul sagt, „nothwendig als leidenschaftliches, während doch der rechte Genius sich von innen beruhigt, und nicht das Oel

*) S. oben S. 439 f.

auffahrende Wogen, sondern die glatte Tiefe die Welt spiegelt.“ Auf jene Periode zielt der Vers:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen.

Wir wissen, wie er allmälig seines Irrthums inne werdend, die Freunde der kraftgenialischen Zeit, einen nach dem andern, aufgab, so daß er mit Recht zur Göttin sagen konnte:

Da ich dich kenne, bin ich fast allein.

Aber diese Isolirtheit, in die er durch seine berichtigten Ansichten von der Poesie gerathen war, konnte ihm auf die Dauer nicht erquicklich sein; er fühlte das Bedürfniß eines gemeinsamen Strebens und Bildens. Daher wendet sich der Dichter in der Schlußstrophe, wo der Hauptgedanke des Ganzen klar hervortritt, an seine Freunde und fordert sie zu vereintem Wirken auf. Von nun an will er, aus seiner bisherigen Isolirung heraustretend, sich wieder einem Kreise von Genossen anschließen, will nicht mehr „sein Pfund vergraben,“ sondern „das edle Gut für Andere wachsen lassen,“ will die Werke, die er seit Jahren der Welt vorenthalten, und was ihm ferner gelingen wird, an's Licht des Tages treten lassen. Allein in anderm Sinne und zu anderm Zwecke sucht er sich jetzt einen Freundekreis, als einst in Straßburg und Frankfurt. Es ist nicht mehr das jugendliche Bedürfniß freier Mittheilung, fröhlichen Zusammenlebens, was ihn früher an gleichalterige Gesellen gefesselt hat; er schließt sich als Künstler den Künstlern zu wechselseitiger Förderung an; denn er ist von dem Grundsatze zurückgekommen, daß in dem Dichter Genie und Natur Alles wirken müsse; der Dilettant, selbst der reichbegabte, scheidet sich ihm jetzt strenge von dem Künstler. Und so werden wir denn auch in der folgenden Periode finden, daß sein Verhältniß zu Schiller, Meyer, Humboldt und wie die anderen Männer heißen, mit denen er förderhin „vereint dem Tag entgegenwandelte“, ganz anderer Natur ist, als das frühere zu Lenz, Klinger, Wagner, Jung-Stilling u. s. w.

Ehe wir nun noch seine letzte poetische Production vor dem *Abschiede* nach Italien besprechen, haben wir noch einiges mehr

Biographische aus den Jahren 1785 und 1786 nachzuholen. Die beiden ersten Monate des Jahres 1785 bewegte Goethe sich in den gewohnten Gleisen, ging am 6. März nach Jena, die wiederangegriffenen Wasserbauten zu revidiren, und setzte, bei Knebel einkehrend, die osteologischen Studien mit Loder, die botanischen mit Büttner fort. Nach sechstägiger Abwesenheit heimgekehrt, blieb er in Weimar bis Ende April, wo er Knebel in Jena noch einmal besuchte, und verweilte dann, mehrmals durch Unwohlsein gestört, zu Hause bis Anfang Juni. Am 2. ward er durch seine alljährliche Geschäftsreise nach Ilmenau geführt, wohin er dießmal Knebel mitnahm. Mineralogische Beobachtungen anstellend, wanderten sie zusammen den Saalgrund hinauf, und blieben in Ilmenau bis zum 16. Juni. Goethe brachte darauf nur einige Tage bei der Freundin in Weimar zu; denn am 20. Juni reiste sie nach Carlsbad voraus, und drei Tage später trat Goethe mit Knebel die schon 1784 projectirte, aber damals nicht zu Stande gekommene Reise in's Fichtelgebirge an.

Am 23. Juni brachen sie, von zwei Bedienten begleitet, im Wagen von Jena auf und gelangten den Abend bis Neustadt an der Orla. Hier zeigte sich, als Knebel eine Pfeife geraucht hatte, Goethe's starke Empfindlichkeit für den Tabaksdampf; er gerieth in einen fieberhaften Zustand, und ward durch eine darauf folgende Unpäßlichkeit bis zum 29. Juni in Neustadt festgehalten. „Ich bemerkte,“ sagt Knebel, dem wir einen Bericht über diese Reisetour verdanken *), „wie Goethe's Natur leicht bis auf den letzten Augenblick sich unverändert erhält, dann von dem leichtesten Umstande Gelegenheit sich nimmt und ihn gänzlich zu Boden wirft. Dieß trifft in vielen Stücken bei ihm ein.“ Das Unwohlsein war indeß durch den Tabaksrauch nur zum Ausbruch gelockt worden und eigentlich eine Erkältung, die sich am folgenden Tage in einer Backengeschwulst Luft machte. Während Knebel, in dem auch ein großer Eifer für die Mineralogie erwacht war, die benachbarten Berge durchstrich, beschäftigte sich Goethe mit Lectüre und mikroskopischen Untersuchun-

*) Knebel's liter. Nachlaß und Briefwechsel, III, 274 ff.

gen, unterhielt sich auch viel, wenn Knebel bei ihm war, über Shakespeare's Hamlet. Ohne Zweifel kam hier Manches zur Sprache, was er in den um jene Zeit entstandenen Theil des Wilhelm Meister niedergelegt hat. Am 29. Juni reisten sie endlich über Schleiz nach Hof, indem sie rechts und links fortwährend die Gebirgsarten untersuchten. Sodann ging es am folgenden Tage über Marktleuthen nach Wunsiedel, wo sie gegen Abend den Katharinenberg bestiegen und sich an der schönen Aussicht ergötzten, auch noch einen raschen Ausflug nach dem nahe gelegenen Sichersreuth machten. Am 1. Juli wanderten sie tiefer in's Gebirge hinein nach der Zinnwäsche auf den Seeberg. Sie beobachteten genau die Operationen des Zinnwaschens, tranken aus der Quelle des hier entspringenden Mains, bestiegen hierauf die höchsten Felsen des Ochsenkopfes und genossen von diesen herrlichen Granitmassen herab eine großartige Aussicht. Nachdem sie dann noch den Nußhartsberg, ebenfalls ein prachtvolles Granitgebäude, besucht hatten, kehrten sie Abends spät nach Wunsiedel zurück. Hier verweilten sie den folgenden Tag, besahen eine Zeugfabrik und einen Garten, und Abends las Goethe dem Freunde die neuesten Capitel seines Wilhelm Meister vor. Am nächsten Tage ward, bei starkem Gewitterregen, eine Excursion nach der Luxburg unternommen; dann brachen sie am 4. Juli nach Böhmen auf, übernachteten in Zwota, und trafen am 5. Mittags in Carlsbad ein.

Hier fanden sie bereits die regierende Herzogin, die Frau von Stein, Herder nebst Gattin, die Gräfin von Bernstorf und Bode, „mit einem ganzen Heere von umbris und capite censis“ aus Weimar *); es war, als ob der Thüringische Musenhof plötzlich nach Böhmen versetzt worden sei. In Weimar herrschte unterdessen, wie in Tiefurt, statt des lustigen Treibens früherer Jahre eine tiefe Stille, um so mehr, als auch der Herzog jetzt oft und lange abwesend war. Schon im Januar dieses Jahres hatte Wieland **) geklagt: „Bisher ist die Herzogin Mutter unser einziger Trost gewesen. Ohne

*) Briefe an Merck, Nr. 222.

**) Briefe an Merck, Nr. 212.

sie würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges, und seelentödtendes Nest werden, als irgend eins in deutschen und welschen Landen." Jetzt, im Juli, befand sich, wie er weiter an Merck berichtete, „die gute Duchessa Madre wirklich vis à vis von Einsiedel, Thusnelden und ihm im Stande einer verdienstlichen Exinanition und hatte zumal bei dem höchst leidigen Sommerwetter genug zu thun, sich der Langeweile zu erwehren." Ein Glück war es, daß bald „der podagrische Freund Oeser" zu Hülfe kam und fünf Wochen lang bei der Herzogin verweilte. Allein auch nach der Wiederkehr der Carlsbader Gäste wollte sich die Weimarer Gesellschaft nicht mehr beleben; im Spätherbst ward es so still, daß die Herzogin Mutter sagte: „Sie schlafen alle;" und der Herzog schrieb im December an Knebel: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden." Das Haupttriebrad des jovialen Lebens stockte, seit Goethe sich mit höherm Ernste seinem Berufe, der Wissenschaft und ernsteren Kunstbestrebungen zugewandt hatte.

Er verweilte noch eine Zeitlang in Carlsbad *), nachdem die übrige Weimarische Gesellschaft schon Abschied genommen hatte, besuchte Joachimsthal, Johann-Georgenstadt, Schneeberg u. a. O., und kehrte den 20. August gesund und wohl, mit reicher mineralogischer Beute, nach Weimar zurück.

Hier freute er sich nur wenige Tage der Nähe seiner Freundin, da sie bald nach seinem Geburtstage auf fünf Wochen nach ihrem Gute Kochberg ging. Dazu war auch sein Zögling Fritz entfernt, den er für die Meßzeit nach Frankfurt zu seiner Mutter geschickt hatte. So waren ihm denn in dieser Entbehrungszeit einige Gäste, die sich in Weimar einfanden, willkommen. Bisweilen war er mit dem Prinzen August von Gotha zusammen, der vom 30. August bis zum 22. September verweilte. Gegen Mitte Septembers kam

---

*) Das in Gruppe's Musenalmanach auf das 1851 gedruckte „Bänkelsängerlied" dichtete Goethe zum Geburtstage (den 26. Juli) des in Carlsbad anwesenden Grafen Moritz Brühl, dessen Lebenslauf in einem Bilde (wahrscheinlich von dem Portraitmaler Darbes) dargestellt war.

der aus der Nähe seinen Morgengruß zuschicken, un
später hatte er die Freude, die noch einmal durchre
Galizin mit ihr bekannt zu machen. „Diese herrliche S
er an Jacobi den 21. October, „hat uns durch ihre
mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die Ihrig
schöne Stunden und Freude gegeben. Du kennst mich
wenn ich Dir sage, daß wir dießmal ganz natürlich g
und offen gewesen sind, so kannst Du Dir das Uebrige
Am meisten freut mich, daß Frau von Stein und sie f
nen lernen."

Ueber die zwei letzten Monate des Jahres 17
ganze erste Hälfte des folgenden können wir flüchtig
Goethe beschränkte in dieser Zeit seine Bewegung na
auf die gewohnten kurzen Radien um seinen häusliche
Ausflüge nach Jena, Gotha und Ilmenau. Dazwi
wenn ihn nicht Gesundheitsstörungen, wie sie mehrma
verhinderten, die Amtsgeschäfte, die wissenschaftlichen
auch die Uebungen im Zeichnen, die er bald in Italie

Ihren eine Abendgesellschaft, woran der Herzog, Herder, Wieland und Bode Theil nahmen. Wie sehr aber innerlich sich Goethe von ihm entfernt hatte, zeigt das Weitere in dem Briefe an Frau von Stein: „Kein herzlich, vertraulich Wort ist zwischen uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht, und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt."

Am 24. Juli endlich konnte auch Goethe aufbrechen; er war noch einen Tag in Jena beschäftigt und langte den 27. in Carlsbad an. Der Herzog folgte ihm den 1. August, und auch Herder mit seiner Gattin begaben sich dahin, so daß Goethe sich auch dießmal von Nahebefreundeten, wie von einem Kreise anderer anmuthiger und vornehmer Badegäste umringt sah. Frau von Stein verließ indeß Carlsbad schon den 14. August. Goethe begleitete sie bis Schneeberg, widmete hier noch zwei Tage der Besichtigung der Bergwerke und kehrte den 17. über Neubeck in's Bad zurück. Der Aufenthalt daselbst war höchst vergnüglich, so daß er sich noch in Italien seiner mit großem Behagen erinnerte, und in Neapel mit einer liebenswürdigen Dame, die er zu Carlsbad angetroffen hatte, „alle die lustigen Scenen zurückrief, die witzigen Neckereien und Mystificationen, die geistreichen Versuche, das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. „Schnell fühlten wir uns," fährt er in dem Briefe aus Neapel vom 27. Mai 1787 fort, „auf deutschem Boden, in der besten deutschen Gesellschaft, eingeschränkt von Felswänden, durch ein seltsames Local zusammengehalten, mehr noch durch Hochachtung, Freundschaft und Neigung vereinigt." Der Herzog reis'te früher ab und ward zu Engelhaus, anderthalb Stunden von Carlsbad, unfern der Prager Straße, durch die dortigen Bäuerinnen mit einem von Goethe gedichteten Abschiedsgruß überrascht, den wir jetzt unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" mit der Ueberschrift „An den Herzog Carl August" *) wiederfinden.

*) Goethe's Werke, Bd. 6, S. 44 ff. (Ausgabe in 40 Bdn.)

In den vier Schlußversen spricht mehr der Dichter, als die Engelhäuser Bäuerinnen. Er war in den letztvergangenen Jahren Zeuge gewesen, wie des Herzogs Gemüth sich von dem „Sprudeltrieb" der Jugend gereinigt; aber je mehr der trübenden Elemente sein Inneres ausgegohren hatte, um so treuer, wünscht der Dichter, möge es die Freunde festhalten. Die Bedeutsamkeit dieses Wunsches fühlt man sogleich, wenn man bedenkt, daß der Dichter ihn vor einem Abschiede auf eine Zeit ausspricht, von der er nicht absah, wie lange sie währen könne.

Er hatte nach Carlsbad seine sämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göschen zu besorgende Ausgabe schließlich zusammenzustellen. Die ungedruckten besaß er längst in schönen Abschriften von der trefflichen Hand des Secretairs Vogel, der ihn auch dießmal begleitete. So konnte er, von Herder's treuer Mitwirkung unterstützt, die vier ersten Bände bald an den Verleger absenden, und stand im Begriffe, mit den vier letzten, welche theils aus neu entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten bestanden, ein Gleiches zu thun. Von diesem Vorhaben brachte ihn die Carlsbader Gesellschaft ab. Da er, ihren Aufforderungen gern gehorchend, Alles, was bisher von seinen Schriften unbekannt geblieben war, vorlas, so kamen die Freunde auf den Gedanken, seinen dießmaligen Geburtstag damit zu feiern, daß sie eine Reihe von Gedichten im Namen seiner unternommen, aber vernachlässigten Arbeiten an ihn richteten, worin sich jedes nach seiner Art über des Dichters Verfahren beklagte. Es zeichnete sich darunter besonders ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund gesandte Deputation diese munteren Geschöpfe inständig bat, er möchte doch das ihnen zugesandte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Diese Forderungen und Wünsche gaben Herder'n gewonnen Spiel, der ihn schon zu überreden gesucht hatte, diesen unvollendeten Arbeiten, vor allen aber Iphigenien noch eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken. Und so entschloß er sich denn, das ganze Paket mit nach Italien zu nehmen.

Goethe meint selbst, die Gesellschaft, die seinen Geburtstag auf eine so freundliche Weise beging, hätte sich wohl ein Recht er-

worden, ihn länger in Carlsbad zu fesseln; allein es trieb ihn unaufhaltsam über die Alpen. Italien war von Kindheit auf das Land seiner Sehnsucht gewesen. Es ist uns bekannt, wie frühe ihm schon dieses Gefühl durch den Vater eingeimpft wurde. In der letzten Zeit hatte sich die Sehnsucht, wie er selbst bekennt, zu einer wahren Krankheit gesteigert. Schon einige Jahre her durfte er keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten, was ihm ein Bild Italiens hervorrief. Geschah es zufällig, so erduldete er unsäglichen Schmerz. Herder spottete oft über ihn, daß er all sein Latein aus dem Spinoza lerne; er wußte nicht, wie sehr sich Goethe vor dem Alten hüten mußte, wie er sich in jene abstrusen Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete. Noch zuletzt hatte ihn die Wieland'sche Uebersetzung der Satyren höchst unglücklich gemacht. „Ich hatte kaum zwei gelesen," sagt er, „so war ich schon verrückt. Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, so wäre ich rein zu Grunde gegangen; zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen. Die historische Kenntniß fördert mich nicht; die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab, aber durch eine undurchdringliche Mauer geschieden."

Es war indeß der heiße Wunsch, so viele ihm jetzt noch leere Wortklänge und wesenlose Phantasieschemen in lebendige Anschauungen zu verwandeln, nicht das Einzige, was ihn nach Süden zog. Er, der einen für die atmosphärischen Einflüsse so reizbaren Organismus besaß, war seit zehn Jahren in das rauhe Thüringische Clima verschlagen, das ihm, wie angenehm auch sonst seine Lebensverhältnisse sich gestalteten, stets das Gefühl ließ, als sei er hier „nicht zu Hause, sondern wie geborgt und im Exil." So trieb es ihn denn, einmal den gepriesenen reinen Himmel, die labende Luft, die milden Abende, die herrlichen Mondnächte zu genießen und, wie er selbst sagt, „diese Freude wenigstens als Ausnahme zu kosten, die uns als eine ewige Naturnothwendigkeit immer zu Theil werden sollte." Und wie der nordischen Luft, so wollte er auch den künstlicheren Gesellschaftsverhältnissen des Nordens entrinnen und sich auf einige Zeit zu naturwüchsigeren Menschen flüchten. Dann

durfte er auch für seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen von Italien eine bedeutende Förderung *) erwarten, und endlich hoffte er dort für seine Poesie feste Normen und Grundsätze zu gewinnen.

Ueber den letztern Punkt hat er selbst gegen den Schluß seiner Geschichte der Farbenlehre eine sehr wichtige, nicht genugsam beachtete Confession abgelegt. Er charakterisirt dort sein früheres Verhältniß zur Poesie als ein „bloß praktisches," indem er einen Gegenstand, der ihn ansprach, ein Muster, das ihn aufregte, einen Vorgänger, der ihn anzog, so lange in seinem innern Sinne trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als sein angesehen werden mochte, und das er, nach oft jahrelangem Umhertragen und Ausbilden, endlich auf einmal gleichsam aus dem Stegreife und wie instinctartig, auf dem Papier fixirte. Etwas brauchbares Theoretisches aber, sowohl in Absicht auf die Conception eines würdigen Gegenstandes, als auf die Composition und die Ausbildung der einzelnen Theile, so wie was die Technik des rhythmischen und prosaischen Styls betraf, kam ihm weder von den Lehrstühlen noch aus Büchern entgegen. Er suchte sich daher außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, „auf welcher er zu irgend einer Vergleichung gelangen

*) Wie befriedigt Goethe sich wiederholt über seine Fortschritte in der Naturbetrachtung aussprach, so verkannte er doch gewiß nicht, daß in der üppigern Natur Italiens, in seinen vegetationsreichen Wintern, am Vesuv, am Meer sich ein ergiebigeres Feld für seine Forschungen darbieten müsse. Auch empfand er mitunter, welche mächtigen Hebel dieser Wissenschaften ihm fehlten. „In der Mineralogie," schrieb er den 16. August 1786 an Frau von Stein, „kann ich ohne Chemie nicht einen Schritt weiter, das weiß ich lange, und habe sie auch darum bei Seite gelegt, werde aber immer wieder hineingezogen." Und im Mai machte er sogar einen Anlauf, Algebra zu studiren. Aber ein solches Studium war nicht seine Sache. „Es wird Alles darauf ankommen," schrieb er seiner Freundin, „daß ich mir selbst einen Weg suche, über diese steilen Mauern zu kommen. Vielleicht treffe ich irgendwo eine Lücke, durch die ich mich einschleiche . ." Und zwei Tage später: „Wir haben die 4 Species durch und wollen nun sehen, was geblieben ist; so viel merk' ich, es wird historische Kenntniß bleiben, und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können, da das Handwerk ganz außer meiner Sphäre liegt."

und dasjenige, was ihn in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte.“ Diesen Zweck glaubte er am sichersten bei der bildenden Kunst zu erreichen. Daß ihm die Natur dazu die nöthigen Anlagen versagt hatte, sah er zwar lange Zeit nicht deutlich ein, mußte es aber doch allmälig fühlen, weßhalb er sich auf diesem Gebiete um so mehr nach Regeln und Gesetzen umsah; ja er achtete weit mehr auf das Technische der Malerei, als der Dichtkunst. In dem Maße, wie er nun aber durch Anschauung einzelner Kunstwerke, welche im Norden ihm zu Gesichte kamen, durch Unterredung mit Kennern und Reisenden, durch Lectüre geistvoller Schriften über die alte Kunstwelt, an Einsicht zunahm, fühlte er mehr und mehr das Bodenlose seiner Kenntnisse und überzeugte sich, daß nur von einer Reise nach Italien für seine Kunstbestrebungen, wie seine poetischen, etwas Befriedigendes zu hoffen sei.

Indem er so den Weg durch die antike bildende Kunst einschlug, um einen festen Punkt auf poetischem Gebiete zu suchen, war zu erwarten, daß er ihn auf dem Boden der antiken classischen Poesie finden würde. Wir haben indeß gesehen, wie schon seit Jahren eben dahin die ganze Richtung seines Dichtens ging. Bereits in dem Monodram Proserpina gab sich ein Hinüberwenden zu strengeren, begränzteren, gesetzmäßigeren Formen kund, ganz bestimmt aber spricht sich die Tendenz zur classischen Poesie in der Iphigenie, im Tasso und Elpenor aus. Unter seinen kleineren Dichtungen begegnet uns ein Epigrammen-Cyclus als Vorspiel der Venetianischen Epigramme, und eine Gruppe von Anakreontischen Liedern athmet ganz antiken Geist. Kurz, eine nähere Betrachtung von Goethe's Entwickelungsgange gewährt die Ueberzeugung, daß er sich auf dem Boden Latiums in einer Richtung, die früher schon entschieden eingeschlagen und angebahnt war, nur befestigt und gestärkt hat.

Wollte er aber des ganzen Gewinnes theilhaftig werden, den er sich von der Reise versprach, so mußte er sie allein unternehmen. Auch nur ein Gesellschafter, selbst ein Freund, wie Herder oder Knebel, hätte ihn gehindert, sich den tausend neuen Eindrücken, die

seiner harrten, mit ganz freier und offener Seele hinzugeben. So verheimlichte er denn, mit längst angeübter Verschwiegenheit, selbst denen, die seinem Herzen am nächsten standen, mit alleiniger Ausnahme Carl August's, sein Vorhaben, warf sich am 3. September 1786, früh Morgens drei Uhr, ohne irgend einen Begleiter und nur einen Mantelsack und Dachsranzen aufpackend, in eine Postchaise und stahl sich aus Carlsbad fort, um schöneren Himmelsstrichen entgegen zu eilen.

Druck von Carl Hoffmann in Stuttgart.